42. Jahrg. / November 1927 / 3. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien



Oh! sie fühlt sich sehr geschmeichelt,
Als sie liest mit lieblichem Erröten:
„FOEN ist zur Haar- und Schönheitspflege
sehr vonnöten!“

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Hunderttausende im Gebrauch!

Neu! FÖN Son. Die neue preiswerte Heißluftdusche. Preis 20.— RM.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator, Penetrator, Vibrofix u. Sanofix	**„Radiolux“** und **„Radiostat“** D.R.P.
elektr. Massageapparate	erdschlußfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Sicherheits-Heizkissen Sanotherm mit Vacu-Regler D. R. P.

Neu! Sanotherm Son. Das neue elektrische Sicherheits-Heizkissen, Gr. 25×36, **Preis 14.25 RM.**

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR. GESELLSCHAFT „SANITAS“, BERLIN N 24

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark



Inhalt des Novemberheftes:

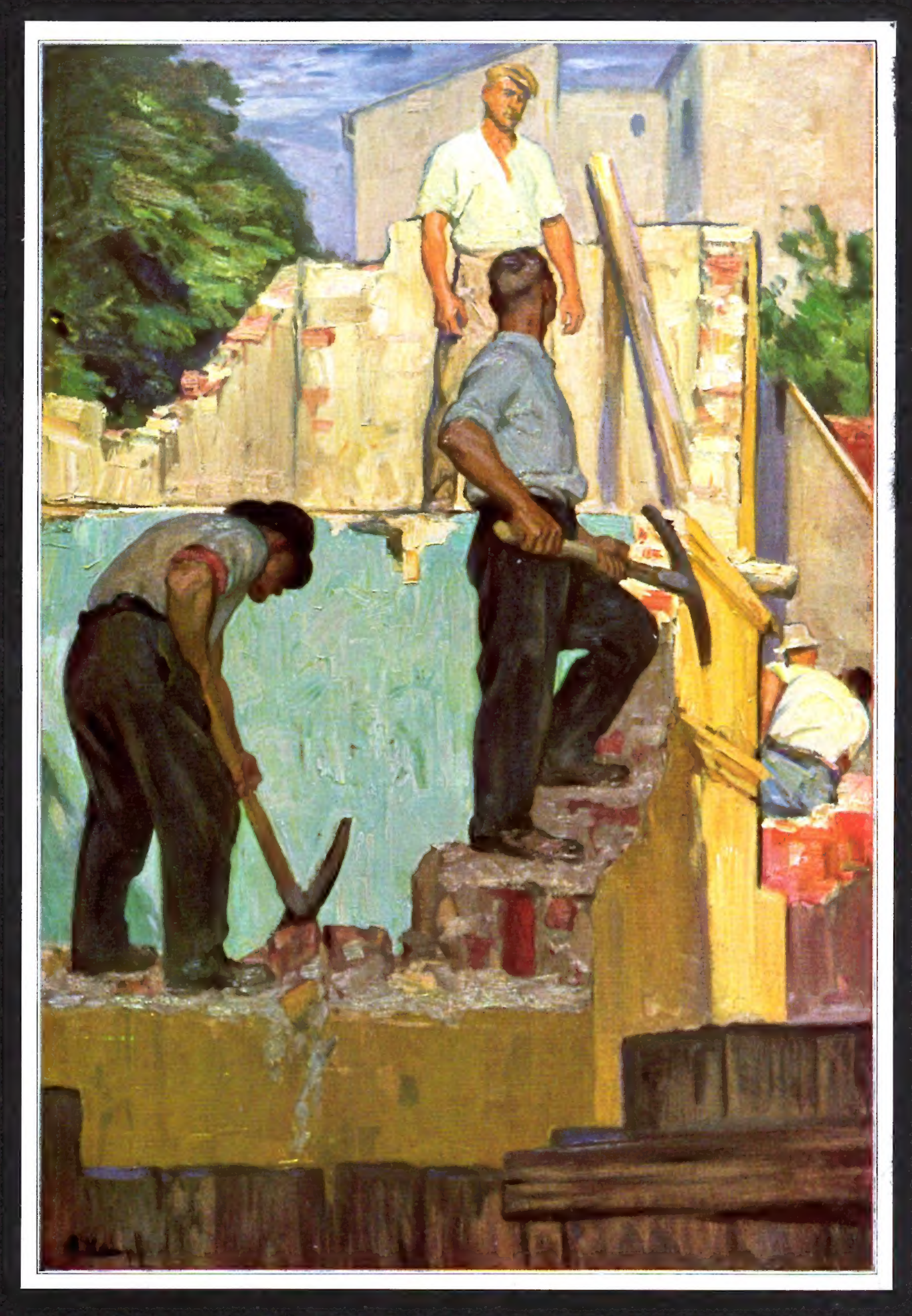
Seite

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Kunstbeilagen in Tondruck:

Textbilder:

Anzeigenteil:



Bauarbeiter. Gemälde von Prof. Arthur Kampf
(Berlin, Akademie-Ausstellung 1927)


Wenn Sie ausgehen:
Stets Wybert-Tabletten mitnehmen
leicht ist eine Erkältung da —
schwer sind die Folgen
Wybert
TABLETTEN
1 Mark in Apotheken u. Drogerien
Wybert G. m. b. H., Tumringen (Baden)

Benger's

Ribana

Die idealste Unterkleidung für Damen, Herren und Kinder.

Fein Elastisch Durchlässig

Alleinige Fabrikanten **Wilhelm Benger Söhne Stuttgart V. 5**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen





etwa 600 Abbildungen von Modellen erster Künstler über Industrie-, Sport-, Tier-, Genre-, Akt- und antike Figuren, Reliefs und Plaketten (Dichter, Komponisten, Heerführer, Staatsmänner u. solche mit sportlichen, weidmännischen, gewerblichen, familiären und religiösen Motiven), ferner von Vasen, Schreibtischgarnituren, Naturabgüssen etc.

Interessenten wollen dieses auf holzfreiem Kunstdruckpapier gedruckte und sehr geschmackvoll ausgeführte Werk gegen einen Kostenanteil v. **RM. 2.50** durch uns od. unsere Vertreter bezieh. Dieser Betrag wird bei Bezügen von üb. RM. 100.— zurückvergütet.

MITTELDEUTSCHE STAHLWERKE A.G.

LAUCHHAMMERWERK LAUCHHAMMER + PR. SACHS.



Wenn Sie Ihren Augen den vollen Kunstgenuss in Schauspiel, Oper oder Revue bieten wollen, dann nehmen Sie ein Zeiss-Theaterglas mit! Auch bei Konzerten und ähnlichen Veranstaltungen, ja selbst im Lichtspielhaus kommt das Zeissglas oft sehr zustatten. Das hier abgebildete *„Zeiss-Teleperl"*, ein reizendes kleines Prismenglas mit fein vergoldeten Metallteilen und ausgesuchtem Perlmutterbelag, bietet bei dreifacher Vergrösserung ein grosses, gleichmässig helles Bild von herrlicher Plastik und vorzüglicher Schärfe. Es ist der unerlässliche Begleiter der eleganten Dame.

ZEISS
Teleperl

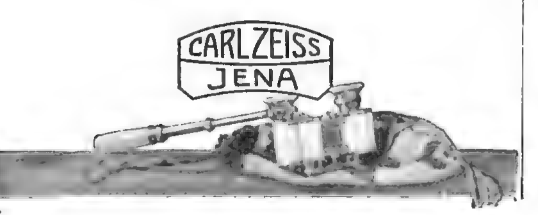
Das Theaterglas der vornehmen Welt

Das gleiche Glas ist auch mit brauner Luxusbelederung, mit und ohne ausziehbarem Handgriff, sowie auch in einfacher schwarzer Ausführung zu haben. Preislagen von **Mk. 115.—** aufwärts einschl. Leder-Etui, Perlbeutel oder dgl.

„Zeiss-Galan" $2\frac{1}{2}\times$ vergr. Theaterglas, einfacher galileischer Bauart, Mk. 42.— mit Leder-Etui.

= Bezug durch die optischen Fachgeschäfte. =

Illustrierten Auswahlkatalog „Tea 1" versendet kostenfrei Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.



SRV

Elektrischer Hörapparat

„PHONOPHOR"

mit Ohrsprecher, der nach eingehenden Versuchen jetzt wesentlich **verbessert** worden ist. Unauffälliges Tragen, deutliche Sprachwiedergabe und grosse Lautstärke ohne Nebengeräusche. Ausstellung und Vorführung in unseren Geschäftsstellen und bei unseren Wiederverkäufern.



Schwerhörige

Plagen Sie sich nicht noch länger mit Ihrem Gehörleiden, sondern erproben Sie unseren seit Jahren von vielen Schwerhörigen hervorragend begutachteten elektrischen Hörapparat

Verlangen Sie unsere Druckschrift

SIEMENS-REINIGER-VEIFA
Gesellschaft für medizin. Technik m. b. H.
BERLIN W 8



Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährtes Fabrikat

R. HUPFER & Co

Hofpianofortefabrik
– ZEITZ –
Prov. Sachsen
Gegr. 1875


Heimtückisches
Wetter
SIEGM. v. SUCHO-DOLSKI
bedroht in der Uebergangszeit Ihre Gesundheit. Wie rasch hat man sich eine Erkältung geholt, die zu den gefährlichsten Krankheiten führen kann. Die konzentrierte Ernährung mit einer Kraftnahrung, die rasch ins Blut übergeht, gibt Ihrem Körper die Widerstandsfähigkeit, die kein Wetter mehr zu fürchten braucht. Trinken Sie täglich zum Frühstück eine Tasse
Dr. Wander's Ovomaltine.
Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte natürliche Kraftnahrung von höchstem Wohlgeschmack und überaus leichter Verdaulichkeit. Sie verwandelt sich rasch in gesundes, Energie spendendes Blut und steigert die körperliche u. geistige Leistungsfähigkeit.
Büchsen zu Mk. 2.70 und Mk 5.— in Apotheken und Drogerien.
Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch die Fabrik:
Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).
F4

Die fabelhafte Sicherheit und Schnelligkeit

mit der mein Wanderer-Wagen die Alpenstraßen der Grimsel, Furka und des St. Gotthard nahm, erregte allgemeine Bewunderung. Viele Wagen gleicher Stärke, die mit weniger Personen besetzt einen Vorsprung von mehr als 20 Minuten hatten, wurden spielend überholt. Auch die Ausführung des Wanderer-Wagens wurde an internationalen Plätzen wie Interlaken, Luzern usw. viel bewundert. Allein in der Gegend von St. Moritz sind mir nicht weniger als 6 Wanderer-Wagen begegnet, und in der Garage des Cresta-Palast-Hotels in Cellerina zählte ich unter 10 Fahrzeugen 4 Wanderer-Wagen, ein Zeichen für das Vertrauen der internationalen Sportkreise in die Marke Wanderer. E. W.

Eine neue Bestätigung der überragenden Bergsteigefähigkeit, der außergewöhnlichen Kraft und Geschmeidigkeit, der bedeutenden Ueberlegenheit des Wanderer-Wagens.



Empfohlene Unterrichtsanstalten

Techn. Assistentinnen an mediz. Instituten
Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS“
Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission
Berlin N. 24, Friedrichstr. 131 d.
Prospekte frei.

Institut Burchardi, Eisenach, Bornstr. 7 u. 11.
Haush.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinnenbildungsanst.
Abt. I Töchterheim mit hauswirtschaftlichem Jahr (Berufsschule).
„ II Frauenschule.
„ III Seminar f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftsl. Gleichber. i. Pr.
„ IV **Berufsoberschule:** Vorber. z. Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule u. Städt. Haushaltungspflegerinnenausbild. — Näh. durch Auskunftshefte. ADT

Luftkurort Feldafing, schönste Lage a. **Starnberger See. Voralpines Knab.-Inst. Pestalozzi.** Landerzieh.-Heim i. Schweizer Stil. Haus I. R. Sexta b. Prima, kleine Klassen, straffer Unterr.; Char.-Bildg. Beste Verpfleg., Land- u. Wassersport; Refer., Prosp.

Halle/S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.



Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt, Thür. (Landerziehungsheim.) Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Prosp. fr. **Technikum Konstanz** am Bodensee.
Ingenieurschule Maschinenbau und Elektrotechnik

INSTITUT LEMANIA
LAUSANNE (Schweiz)
Moderne Sprach- u. Handelsfachschule mit abschliessendem **Diplom.**
Gründl. **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf.** Sport; **Ferienkurse in den Bergen.** Moderne Einrichtung u. vorzügl. Verpflegung. Internat u. Externat. — Man verlange Prospekt.

Technikum Lage (Lippe). *INGENIEUR-SCHULE. Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino. Lehrpläne frei*

Leipzig, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. ½ GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

München
H. Römers Institut und Herzogs Schülerheim
für Studierende höher. Lehranstalten u. Privatschüler. Vorbereit. auf alle Prüfungen einschließlich Reifeprüfung. Gewissenhafte Beaufsichtigung u. Erziehung. Vorzügl. Verpflegung, liebevolle Behandlung. Turnen, Spiel, Wandern. München, Georgenstr. 15. — Aufn. jederzeit.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Seit 1895. Kleine gymnas. u. real. Klassen: **Sexta bis Reifeprüfung.** Förderung körperlich Schwacher. Sport. **Verpflegung** durch eig. Landwirtschaft.



Potsdam-Hermannswerder 15
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.





Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Empfohlene Töchterpensionate

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprachen u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Empfehlungen in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte** mit staatl. anerk. **Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten i. freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Freiburg/Br. Töchter-Pensionat **Scholz-Wemans.** Gegr. 1904. Staatl. zugelass. Eig. Villa mit Garten in Waldesnähe. Ausb. in Wissensch., Sprach., Musik, Haushalt, Sport. Telef. 1865. Ref. u. Prosp. d. die Vorsteherinnen Frau **Dr. Scholz,** Frl. **Wemans.**

Gernrode/Harz. **Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild.** I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild., b) Lycealabschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., Fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bad Harzburg Töchterheim Fr. Dr. med. Krausnick. Gegr. 1907. - Ausbild. z. selbst. Führg. d. ges. Hausw., kunstgew. Handarb., Wissensch., Spr. (Engl. i. H.). Gesellsch. Ausbildg. Neuzeitl. einger. Haus.

Bad Harzburg Töchterheim Villa Mansfeld. Gegr. 1910. Haus I. Ranges. Hauswirtsch., Wissensch., Gesellschaft. Engländerin u. Franz. i. Haus. Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Besichtigung erbeten. Prosp. Frau **Dr. Rensch.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Töchterpensionate

Lausanne- **Signal,** Schweiz. ⋆ **Grand Verger.** **Erstklass. Mädchenpensionat.** Neuzeitl. Einrichtungen. Prosp. m. Ansichten auf Anfrage. Beste Referenzen. Dir.: Mme **Pflüger.**

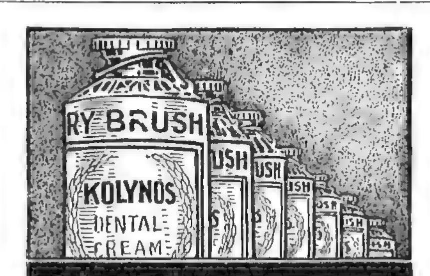
Bad Münster a. St. Haush.-Pensionat C. Rost. Grdl. theor. sowie prakt. Ausb. i. all. hausw. Fäch., ganz bes. i. d. bürgerl. sowie fein. Küche. Verlobte u. ält. Dam. könn. a. kürz. Zeit Aufn. find., um Koch. u. Back. zu erl. Prosp. geg. Doppelporto. **Die Vorsteherin.**

Bad Suderode/Harz. **Töchterbildungsheim Pape.** Gegr. 1896. Eigenh. i. parkähnl. Gart. Warmwasserheiz. u. fliess. Wass. i. d. Zimm. Erste Lehrkräfte. Jed. Sport. Mäss. Pr. Ia Empf. Näh. Prosp. ADT

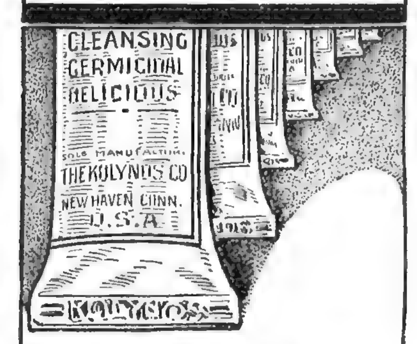
Thale/Harz. **Töchterheim Lohmann.** Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar. Institut Weiss. Gegr. 1874, staatl. genehm. Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissenschaftl. Fortbildg. f. j. Mädchen. Musik, Sprachen, Gymnastik. Akad. u. gewerbl. gepr. Lehrkräfte i. Hause. Gr. Besitz, Park. Prosp. m. Ref. Dir. Dr. phil. **Kurt Weiss** u. Frau.

Cassel-Wilhelmshöhe · **Töchterheim Haus im Haidefeld.** Baunsbergstr. 121. Fernspr. 3592. Eig. Villa m. gr. Gart. i. fr. gesund. Lage. Grdl. hausw., wissensch. u. gesellsch. Ausb. Staatl. gepr. Lehrkr. Frau Rittm. **Martini.**



KOLYNOS
ZAHNPASTA



Nur sieben Tuben Kolynos Zahnpasta

(auf wissenschaftlicher Basis hergestellt nach Vorschrift von Geh. Hofrat Dr. N. S. Jenkins)

genügen für Ihren gesamten Jahresbedarf. Dies ist wirkliche Sparsamkeit, trotz des anscheinend hohen Preises von M. 2.— pro Tube, die auch nur infolge der starken Konzentrierung des Kolynos möglich ist. Keine überflüssigen Bestandteile, um die Tube zu füllen, sind darin enthalten.

1 cm Kolynos, **auf trockener Zahnbürste**, genügt vollständig. Verlangen Sie bitte 1 **Gratis**mustertube, die Ihnen unter portofreier Sendung zugeht.

Lager und Vertrieb:

MAX WEBER, WEIMAR,
An der Falkenburg 8

Das entzückendste Geschenk für Damen!

Deutsch-Handdruck-Schürze „Hall"

indanthrenfarbig
(auf Original Gminderlinnen)



Lieferbar auf weißem oder sandfarbigem Grund in den Farben: blau, grün, braun oder apfelsine. Probeschürze portofrei gegen Vorkasse (Postscheckkonto 5035 Stuttgart) M. 6.—. Bei Nachnahme 40 Pf. mehr. Garantie: Zurücknahme bei Nichtgefallen.

Chr. Deutsch, Schwäb. Hall (Wttbg.)

Leinen für Bettwäsche!

Nr. 445. Reinleinen, schwere Hausmacherware, 160 cm breit Mk. 4.40, 140 cm br. Mk. 3.80, 82 cm br. Mk. 2.20 d. Meter.
Nr. 446. Reinleinen, mittelfädige Stuhlware, 160 cm breit Mk. 4.90, 82 cm breit Mk. 2.45 d. Meter.
Nr. 447. Reinleinen, Hausmacher, rasengebleicht, 160 cm breit Mk. 6.30, 82 cm breit Mk. 3.15 d. Meter.
Nr. 440. Flachshalbleinen mit verstärkter Mitte, 160 cm breit Mk. 3.95, 150 cm Mk. 3.75 d. Meter.
Schneiden und Säumen kostet 25 Pfg. je Bettuch.
Nr. 485. Handtücher, reinlein. Gerstenkorn mit Rosenborde oben und unten, 48×110 cm, Mk. 22.50 d. Dtzd.
Von Mk. 30.- an Zusendg. postfr., i. Ausld. fr. deutsche Grenze.

Heinrich Eggemann, Bielefeld 4
Wäschefabrik. Schließfach.
Geschäftsgründung 1851. Postscheckkonto Hannover 3170.
Seit 75 Jahren Erzeuger von Leinen- u. Wäsche-Aussteuern.
Muster (wovon?) oder Vertreterbesuch bereitwillig.

Riessner-Öfen RIESSNER-WERKE A.-G. ·· NÜRNBERG ··



BESUCHT

MÜNCHEN UND DIE BAYER. ALPEN!

Für Kinder ausserhalb der Hauptsaison verbilligte Unterkunft

Auskünfte, Prospekte, Wohnungsnachweis für sämtliche Orte von Südbayern kostenlos durch den ***Fremdenverkehrsverband München u. bayer. Alpen,*** *München-Hauptbahnhof-Nordbau*

Brannenburg **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m) am Endpunkt der elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Berchtesgaden ⋆ **Haus Geiger.** Pension in bester Südlage, seit 60 Jahren im Besitz und unter Führung d. Familie. Besitzer **F. Geiger.** Tel. 26. Autogaragen.

Berlin-Südende ⋆ **Asthmakurhaus** **Dr. WEISS.** — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bad Lippspringe heilt die Lunge
Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad** I. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beacht.

Nordseebad WYK auf Föhr
Kinder-Sanatorien -Heime
S. R. Gmelin Jugendheim Pädagogium
Zweiganst. d. Nordsee-Sanat.
Kindersanatorium Dr. Pause
Haus in d. Sonne, Burkhardt
Jugendh. St. Rt. Hermanns
Haus Weinberg
Tanneck, Frau v. Wittich

Velhagen & Klasings
Taschenatlas für Eisenbahnreisende
mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von
Dr. Ernst Ambrosius und Karl Tänzler
Zweite, verbesserte Auflage. Preis 7 Mark in biegsamem Ganzleinenband
⋆
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
⋆
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

FLIMS -**Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.** Wintersport: Sonne, viele gepflegte Spazierwege. ⋆ ⋆ Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz, Holstein. I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige und nervöse **Herren** und **Damen.** II. Kuranstalt für nerven- u. gemütskranke **Damen.** 60 Morgen grosse alte Parkanlagen. **Dr. Karsten Jaspersen.**

LAUSANNE

Das Zentrum aller Sport- und Kurgelegenheiten in der französischen Schweiz.
4 Stunden von Basel entfernt.
Zahlreiche komfortable Hotels und angesehene Unterrichts- und Erziehungs-Institute.
KEINE KURTAXE.



Moderne phys.-diätet. Kuranstalt u. Erholungsheim. — Rivieraklima. Deutsches Haus.
Pension von M. 8.— an. Jllustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

Cademario **Kurhaus** 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. Keller-Hoerschelmann.



Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall**, Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.



Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden-Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Friedrichroda in Thüringen. Sanitätsrat Dr. Bielings **Waldsanatorium Tannenhof,** für Nerv.-, Herz-, Mag.-, Darm- u. Stoffw.-Leiden. Rekonvalesz.



Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Görlitz · Dr. Kahlbaum Sanatorium und Ärztl. Pädagogium
für Nervenkrankheiten und Psychosen mit Schulunterricht, Berufsausbildung

Hahnenklee Oberharz Fernspr. 41 **Sanatorium Hahnenklee**
(600 m ü. d. M.) für Innere- und Nervenkranke, für Rekonvaleszenten. Das ganze Jahr geöffnet. Prosp. **Dr. Schulz.**

Hamburg · Prof. Unna's Klinik Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun. u. **Dr. G. W. Unna**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. Höchstgeleg. deutsche Kuranstalt f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen · Sanatorium für lungenkranke Frauen. (Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: **Dr. med. Katz**

Dr. Ferd. Wahrendorffsche **„Kuranstalt Ilten"** b. Hannover für **Nerven- u. Gemütskranke.** Offene, halboffene u. geschl. Häus. Landwirtschaft. Beschäftigungstherapie. Malaria- u. Rekurrenzbehandlung der Paralyse. 4 Aerzte. Fernruf: Hannover Nord 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.). **Heilanstalt** für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Verband Bad Kissinger Sanatorien:

Sanatorium **Dr. Apolant**
Sanatorium **Dr. von Dapper-Saalfels**
Sanatorium **Dr. Dengg**
Sanatorium **Dr. A. u. B. Dietz**
Sanatorium **Dr. Hesse**
Sanatorium **Dr. Janssen**
Sanatorium **Dr. Leusser**
Sanatorium **Dr. Pick**
Sanatorium **Dr. von Rützen-Koziczkowsky**
Sanatorium **Dr. Uibeleisen**

Prospekte durch die Sanatoriumsleitungen.

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim** für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren. Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Sanatorium Liebenstein i. Thür. DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. **Diätkuren.** Psychotherapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

PARTENKIRCHEN
Bayerisches Hochgebirge
Dr. Wigger's Kurheim
Modernst eingerichtetes **Sanatorium** und **Gaststätte** in aussichtsreichster Sonnenlage Partenkirchens für Innere-, Herz-, Nerven-, Stoffwechsel-Kranke und **Erholungsbedürftige.**
Erstklassige Küche und Komfort — 250 Betten — 60 Bäder — ganzjährig geöffnet. — Telefon Nr. 63, 488, 489, 330. — 4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres durch den Besitzer Geh. Hofrat Dr. **Florenz Wigger.**
Unter derselben Leitung
die vornehme Familienpension „Der Kurhof".
Pension von Mk 10.— bis Mk. 15.—. Telefon Nr. 272.

Fortsetzung siehe nächste Seite



Zwei wichtige neue Bücher auf dem Gebiet neuzeitlicher Ernährungslehre:

Die Küche der Zukunft auf fleischloser Grundlage mit zahlreichen Kochvorschriften

Nach den neuesten Forschungsergebnissen. Von **Clara Ebert.** Mit einem wissenschaftlichen Beitrag von **Ragnar Berg,** physiologischer Chemiker in Dresden. 251 Seiten. Ganzleinenband. Preis Rm. 4.50.

Die Verfasserin hat die Ergebnisse der neuesten Ernährungsforschung, die der Pflanzenkost eine weit größere Bedeutung für die Gesunderhaltung beimißt, als man das noch bis vor kurzem erkannt hatte, in die Praxis der Hausfrau umgesetzt. Sie zeigt ihr damit, wie mannigfaltig und schmackhaft auch eine rein vegetarische Kost sein kann. Sie sagt der fortschrittlich denkenden und folgerichtig handelnden Hausfrau, worauf es ankommt. Auch wer dem Fleisch glaubt nicht entsagen zu können, sollte zu dem Buche greifen, weil es eine Fülle neuer Rezepte bietet, die in anderen Kochbüchern nicht mit der gleichen Liebe bedacht werden und daher auf alle Fälle eine Bereicherung der Küche bedeuten.

Kultursiechtum und Säuretod

Vollernährung als Schicksalsfrage für die weiße Rasse. Von **Alfred W. McCann,** Gesundheitskommissar in Neuyork. Deutsch von Dr. A. v. Borosini. 3. Auflage. 392 Seiten. Geh. Rm. 6.—, geb. Rm. 7.50.

McCanns berühmtes Kampfwerk ist, wesentlich erweitert, eben neu aufgelegt worden. Dieses höchst lesenswerte Buch nimmt unsere gesamte Ernährungsmethode unter die Lupe und weist nach, wie sie von Grund auf verkehrt und reformbedürftig ist, sollen nicht die zivilisierten Völker entarten. McCann ist in Amerika wegen seiner unnachsichtigen Angriffe gegen Nahrungsmittelfälscher eine nahezu populäre Persönlichkeit geworden, so geliebt wie gefürchtet und hat auch uns allerlei Neues zu sagen.

Emil Pahl in Dresden-A. 16, Haydnstr. 19c
Verlag für angewandte Lebenspflege

Velhagen & Klasings Almanach für 1928

★

Ein Jahrbuch aus der Zeit des alten Kaisers

★

Zum erstenmal in diesem Almanach wird die gesellschaftliche und künstlerische Kultur der Zeit von 1860 bis 1888 mit Ernst und Heiterkeit, mit verehrender, aber nicht kritikloser Liebe betrachtet. Dieser Almanach hat bahnbrechende Bedeutung für das Ansehen einer ganzen Epoche; er wird überall gern gekauft werden.

Preis nur 5 M. gebunden

Der Band ist reich und farbig illustriert
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

★

Verlag von Velhagen & Klasing
in Bielefeld und Leipzig

Velhagen & Klasings Monographien

sind in Millionen von Bänden über die ganze Welt verbreitet

Die Sammlung umfaßt über 200 reich illustrierte Bände aus dem weiten Gebiete der Kunst, Geschichte, Kultur und Erdkunde

Erste Autoren ⋆ Gediegenste Ausstattung

Preis eines Bandes je nach Umfang M. 6.— bis M. 10.—
Ausführlicher Prospekt kostenfrei durch alle Buchhandlungen oder den Verlag

Velhagen & Klasing ⋆ Bielefeld und Leipzig

Willy Seidel und sein neuer Roman

Dieser Dichter, aus Braunschweig gebürtig (1887), ansässig in München, gehört zu den Deutschen, die es immer wieder wie mit geheimnisvollen Kräften in die Fremde zieht, als ob sie sich dort erst ihres eigentlichen, ihres heimischen Wesens ganz bewußt werden könnten. Schon vom Vater her, der mit Forschungsreisenden wie Wissmann und Hans Meyer in Beziehung stand, wurde ihm früh der Blick in die weite Welt geöffnet, und in fast allen seinen Werken, zumal in seinen Romanen, siedelt er sich dort an, wo es bunt, seltsam und abenteuerlich zugeht. Wir verdanken ihm mit seinem „Buschhahn" ein Werk, das uns tief in das Verständnis der Bewohner unserer alten Kolonie Samoa einführt. Keiner hat so aufmerksam wie er das Leben der ägyptischen Fellachen im „Sang der Sakije" belauscht. Und fast noch mächtiger als in diesen beiden Romanen hüllt er uns in die lastende Luft, das gefährliche Dämmerlicht der ostindischen Inselwelt in seinen „Schattenpuppen". Seidel weiß zu gestalten und zu spannen, vor allen Dingen aber zu malen. Seine größte Kunst ist die Stimmung.

Entschlossener als bisher hat er in seinem „Herrenmensch Zinckeysen" einen Mann und sein Schicksal in den Mittelpunkt der Geschehnisse gestellt. In diesem knappen und gradlinigen Roman, der im Dezemberheft dieser Zeitschrift erscheint, erliegt er nicht der Versuchung, über den Wundern einer zauberischen Welt den Menschen und sein Schicksal zu vergessen. Keinen Augenblick wird der Leser des klug gegliederten und gesteigerten Werks aus der Spannung entlassen: was wird mit Zinckeysen?

Dieser Mensch, der mit feiner Ironie und überlegenem Humor ein Herrenmensch genannt wird, stellt einen deutschen Typus dar, der für unser Ansehen in der Welt häufig entscheidend und leider sehr oft gefährlich gewesen ist. Es ist der Typus des allzu betriebsamen und dienstfertigen Geschäftsreisenden, der ab und zu Anwandlungen von Herrentum verspürt und sich bei anderen Völkern wenig beliebt zu machen versteht. Es ist nun ausgezeichnet, wie dieser Zinckeysen, in seinem Beruf durch Krieg, Umsturz, Inflation vernichtet, sich mit erstaunlicher Tatkraft ein neues Daheim zimmert. Dieser Mann mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen wird jeden von uns zum Nachdenken anregen. Seine Schicksale aber, die ihn in bunter Abenteuerfülle durch die große Welt und in die Tiefen des Elends, weg von der Heimat nach dem fernen Osten führen, lassen uns in ihrer rasenden Jagd keinen Augenblick los. Seidel ist mit diesem Roman ein wahrhaft bedeutendes und jedermann packendes Werk gelungen, ein heiteres, ein deutsches Buch, und wer unsere zeitgenössische Literatur kennt, der weiß, wie selten die heiteren und die deutschen Bücher sind.

—gl—

*

ZAHNCREME MOUSON

In Tuben Mk. 0,60 und Mk. 1.–



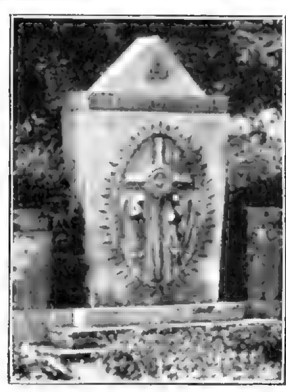
1. Bereiten Sie Ihre Speisen noch an der offenen Feuerstelle?
2. Beleuchten Sie Ihre Räume noch mit der Oellampe oder dem Kienspan?
3. Machen Sie Ihre Reisen noch mit der Postkutsche?
4. Waschen Sie Ihre Wäsche noch mit der Hand, oder bedienen Sie sich der

Miele-Elektro-Waschmaschine?

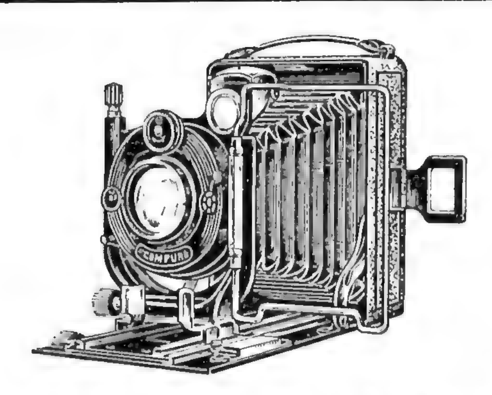
Bei normalem Hausgebrauch macht sie sich schon in 2 Jahren bezahlt. In den einschlägigen Geschäften – auf Wunsch gegen bequeme Ratenzahlung – zu haben.

Mielewerke A.-G. Gütersloh/Westfalen
Grösste Waschmaschinenfabrik Deutschlands.

Edelhonig von köstlichem Aroma, verbürgt unverfälscht, sachgem. gewonnen und behandelt, dessen chemische Untersuchungen den Anforderungen des Deutschen Arzneibuches entsprechen u. dessen Versand unt. ständiger Aufsicht d. Herrn Dr. Rössler, vereid. Handels- u. Gerichtschemiker, Zittau, erfolgt, versend. wir seit 15 Jahren. 1926 erhielten wir lt. amtl. Beurkundung unaufgefordert 331 Anerkennungsschreiben und gewannen durch freiwillige Empfehlung alt. Kunden 697 neue Postbezieher. Abgabe von $1^1/_2$ Pfd. an. Fordern Sie Angebot mit Freiprobe und Aufklärungsschrift.
Grossimkerei Ebersbach (Sa.) N. 2.



Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst
Vereinigung zur Förderung der Kunst auf den Friedhöfen.
Gegründet 1905
Leiter: Professor Dr. v. GROLMAN
Wiesbaden
Kapellenstrasse 41
Ueber 50 Zweigstellen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz und Tschechoslowakei
Ansichtskollektionen in jeder Preislage gegen Einsendung von 40 Pf. Porto in Briefmarken. Angaben über Grösse, Lage der Grabstätte usw. bitten wir beizufügen.



ORIONWERK AKT.-GES. HANNOVER GEGR. 1893
ÄLTESTES U. GRÖSSTES KAMERAWERK NORDDEUTSCHLANDS
Bezug durch regulären Handel. Katalog kostenlos portofrei.



Musik-Instrumente, erstkl., billig, Jazz-Neuh., Akkordeons, Sprechm., Platten nur d. direkt. Bezug
Wilh. Kruse, Markneukirchen 115
Künstler-Katalog frei.

Briefmarken gar. echt, 1000 alle versch. 3.50 portofrei. Reichhalt. illustr. Preislist. kostenlos. **Martin Greif 127, Leipzig N 22**, F. Nordhoffstr. 30.

Rassehunde-Zuchtanstalt u. Handlg. „HEKTOR", Bad Köstritz 2



Weltbekannte renomm. Firma. Versand all. edl. Rassehunde. Export n. allen Weltteilen. — Jllustr. Prachtkatalog, Preisliste u. Beschreibungen Rmk. 1.–.

Spielwaren, sowie
Künstlerpuppen, Metallbaukasten, Lehrmittel usw.
Jllustrierte Preisliste mit Grössenangaben versehen gratis und franko.
A. Wahnschaffe, ältestes Nürnberger Spielwaren-Versandhaus, **Nürnberg.**
Billige Preise lohnen jeden Bezug.
Viele Spezialitäten.

Ein Zeichen von Kultur
ist es, seine Zigarren nicht auf gut Glück zu kaufen, sondern von einer Quelle zu bestellen, die seit Jahrzehnten leistungsfähig und preiswert ist. Prüfen Sie von diesem Gesichtspunkt unsere Sonderbeilage. Zigarrenfabrik **F. W. Haase**, Hoflieferant, **Bremen.**

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatsheft-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Erzählungen, Sagen, Märchen.

Hyckel, Georg. **Was der Sagenborn rauscht...** Ein Sagenbuch des oberschlesischen Landes. Mit Zeichnungen von H. Sladkowsky. Preis 4 Mk. (L. Heege, Schweidnitz.) — Schlicht erzählte und nur wenigen bekannte Sagen.

Mayer, Otto (Eduard Dupré). **Elsässische Erzählungen eines alten Advokaten.** (Elsaß-Lothringische Hausbücherei, Band 11.) (Selbstverlag des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt, Frankfurt a. M.)

Mielert, Fritz. **Westfalen.** Eine dichterische Heimat-Anthologie. Mit 16 Bildern. Preis 8 Mk. (G. D. Baedeker, Essen.) — Ein reiches Heimatbuch, in dessen Blätter sich nichts Plattes eingeschlichen hat.

Rübezahl. Fünfzig Historien des Magisters Johannes Prätorius. Ausgewählt und mit Bildern geschmückt von Alfred Kubin. Preis 10 Mk. (Johannes Stauda, Augsburg.) — Der rechte Stoff hat den rechten Künstler gefunden: Kubin und Rübezahl — das klingt zusammen, und man wundert sich, daß es dieses Buch nicht schon lange gegeben hat!

Schenk, Marie M. **Renhard der Spielmann.** Erzählung aus dem Jahre 1525. Mit vier Bildern und Umschlagzeichnung von Franz Müller-Münster. Preis 4.50 Mk. (J. P. Bachem, G. m. b. H., Köln.) — Eine spannende Geschichte aus dem großen Bauernkrieg.

Wisser, Wilhelm. **Plattdeutsche Volksmärchen.** Neue Folge. Preis 8 Mk. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.) — Ein großer Sammler — mehr als das: ein großer Sprachkünstler hat diesen neuen Band aus der drohenden Vergessenheit gerettet.

Zaunert, Paul. **Westfälische Sagen.** Mit 21 Tafeln und 42 Abbildungen. Preis 10 Mk. (Eugen Diederichs, Jena.) — Ein echt westfälisches Heimatbuch, in Bild und Wort gleich echt. Keine Sammlung, sondern eine fortlaufende Chronik.

Zoellner, Albert. **Zwölf Zwerge und ihr König.** (Braun & Schneider, München.) Preis 4 Mk. — Geschichten für große und kleine Kinder, wie sie Zwerg Schnurrifax erzählt hat, mit zwölf lustigen bunten Bildern von Paul Lothar Müller.

Reisen und Abenteuer.

Asch, Hannah. **Fräulein Weltenbummler. Reiseerlebnisse in Afrika und Asien.** Mit 31 Abbildungen und Tafeln. Preis 5 Mk. (August Scherl, G. m. b. H., Berlin.) — Bilder aus dem Osten, vor allem aus Japan, China und Ceylon, weiblich gesehen und geschildert und eben deshalb von ursprünglichem Wert.

Atlas der geschützten Pflanzen und Tiere Mitteleuropas. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Abteilung IV: Die

(Fortsetzung S. 26.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 24).

heimischen, geschützten Raubvögel von Dr. Martin Löpelmann. Mit 9 farbigen Tafeln, 73 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln, 9 Flugtafeln und 26 Abbildungen im Text. Preis 4.50 Mk. (Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde.)

Beebe, William. **Dschungelleben.** Forscherfreuden in Guayanas Urwäldern. Mit 16 Abbildungen. Übersetzung. Preis 6 Mk. (F. A. Brockhaus, Leipzig.)

von Gagern, Friedrich. **Das Grenzerbuch.** Von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrumpfen. Mit 20 Tafeln nach photographischen Aufnahmen und zahlreichen Kapitelleisten von Karl Wagner und mit 1 Karte. Preis 12 Mk. (Paul Parey, Berlin.) — Was uns als Kinder begeistert hat: der Kampf des roten und des weißen Mannes zieht hier in einer überwältigenden Folge von dichterisch geschauten und geschichtlich zuverlässigen Bildern vorüber, ein Buch für alt und jung, für mannhafte Herzen geschrieben.

de Haas, Rudolf. **Die Meuterer.** Abenteuer versprengter Reiter im innersten Afrika. Mit 10 Farbendrucken, 1 Karte und 95 Abbildungen. (Hesse & Becker, Leipzig.) — Im wesentlichen genaue Wiedergabe der Erlebnisse einer kleinen Reiterschar in der Lettowschen Truppe, ein Zoll des Dankes an unsere afrikanischen Helden.

Hagemann, Walter. **Zwischen La Plata u. Hudson.** Wanderungen durch Latein-Amerika. Preis 5 Mk. (Verlag der Germania, A.-G., Berlin C 2.) — Die lateinamerikanischen Staaten sind nicht bloß feuilletonistisch, sondern politisch und wirtschaftlich zu werten, wie es hier in lebendiger Darstellung geschieht.

Sternberg, Leo. **Land Nassau.** Ein Heimatbuch. Mit 88 Abbildungen und 23 Kunstdrucktafeln nach Werken hervorragender Meister. Preis 10 Mk. (Friedrich Brandstetter, Leipzig.) — Ein Blick in den unerschöpflichen Reichtum unserer Landesgeschichte. Auf engem Boden welche Fülle von Herrlichkeiten!

Schweizer Alpenstrassen, Auf. (Schweizer Ober-

(Fortsetzung S. 28.)

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 26).

postdirektion, Bern.) — Ein praktisches, schönes Reisebuch! Es macht Lust, in die Schweiz zu fahren, und ist ein guter Wegweiser dazu.

Geschichte und Dichtung.

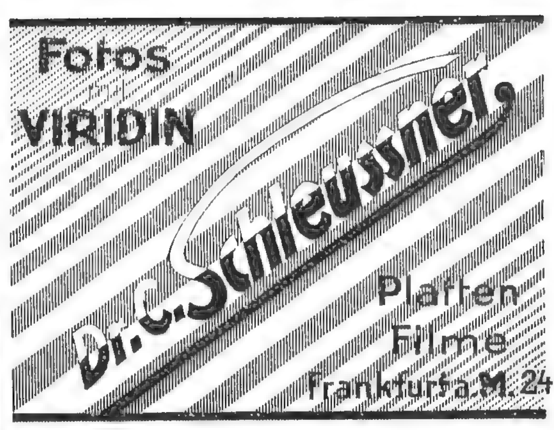
Arnold, Friedrich. **Das deutsche Volkslied.** 4., unveränderte Auflage. Preis 5 Mk. (C. Vincent, Prenzlau.) — Eine fleißige und geschickte Arbeit, die über den Reichtum des Volksliedes erschöpfende Auskunft gibt, seiner Entstehung verständig nachgeht und im 2. und 3. Teil des starken Bandes ausreichende Beispiele von Texten und Weisen mitteilt. Ein rechtes Hausbuch!

Bab, Julius. **Bernard Shaw.** (S. Fischer, Berlin.) — Gründlich und gut geschrieben.

Bebermeyer, Gustav. **Tübinger Dichterhumanisten.** Bebel, Frischlin, Flayder. Der Eberhardina Karolina zu ihrem 450jährigen Jubelfest dargebracht. Mit einem Holzschnitt, 2 Bildnissen und 1 Wappen. (Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, Tübingen.) — Drei Dichterhumanisten, von denen Flayder bis vor wenigen Jahren selbst in Fachkreisen nur dem Namen nach bekannt war, erstehen hier aufs neue. Schade, daß die zahlreich mitgeteilten lateinischen Dichtungen nicht verdeutscht sind. Wohl gibt der Anhang Übersetzungshilfen. Aber der Kreis der Leser wird doch auf Lateingeübte beschränkt, und das verdient das hübsche Büchlein nicht.

Bühner, Karl Hans. **Hermann Hesse und Gottfried Keller.** Eine Studie. Preis 1.50 Mk. (A. Bonz' Erben, Stuttgart.)

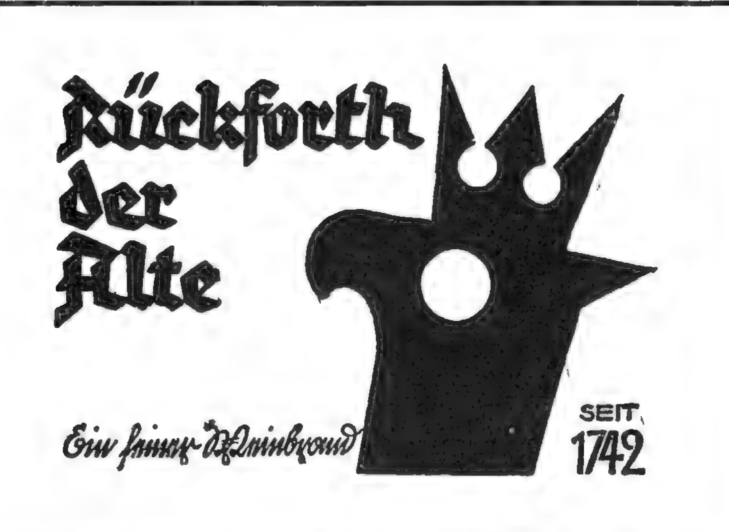
Carus, C. G. **Goethe.** Zu dessen näherem Verständnis. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt Karl Eberlein. Preis 7.50 Mk. (Wolfgang Jeß, Dresden-A.) — Eines der ersten, besten und vergessensten Bücher über Goethe, verfaßt von dem umfassend gebildeten Freunde Kaspar David Friedrichs, 1843, in einer Zeit, wo die Politik höher galt als die Dichtung.





Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.







Alleiniger Fabrikant: **Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,** Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.





VON KINDERN für ihre jüngeren Spielgefährten ENTWORFEN
zeigen wir das Waldorfschul-Spielzeug in unserem ersten reich illustrierten Weihnachts-Katalog.

Wir bitten alle KINDERFREUNDE, die schenken wollen, MITARBEITER, die helfen wollen, diesen zu verlangen und unserem Spielzeug den freudigen Einzug in recht viele Kinderstuben zu ermöglichen.

WALDORFSCHUL-SPIELZEUG UND VERLAG / STUTTGART, BÖBLINGER STR. 102/104





Wir wollen
Knorr Hafermehl
oder
Knorr Reismehl
die seit 40 Jahren bewährte Kindernahrung

Verlangen Sie von Firma C. H. Knorr A.-G., Heilbronn a. N., kostenlos und portofrei die Broschüre „Praktische Winke für die Säuglingspflege"

Bei Verstopfung
Blähungen und Fettsucht
verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.**



Diese hochmodern, stabil und gut gearbeitete Garnitur, tadellos weiss lackiert, auf Wunsch auch andere Farbtönung, kostet einschliesslich Verpackung ab Fabrik nur

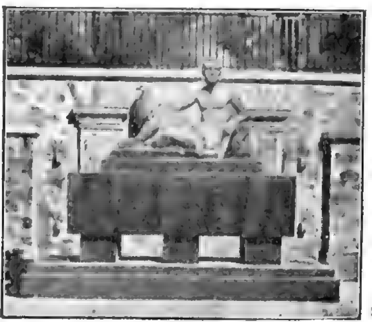
M. 156.—

Verlangen Sie Prospekte und Referenzen

Otto Hetzer A.-G., Wismar 9 i. Meckl.

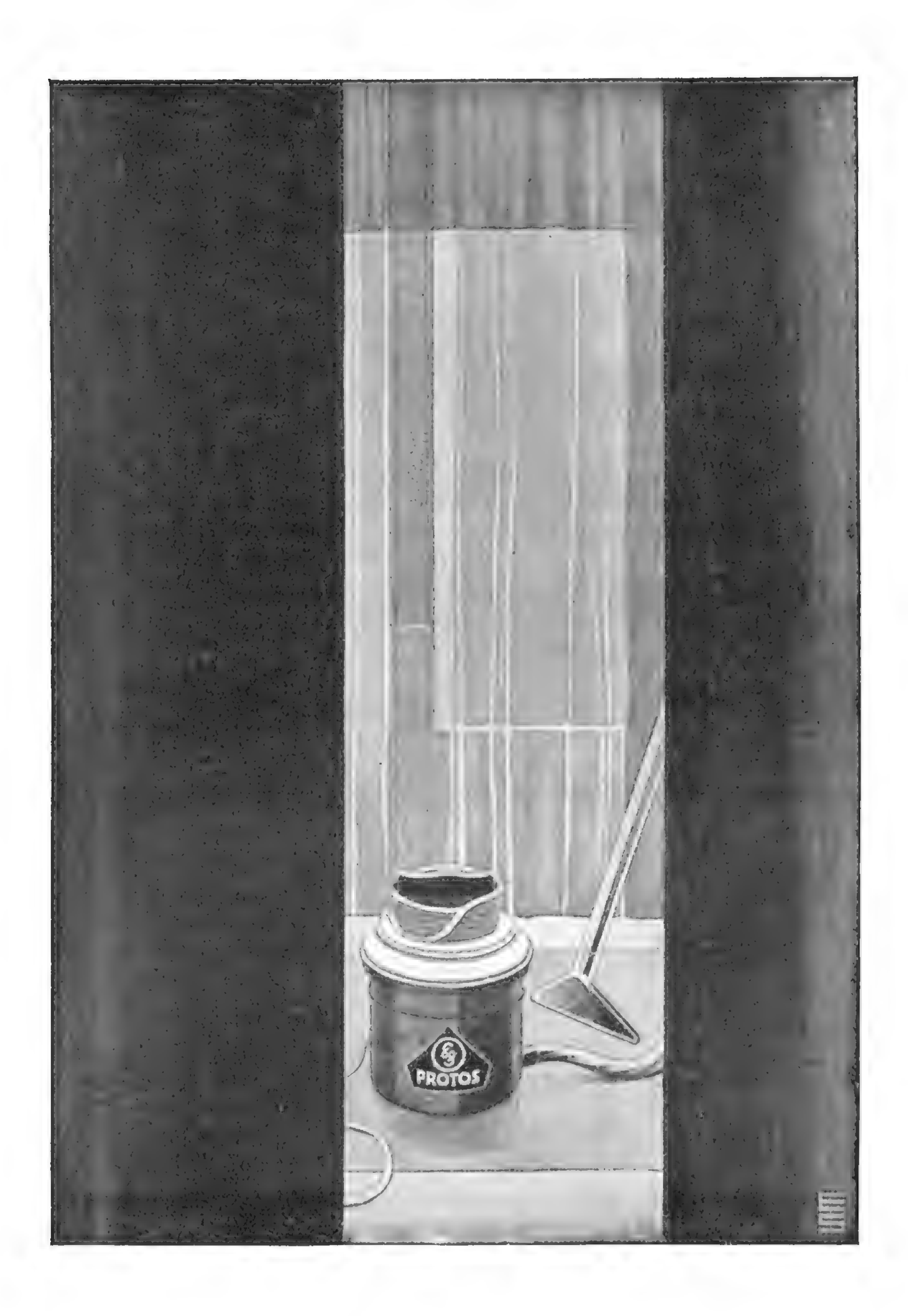
Velhagen & Klasings Volksbücher
der Kunst, Geschichte, Erdkunde, Literatur, Technik, Naturwissenschaften.
Preis eines jeden Bandes 3—5 Mk.
Verzeichnisse durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag **Leipzig C1**, Hospitalstraße 27.

Werkstätten A. Stösslein
DRESDEN-A. 21/h • Gegr. 1905
Zweigbetriebe: Bielefeld am Sennefriedhof u. Grünsfeld i. Baden



Ehrenmal für den Stadtpark in Peitz N.L.

ARBEITS-GEBIETE:
Grabmale
Ehrenmale
Mausoleen
Gartenplastiken
Brunnen
Kamine
sowie sämtl. Steinmetz- und Bildhauerarbeiten für Bauten.
★
Vorbildermaterial bereitwilligst


PROTOS

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Neuer Atlas Lebensversicherungsbank A.-G. in Ludwigshafen, F. W. Haase, Zigarrenfabrik in Bremen, Heinrich Killinger, Verlagsgesellschaft m. b. H. in Nordhausen, Gräfin von Königsmarcksche Weinkellerei Gräfin Editha v. Königsmarck o. H. in Coblenz, George Meyer, Staatliche Lotterieeinnahme in Leipzig und F. Soennecken in Bonn.



Im Zeichen der Jungfrauen

Roman von Clara Ratzka

Schluß

Wenn der Zug hielt, sah Jo in eine Zeitung hinein, immer in der Erwartung, es könnte ein Telegramm für sie ausgerufen werden. Sie war entschlossen, es nicht anzunehmen. Doch nichts geschah. Ganz ohne Erregungen und Abenteuer kam sie am Bahnhof Zoologischer Garten an. Sie stieg erwartungsvoll und eigentlich — ja, glücklich aus dem engen und harten Abteil, gab ihr Handgepäck ab und ging auf die breite, von Lichtreklamen überflutete Straße.

War das herrlich! Diese frische Luft und die Bewegung um sie her! Wie die Autos vorbeiflitzten. Ihr Ruf, das viele Getön, das Rasseln, Tuten, Läuten, das war Saxophon, Schlagwerk, kurz: Jazz. Jo freute sich unbändig. Nicht ein einziger Gedanke ging zur Familiensitzung. Sie hielt nur das Portemonnaie in der Tasche fest.

Links die Restaurants, die Kinos, mit ihrer bunten, laufenden Reklame in der Luft, das wechselnde Licht, die riesigen Plakate, offene Vorhallen mit Blumen, raffinierte Schaukästen und würdige scharlachrote Portiers, — das war köstlich! Und dann die Cafés, das eine große, in das man weit hineinsah. Jo konnte der Versuchung nicht widerstehen — zwei drollige kleine Pagen warfen die Türen auf, unaufhörlich — sie ging hinein. Diese Lichtfülle, die Musik, die Farben! Geschwungene Treppen und Logen in Pfauenblau. Sonst alles tiefes Rosa, Gelb, Gold — und riesige Leuchter!

Oben tanzte man, recht verdreht. Sie wollte es sich ansehen, doch gleich kam ein Kellner. Geld dafür ausgeben? Auf keinen Fall. Sie ging sehr ruhig weiter, obgleich sie mit einigem Unlustgefühl bemerkte, daß ihr Hut und ihr Mantel, verglichen mit denen der andern Mädchen, nicht gerade dazu angetan waren, ihr Selbstgefühl zu erhöhen. Immerhin, als der kleine Page die Tür zur Straße hin für sie aufriß, war sie nicht unzufrieden mit ihrer Leistung.

Die Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche lag in violettem Dunst, ihre Formen waren am Abend weich, hier und da vom vielen Licht hervorgehoben. Bis zum Kurfürstendamm ging Jo und wiederum sah sie über gleitender, weit fort verebbender Bewegung Licht, das gleich sprühenden Juwelen in allen Farben schillerte, aufleuchtete, verschwand und wiederkehrte. ‚Berlin — Gott, Berlin!' dachte sie atemlos. Lange stand sie da und blickte um sich, sah auch in die Gesichter der Menschen, und die Berliner Mädchen, schlank, adrett, hübsch gekleidet, gefielen ihr.

Ihr wurde ganz warm, wie auf Wolken schritt sie dahin. Sie schlängelte sich geschickt durch die Menschen, über die Straßenkreuzungen. Oh, Berlin! Diese Blumenläden, die entzückenden Geschäfte, eine Austernstube — das Wasser lief ihr im Mund zusammen, nur einmal im Leben hatte sie Austern gegessen, drei Austern, in Niemers Weinstuben an der Salzstraße — sie preßte ihr Portemonnaie an sich — ach, und die Kleider, die Kleider! Ein Reitanzug und hohe, blanke Stiefel, ja, das wäre etwas gewesen. ‚Es ist nicht zu sagen, wieviel Geld ich verdienen muß,' dachte sie.

Etwas niedergedämpft sah Jo zu den

Häusernummern hin, auf die Straßenschilder. Da, die übernächste Straße — das war richtig. Sie bog hinein. „Lingerie, Robes, Manteaux“ stand quer über einem tiefen, nicht eben großen Schaufenster, und unten in der Ecke ganz klein: „Gisela Franke“. Überwältigend war das nicht. Jo zauderte, als sie die Hand auf die Klinke legte.

„Gnädiges Fräulein wünschen?“ sagte eine geschäftige Stimme. Wuscheliges Haar, ein bemaltes Gesicht.

„Ich möchte mit Fräulein Franke sprechen, ich heiße Josephine Bantinck und komme aus Münster.“

„Einen Augenblick.“ Der Wuschelkopf verschwand hinter einer Portiere. Als sie zurückkam, war sie von einer stattlichen Dame begleitet. „Kumplett“, würde Betty gesagt haben. Diese Erinnerung munterte Jo auf. Schon in Münster hatte sie sich vorgenommen: auf keinen Fall einschüchtern lassen!

„Mein Bruder hat Sie mir empfohlen,“ sagte die wohlgekleidete Dame, „wir dachten, Sie hätten sich angemeldet.“

„Das beabsichtigte ich auch, doch die Abreise kam dann schneller, als ich dachte.“

Gisela Franke lächelte. Sie wußte um den Kampf; die ungeahnt schnelle Abreise verstand sie. In Heinzens Zimmer hatte sie das Bild dieses Mädchens gesehen. Wie der Hut und der Mantel sie entstellten, das konnte man ihr gar nicht schnell genug herunternehmen. Sehr hübsche Beine hatte sie. „Ich freue mich, daß Sie da sind,“ sagte Gisela herzlich, „wenngleich, die Stelle — ach bitte, kommen Sie mit in mein Büro.“ Es war ein dunkles, ziemlich muffiges Zimmer, ohne Fenster, mit künstlichem Licht.

„Nun tun Sie mal die Reisesachen herunter und machen Sie es sich bequem.“ Gisela wies auf ein Sofa. „Wir werden schon miteinander fertig werden.“

„Ganz gewiß,“ antwortete Jo zuversichtlich, „ich tue, was Sie mir anweisen, und ich mache es gut, darauf können Sie sich verlassen.“

Gisela sah amüsiert zu Jo hin, doch ihr gefiel diese freie, selbstsichere Art. Es war vielleicht keine Anmaßung darin, denn dieses Mädchen mit dem gescheiten Gesicht hatte das Gymnasium absolviert. Gisela war der Meinung, daß derartige Mädchen, wenn sie wollen, sehr vieles können, auch untergeordnete Arbeit. Ihr selbst war es ähnlich ergangen.

„Nun, und zu was, glauben Sie, könnte ich Sie gebrauchen? Ursprünglich war nur an eine Hilfe vor Weihnachten gedacht.“

Das war Jo unangenehm, doch man mußte es überwinden. „In Stenographie und Schreibmaschine und in Sprachen bin ich recht gut, mit der Buchführung hapert es noch. Auf Kleider verstehe ich mich, ich habe mir die meinen seit Jahren selbst genäht, und dann — man kann sich auf mich verlassen.“

Ein helles Gelächter antwortete ihr. „Ganz wie Heinz sagte, ganz so treten Sie auf.“

Jo war einen Augenblick beleidigt. ‚Ich bin doch kein Kuriosum!‘ dachte sie. ‚Aber die Stellung muß ich haben!‘ „Je nun, weshalb nicht?“ Sie stimmte in das Lachen ein.

„Ganz recht,“ fuhr Gisela ernster fort, „in meinem Geschäft braucht man einen zuverlässigen Menschen. Alles andre bereden wir. Doch das Gehalt —“ sie zögerte — „ist zunächst recht klein und dann: ein Zimmer kann ich Ihnen nicht geben. Heinz hat wohl dergleichen gesagt, aber nicht wahr: er wollte Sie sehr gern hier haben? Sie sind gute Freunde —“

„Recht gute Freunde, ja —“ Jo sah kühl in Giselas Gesicht.

Die verstand, und es war ihr lieb. „Eins könnten wir tun — vorläufig — hier in diesem Zimmer könnten Sie schlafen, ich habe es im Anfange auch so gehalten. Das Sofa kann man zu einem Bett machen. Gleich nebenan, vom Flur aus zu erreichen, ist eine Waschgelegenheit.“

„Kann man das Zimmer lüften?“ fragte Jo.

Wieder lächelte Gisela. „Wenn Sie es richtig anstellen, ja. Die Tür zum Flur aufmachen und dort ein großes Fenster. Möglichst noch eine Weile Zugluft durchs Geschäft. Angst haben Sie wohl nicht? Ich wohne zwei Straßen weiter.“

Das war ein Signal. „Angst? Nein! Ich finde das Zimmer sehr gut und bin Ihnen für das Angebot dankbar.“

„Also abgemacht!“ Gisela hielt ihr die Hand hin. Jo schlug ein, etwas burschikos. „Jetzt muß ich an meine Arbeit gehen, auf Wiedersehn, Fräulein Bantinck. Sie schöpfen wohl noch etwas Luft und holen Ihr Gepäck.“

„Ja, das tue ich.“ Jo war mit diesem Anfang sehr zufrieden. Wohl hatte sie sich alles großartiger gedacht, zumal heute abend, als sie berauscht über den Kurfürstendamm ging, doch schließlich: es war ja nur die erste Stufe. —

Es kam so, wie Jo es sich vorgestellt hatte: Christopher Bantincks Pferd stand stundenlang in der alten, halbdunklen

Kirche, und er selbst saß im Biedermeierzimmer seiner Mutter, rechts und links von ihm Gregor und Elisabeth. Sie alle waren, wie Betty es ausdrückte, „sonst nich schrecks," die Sache mit Jo aber war ihnen in die Glieder gefahren. Zunächst erhob sich ein echt westfälischer querschädeliger Zorn, der Geheimrat vor allem hatte kein müdes Gesicht mehr, es war gerötet und äußerst lebhaft, wenn auch nicht in einer Art, die Jo gerne gesehen hätte. Am ruhigsten blieb die alte Frau Bantinck, denn sie konnte auf die meisten Familienereignisse zurückblicken.

„Also aus Familiensinn hat sie es getan," sagte sie halblaut und etwas gedehnt.

„Das ist so recht ein impertinenter Ausspruch von Jo!" Gregor Bantinck griff in seinen Kragen, der ihm heute viel zu eng war.

„So meinte sie es nicht, es tut mir leid, daß meine Erzählung den Eindruck erweckte," Christopher zündete sich eine Zigarre an, denn für ihn war die Überraschung vorüber und auch die Wut, die ihn in dem Augenblick überkam, als Jo den Hörer anhängte.

„Alles wäre ja nicht so schlimm," meinte Elisabeth, langsam über ihre Stirn streichend, „wenn nicht diese Stelle in einem Modesalon wäre und durch Heinz Franke vermittelt."

„Ich konnte den Kerl nie leiden!" stieß der Geheimrat hervor.

„Gott, ganz so übel fand ich ihn nicht," sagte Franziska Amalie. „Kurz vor seiner Abreise war er noch bei mir, mit Jo; wir tranken gemeinsam Tee." Sie verschwieg, daß die beiden eine Weile in sehr verdächtiger Nähe zwischen den Herbstastern herumspaziert und dann in einem Treibhaus verschwunden waren. Da es ihr zu lange dauerte, schickte sie ihr Mädchen hinunter und ließ zum Tee bitten.

„Das eine möchte ich wissen," sagte der Geheimrat grimmig, „ob sie irgend was mit dem Kerl hat."

„Auf keinen Fall." Christopher blies den Rauch seiner Zigarre weit von sich. Franziska Amalie zog ihr Spitzentuch um die Schultern.

„Wenn wir ihr nun telegraphieren," meinte Elisabeth nachdenklich, „wir könnten sagen —" sie blickte zur Decke hinauf.

„Das nützt ja nichts," Christopher beugte sich vor, stützte die Ellbogen auf die Knie.

„Es wird nützen, wenn sie keinen Pfennig Geld von zu Hause bekommt." Der Geheimrat zog ein paarmal erregt an seiner Weste.

„Wenn sie es braucht und — annimmt, erhält sie es von mir." Christopher sah schräg zu seinem Bruder hin. „Wir wissen doch, mit was man ein Mädchen am sichersten abwärtstreibt."

Es wurde still im Zimmer.

Man hörte draußen eine bekannte Stimme. Das Mädchen kam herein und meldete: „Herr Kaplan Vietinghof."

„O, ich lasse sehr bitten!" sagte die alte Dame erfreut. Man gewann Zeit, mußte sich fassen. Gregor Bantinck aber war so erbost, daß auch ihm dieser Kaplan Vietinghof sehr gelegen kam. Er war ein alter Freund der Familie, auf ihn konnte man sich verlassen; er trug nichts aus dem Hause heraus, und dessen war der Geheimrat sicher: er würde in dieser vertrackten Geschichte auf seiner Seite stehen.

Als man sich begrüßt hatte, sagte er unumwunden: „Sie kommen hier in eine fatale Situation hinein, Herr Kaplan, unsre Jo ist uns durchgebrannt." Die alte Dame erhob beschwichtigend ihre seidige, beringte Hand.

„O!" machte der sonst weltläufige und gewandte Mann erstaunt. „Doch wohl allein?" fügte er mit einem gewissen Wohllaut hinzu.

„Aber natürlich," sagte die Mutter, „in dieser Beziehung kann man sich auf meine Tochter verlassen."

„Das meine ich," nickte Kaplan Vietinghof, und nun ließ er sich die Angelegenheit zunächst einmal genau erzählen. Franziska Amalie klingelte um Madeira und kleines Gebäck.

„Wir wollen einmal ganz objektiv überlegen, ob die Nachteile in diesem Falle die Vorteile völlig überwiegen," sagte Kaplan Vietinghof, als alle sich gestärkt hatten. Der Geheimrat räusperte sich unwillig. Wie konnte man das Wort „Vorteile" gebrauchen!

„Daß Sie, Herr Kaplan, die Angelegenheit objektiv betrachten, ist von großem Nutzen," sagte Christopher. „Wir sind alle Partei, denn niemand von uns wollte Jo ziehen lassen."

„Was mich betrifft, ich stieß mich nur am Modesalon," sagte die alte Frau Bantinck, „nicht einmal an Doktor Franke, denn in der vergangenen Woche noch erklärte Joséphine ausdrücklich, daß sie niemals unter ihr eigenes Maß hinabsteigen würde, und wir alle wissen, daß dieses Kind sich sehr hoch einschätzt!" In den alten, lebhaften Augen saß der Schalk.

„Jawohl," Kaplan Vietinghof nahm einen Schluck Wein und sah die Anwesenden herzlich an. „Was Fräulein Jos Charakter betrifft — Sie wissen, ich kenne sie schon

jahrelang und recht gut — so kann ich nur sagen: dieses Mädchen ist viel zu realistisch, um sich in romantische Abenteuer zu stürzen." Hier nickten alle. „Und viel zu klaräugig, um sich leicht betören zu lassen —"

Geheimrat Bantinck zog die Schultern empor. „Sie ist ein Mädchen und noch sehr jung."

Der Kaplan hob mit einer schüttelnden Bewegung seine Hand. „Die jungen Mädchen heutzutage, auch die christlichen Jungfrauen, sind nicht gar so blind, und ich meine, das ist ganz gut." Frau Elisabeth stimmte ihm zu. „Und dann unsere verehrte Seniorin hat ganz recht — Fräulein Joséphine ist äußerst selbstsicher, vielleicht sogar ein wenig eingebildet." Er lächelte. „Vor allem, sie ist offen, sie hat einen Willen — wie wir ja sahen — verbunden mit einer scharfen Abwehr gegen alles Häßliche."

„Aber Herr Kaplan, das Ganze läuft ja auf eine Art Loblied hinaus," sagte Bantinck, fast zu ausdrücklich erstaunt.

„Nicht ganz. Ich könnte auch sagen, sie ist nicht fromm, nicht demütig, nicht gehorsam, nicht einmal weichherzig — doch im ganzen müssen wir feststellen, ob die Großstadt eine besondere Gefahr für Ihre Tochter bedeutet, und da meine ich, ganz objektiv gesehen: nein, Herr Geheimrat."

Christopher rauchte still für sich hin. Wenn er ehrlich sein wollte — gefährdet war eine Jo nicht.

„Und dann — vielleicht muß sie wirklich durch einen Scheuersack gehn — wird es ihr schaden?" Hier erhob er seine Stimme, und alle, außer Christopher, antworteten mit einem energischen: „Nein!"

„Bleibt die Art ihrer Stellung. Soviel ich weiß, sind diese Frankes aus guter, solider Familie, mit den hiesigen Frankes verwandt. Die Schwester des jungen Mannes kann eine tüchtige und wohlerzogene Frau sein, und ist sie es nicht, wäre sie zum Beispiel leichtfertig, so wäre das wohl ein Grund für Fräulein Josephine, die Stellung bei ihr aufzugeben."

Frau Franziska Amalie sah zur Decke empor. In diesem Punkte war sie ganz andrer Meinung; sie war überzeugt, daß Jo sich eine solche Studie nicht entgehen lassen würde. Doch sie schwieg. Zu Tatsachen nahm man am besten Stellung, und zwar in einer Art, die beide Teile nicht verletzte. Hätte sie gedacht, Jo könnte so rücksichtslos sein, dann würde sie längst vermittelt haben. Man mußte im rechten Moment nachgeben, sich nicht überrumpeln lassen.

Eigentlich waren alle etwas lahm geworden und sannen im stillen darauf, wie man diese Niederlage am besten verdecken könnte.

Elisabeth erhob den Kopf. „Vielleicht geben wir ihr eine Probezeit," sagte sie.

„Ganz richtig," Christopher nickte nachdrücklich, „sie mag einmal zeigen, was sie kann."

„Und wer sie ist," ergänzte Gregor.

Zu diesen Worten schwiegen alle, denn es schien ihnen wertvoll zu sein, einen Mittelweg gefunden zu haben, den der Geheimrat nicht verwarf.

Die alte Dame war innerlich damit beschäftigt, eine gute Form für die Außenwelt zu finden. Darin vertraute man ihr vollkommen.

*

Bisweilen, wenn Frau Dorette an ihren Mann schrieb, machte sie eine Pause, und saß eine Weile sinnend da. Sollte sie ihm wirklich von Clarisse erzählen? Sie kannten das Mädchen doch wahrlich lange genug, und sie hatten sich dennoch in ihr getäuscht. Diese Clarisse, die den ganzen Tag Sport trieb, oft genug in übermütigster Gesellschaft, die sich am Abend gar nicht genug tun konnte, um möglichst reizvoll auszusehen, die die jungen Herren um sich versammelte, die lachen und springen konnte, wahrlich, fast so gut wie Jo, das war eine völlig andre als jene Clarisse, die ein wenig still, gleichmäßig und mit der liebenswürdigen Gelassenheit einer vornehmen Patrizierin durch wohlgeregelte Tage wandelte.

Dennoch — sonderbar! — ihr gegenüber war Clarisse herzlicher denn je, und man konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn man von Martin erzählte!

Unmöglich diese — man mußte schon zugestehen, sehr scharmante — junge Frau, die doch ihrem Sohne gehörte, zu beaufsichtigen: sie war ja immer unterwegs! Zu den Mahlzeiten saß sie ihr mit einem strahlenden Gesicht gegenüber, und es standen Blumen auf dem Tisch, die dieser oder jener Herr geschenkt hatte. Am Abend holte man sie gleich beim ersten Tanz, und dann ging das bis spät in die Nacht hinein. Es war nicht selten, daß Frau Dorette von Gelächter vor ihrer Tür geweckt wurde, dann blickte sie kopfschüttelnd auf ihre Uhr — Clarisse wohnte im Nebenzimmer — und mit größerem Staunen auf das Bild, das sie sich von der ältesten Bantincktochter gemacht hatte.

Und dieses unbekümmerte, lose Leben hatte Clarisse gleichsam mit ihren Kleidern ausgepackt; gleich am ersten Tage begann es. Vielleicht hatte sie selbst ein wenig Schuld daran — weshalb dem Mädchen all

diese reizenden und sehr modernen Kleider kaufen und den flotten Skianzug? Wie eine Amazone sah sie darin aus. Sehr schlank war sie geworden und sehr beweglich.

„Ich hatte alle Veranlagung, mit den Jahren eine Germania zu werden," sagte Clarisse gut gelaunt, „sieh her, jetzt habe ich doch Linie!" Niemals sprach das Mädchen aus der Johanniter-Kommende so, jenes Mädchen, das behutsam die alten Kupferstiche betreut hatte.

Wenn Bantincks nicht eine so gute, alte Familie gewesen wären, hätte Frau Dorette angenommen, das Geld sei Clarisse zu Kopf gestiegen. Das war es nicht! Leider auch nicht die Huldigungen ihres Mannes. Martin, das mußte man schon sagen, betrug sich seiner jungen Frau gegenüber mit der Grandezza eines alten Herrn, und Ernestine Pahl, ja, diese Freundschaft gefiel ihr gar nicht!

War es das? Dachte Clarisse an die elegante, großartig dahinlebende Ernestine? Man wußte es nicht, und man konnte aus diesen westfälischen Köpfen nichts herausholen: was Clarisse nicht sagen wollte, das sagte sie nicht. Ganz ähnlich wie Martin übrigens. —

Doch auch Martin ging gedankenvoll umher. Er war nicht zu seinem Vater gezogen, er lebte in der kleinen Wohnung oben am Prinzipalmarkt, und diese Wohnung lebte ihm. Jetzt, da Clarisse fort war, umschloß sie Erinnerungen. Schwer genug waren sie, man konnte sie nicht wegschieben. Man mußte sich mit ihnen beschäftigen.

Immer hatte er sich im Recht gefühlt, jetzt kamen ihm bisweilen lästige Zweifel. Vor allem gefiel es ihm nicht, daß Ernestine ihn vor aller Augen als eine Art Troubadour in Anspruch nahm. Diese gedankenlose Selbstverständlichkeit mußte Clarisse verletzen, denn sie trug seinen Namen, und sie trug ihn mit viel Würde und Takt. Dennoch — Ernestine war ein rassiges und frohes Geschöpf, hätte er sie nicht gehabt, er wäre kalt, moros, vielleicht auch lahm geworden.

Was hatte Clarisse getan, um ihm näher zu kommen? Nichts. Und was hatte er getan? Hier hielt er inne. Er war nicht ganz mit sich zufrieden. So, wie es war, konnte es nicht weitergehen: es mußte gut zwischen ihnen werden, oder es war besser, man ging auseinander. —

In seine Bedenklichkeiten und Zweifel hinein kam eines Abends Clarisse zurück. Lachend, geschäftig, blühend gesund. Ihr bräunliches Gesicht mit den stark blauen Augen darin war herrlich anzusehen. Sie erzählte, beschrieb, hörte gar nicht damit auf — und dann verschwand sie in ihr Zimmer. Nach einem kräftigen Händedruck — das war alles.

Natürlich war es alles! Doch Martin stieg das Blut zu Kopf.

Am andern Morgen breitete sie unglaublich viele Photographien auf dem Frühstückstisch aus. Lauter Clarissen mit Männern! Neben ihr, sehr dicht neben ihr, hinter ihr, zu ihren Füßen. Und wie schnittig sie in dem Skianzug aussah, wie reizend als Kosak in weißer Seide mit Pelzbesatz und hohen Lackstiefeln!

„Davon hast du mir nichts geschrieben," sagte Martin, auf das Bild weisend.

„Vom Maskenball nicht? Oh — wirklich!" Clarisse biß in ein Brötchen mit Schinken darauf, den sie vorher in feine Würfel geschnitten hatte. Sie aß mit sichtlichem Behagen. Als sie fertig war, sprang sie auf. „Ach, das will ich dir noch zeigen: ich habe auch einen Preis bekommen, gerade für diesen Kosaken." Schnell war sie draußen, kam zurück, ein reizendes hellblaues Zigarettenetui in der Hand. Er nahm es, öffnete es. Natürlich eine Gravierung darin. „Der schönsten Frau," und dann etliche Anfangsbuchstaben. „Das Komitee," sagte Clarisse, beugte sich vor. Veilchenduft, süß und diskret, doch Martin ärgerte sich.

„Wenn das Kostüm so hübsch ist, könntest du es ja zum Maskenball im Zivilklub tragen."

„Ach nein!" sagte Clarisse wegwerfend. „Das macht mir gar keinen Spaß. Ich gehe nicht auf den Maskenball. Überhaupt der münstersche Karneval! Er ist ja nicht zu verachten, aber ich habe hier so wenige Bekannte, da wäre es schon besser, nach Köln zu fahren."

„Ich bleibe auf alle Fälle hier," Martin erhob sich. „Und ich gehe auch zum Ball. Zu mehreren Festlichkeiten, denke ich, denn ich habe schon Verabredungen getroffen."

„Du hast ganz recht, Martin, ich an deiner Stelle täte es auch!" sagte Clarisse, ans Fenster tretend.

„Auf Wiedersehen also zum Mittagbrot." Martin wandte sich zum Gehen. „Bye — bye!" rief Clarisse, mit der Hand winkend, ganz wie Jo.

Die Tür fiel ins Schloß. Martins Fuß hielt auf der Treppe an. War das möglich? Clarisse pfiff! Es war das Kölner Karnevalslied vom vergangenen Jahr.

„Kutt erop! Kutt erop! Kutt erop!
Bei Palms do is de Pief verstopp,
Et hät die ärm Frau Palm
Die janze Stuff voll Qualm!"

‚Die janze Stuff!' das kam mit einer Begeisterung heraus, wie sie Martin niemals an Clarisse erlebt hatte.

Also dies da — diese Sache war — ja, ja — was sollte man dazu sagen! Mit finstrer Stirn stieg Martin die Treppe hinab.

Clarisse aber stand horchend da, nicht so heiter, nicht so sicher wie ‚die janze Stuff!' Sie blickte nachdenklich auf den Marktplatz. Dann aber raffte sie sich zusammen; sie mußte sofort zur Schneiderin gehen. Nach kaum fünf Minuten hörte Martin sie die Treppe hinabeilen. Er sah ihr nach. Wirklich wie eine Amazone schritt sie dahin.

All die Tage, die nun folgten, ging sie umher, als hätte man ihr die schönste Grafschaft im Lande geschenkt. Martin war von Grund auf erregt. ‚So sehen Frauen aus,' dachte er, ‚denen Männeraugen und Männerlippen immer wieder gesagt haben, wie begehrenswert sie sind!' Und sehr wenig Zeit hatte Clarisse. Eine Verabredung nach der andern, und man konnte gar nicht einmal wissen — doch, doch, man wußte: es war die Johanniter-Kommende, die Hirschapotheke, Rehbrügge und ein paar alte Freunde. Ganz gewiß.

So kam nun Fastnacht heran. Die Fleischerinnung in ihrer alten Tracht zog nicht mehr wie früher durch die mittelalterlichen Straßen, von schallender Blechmusik begleitet, das war noch verboten. Das und das Maskentreiben auf dem Markt und den angrenzenden Straßen. Weshalb nur? Aber in den Klubs, in der Stadthalle, in den Hotels und in der riesigen Ausstellungshalle des neuen Teils von Münster rüstete man zum ausgelassenen Fest. Die „Gaukler", die „Schanze", die „Wiedertäufergesellschaft", alles rührte die Trommel, und Martin Steveningh brachte zu allen Veranstaltungen Karten nach Hause. Zwei Karten. Er legte sie abends auf den Tisch. Dann sah Clarisse wohl von ihren Briefen auf — sie bekam täglich Grüße, irgend woher — und sagte fast amüsiert: „Ja — geh doch! Aber mich laß aus dem Spiel. Wenn ich nicht nach Köln reisen kann, bleibe ich lieber hier. Es ist hübsch hier oben, findest du nicht?"

Nach Köln reisen! Wie dachte sie sich das? Mit ihm? Allein? Sie sprach immer ganz nebenher davon. Doch heute sah sie ihn geradeaus an. „Ich habe nämlich gute Bekannte aus Klosters in Köln; sie haben mich eingeladen."

„Dann geh meinetwegen hin," sagte Martin gereizt. Seine Augen verdunkelten sich.

Clarisse griff nach der Zeitung. Das hatte sie nicht erwartet. —

Am Abend des Zivilklubballs, zu dem man die Stadthalle gemietet hatte, da es sonst unmöglich war, all die Menschen unterzubringen, kam Martin mit einem schwarzseidenen Domino über dem Arm ins Wohnzimmer. Clarisse saß unter der Lampe und las.

„Also doch nicht nach Köln abgereist?" sagte er.

„Nein," sie hob den Kopf, „die Art, wie du es auffaßtest, nahm mir die Freude daran. Es macht nichts — ich lese hier ein Buch, das mich sehr interessiert." Martin unterdrückte die Frage nach ihrer Lektüre. Mochte sie tun, was sie wollte, er ging aus. Er aß nicht einmal zu Hause, so ärgerlich war er.

Als er gegen neun Uhr nochmals ins Wohnzimmer schaute, dieses Mal im Domino, die Kapuze zurückgeschlagen, saß Clarisse immer noch mit ihrem Buche da. Der Teetisch war gedeckt, es sah behaglich aus.

„Nun denn — ich gehe," sagte Martin, ihr zunickend.

„Viel Vergnügen." Clarisse hob den Kopf, lächelte.

Kaum aber ging unten die Haustür, da eilte Clarisse in ihr Schlafzimmer. Alles lag bereit. Ein bezauberndes Rokokokostüm mit hochgetürmten, blütenbetupften Paniers, zarte Schühchen mit hohen roten Absätzen, eine üppige schneeweiße Lockenperücke und ein höchst kokettes, ganz kleines Hütchen, das man schräg übers Ohr in diese duftige Frisur drücken konnte. Unglaublich schnell steckte Clarisse in den Kleidern, einem Traum in Hellblau, Rosa und Silber. Um den Hals trug sie eine raffinierte Rüsche aus Blumen, Tüll und Bandenden; sie steckte die Spitze ihrer schwarzseidenen Maske hinein. Nein, man konnte sie nicht erkennen, nicht Mund, nicht Kinn, den Ansatz vom Hals und vom Haar nicht, und nicht einmal die Arme und Hände, denn diese elegante Rokokodame trug lange Filethandschuhe, deren Spitzen bis über die Fingernägel fielen.

Jetzt der Mantel und dann in den Wagen! Kaum, daß Clarisse sich im Spiegel ansah. Es war auch nicht nötig, sie konnte nicht entzückender aussehen, als sie es tat.

Im großen Saal war alles Bewegung, Farbe, Musik. Ein hoher Raum, weit und hell, kühne Fastnachtsmalereien vor sonst schlichte Flächen gespannt. Die Galerien, die Tribüne, alles voll von Menschen. Der ganze Saal schien sich zu drehen, in Schwin-

gungen versetzt zu sein, man tanzte mit Hingabe und Begeisterung.

Über diesen heiteren Menschen schwebten leichte farbige Wolken. Über unsichtbare Drähte hatte man in weitem Schwunge schmale Papierstreifen geworfen; wie durchsichtige schimmernde Seide hingen die Bogen und Volants unter den großen Lichtkuppeln, die Helligkeit dämpfend.

Clarisse blieb stehen, schaute klopfenden Herzens in das Getriebe. O, es war schön — und sie mußte ihren Mann erobern! Gelang es ihr heute nicht, dann gelang es wohl niemals mehr. Sie fiel sogleich auf. Man sprach sie an, zog sie mit fort. So ein großes, gut gewachsenes Mädchen, in diesem entzückenden und kostbaren Kostüm — wer mochte sie sein?

Wahrscheinlich nicht aus Münster. Sie rollte ein scharfes „R", und das A sprach sie wie Ä aus. Vielleicht eine Baltin. Das Münsterland hatte von alters her durch seinen Adel Beziehungen nach da oben hin. Und lustig war sie — ein lieber Kerl.

„Wie heißt du denn, du schönes Kind?" fragte ein Herr aus einer Gruppe, die Ernestine Pahl umgab.

„Ich heiße Aimée," antwortete Clarisse und wippte stolz vorüber. Sie hatte Martin gesehen. Doch der Herr, ein guter Bekannter ihres Mannes, ließ nicht nach. „Aimée, sieh an, das paßt sehr gut zu dir, und ich heiße Darling, kannst du dir das merken? Komm, wir tanzen."

Er legte den Arm um sie. Martin sah ihr nach. Er sprach gerade mit Ernestine, die ganz anders aussah als sonst und außerordentlich pikant. Sie war eine Art Salonapache, in kurzen, abstehenden Breeches aus schwarzweißkarierter Seide, einem weißen Seidenhemd, eine knappe schwarze Tuchweste darüber gezogen, und einer schwarzweiß karierten Ballonmütze mit einem langen Schild. Um den Hals hatte sie ein rotes Tuch geschlungen, an die Mütze einen Tuff feuriger Nelken gesteckt. Sie trug ein Monokel, und in der Ecke ihres stark gefärbten Mundes hing eine Zigarette. Die Hände hatte sie in die Taschen gesteckt. Sie sah flott und unternehmend aus.

‚Was bin ich neben ihr?' dachte Clarisse, mit dem Freund ihres Mannes davontanzend.

„Süße Aimée," sagte ihr Partner, „du könntest deine Maske herunternehmen. Sieh nur, kaum die Hälfte der Anwesenden vermummt sich wie du!"

„Ohne Maske? Nein, das geht nicht. Vielleicht ist mein Verlobter hier, mein Mann oder jener Mann, den ich heiraten werde — und ich will meinen Spaß allein haben, mit wem es mir paßt. Das verstehst du doch?"

„Und ob ich das verstehe!" Er zog sie an sich. Der Tanz hörte auf. Sie waren in der Nähe von Kerssenbroks Tisch. ‚Ich muß es riskieren,' dachte Clarisse, ‚muß wissen, ob man mich erkennt!' „Dies sind nette Menschen," sagte sie zu ihrem Begleiter, „sie geben uns gewiß ein Glas Sekt mit."

„Das kannst du von mir haben, soviel du willst, reizende Aimée."

„Nein, das da ist doch der Apotheker Kerssenbrok, nicht wahr? Ein lustiger, splendider Mann." Sie setzte sich dicht neben Karl. „Du gibst mir zu trinken, was?" fragte sie keck.

„Aber natürlich!" Das war etwas für Karli und auch für Lulu, die gerade, ganz erhitzt vom Tanzen, an den Tisch kam. Sie kannte Clarissens Begleiter, man setzte sich vergnügt zusammen. Clarisse hatte sich in ihre Rolle gefunden, niemand erkannte sie, auch dann nicht, wenn sie ganz vorsichtig die schwarze Spitze hob, um zu trinken.

„Was ist denn das für ein Blonder?" fragte sie Lulu, auf Martin weisend, der mit einer Spanierin am Arm vorüberging.

„Der? Ach den hole ich mitsamt seinem Mädchen. Der ‚is noch Familie an uns'," sagte sie lachend.

Und Martin kam. Sehr gut sah sein blonder Kopf über der reich gerafften schwarzen Seide aus. Im Knopfloch trug er eine rote Nelke. Clarisse wurde ganz wütend. Rote Nelke? Nein, das nicht! Sie griff zwischen die Blumen, die vor Lulu lagen, und zog eine Rose heraus. „Die Nelke gibst du mir," sagte sie, „du bekommst dafür diese Rose." Martin lachte, wollte seine Nelke schützen, doch es nützte nichts; Clarisse siegte, er konnte ihr doch nicht die Hand gewaltsam festhalten! Sie standen voreinander, die Musik begann. Clarisse legte ihren Arm um Martin. „Jetzt mußt du mit mir tanzen, du Blonder, in der Größe passen wir gut zusammen. Wir kommen wieder," rief sie Lulu zu.

„Und im Tanzen auch," sagte Martin. Wortlos glitten sie dahin. Martin war nicht recht in Stimmung, und Clarisse fühlte sich zum ersten Male nach langer Zeit von ihm umfaßt. Er hielt sie gut. Sie schmiegte sich an ihn, er bemerkte es und lächelte; ein wenig fester noch hielt er sie. Also so war er, der Filou! Kaum, daß ein Mädchen sich an ihn lehnte.

Ernestine tanzte vorüber. „Ah, mit der schönen Aimée!" rief sie.

Clarissens Hand kroch bis zu Martins

Nacken hin. Er sollte, sollte nicht hinsehen. „Das Mädel da, die Apachin," sagte sie, „ist die Schickste im ganzen Saal!" Schick fand Martin sie auch, doch heute stand ihm der Sinn nicht recht danach, mit ihr zu tollen. Der Ärger über sich selbst und Clarisse war keineswegs überwunden.

„Das ist sie, mein Kind, aber du brauchst nicht neidisch zu sein. Oder bist du?"

„Neidisch? Ich? Lieber Junge!" Sie löste sich aus seinem Arm, blieb stehen und drehte sich auf ihrem roten Absatz. Er sah einen braunen Nacken, der ihm fremd war, und fein geschwungene Schultern.

„Hast es auch wahrlich nicht nötig!" Ach was! Man mußte lustig sein, mußte vergessen können. Das Mädel war reizend. „Ich will dir etwas sagen, laß du den Tisch dahinten mit den spießigen Leuten und dem — wie heißt er gleich?"

„Darling!"

„Ach was, Darling! Ein Darling bist du! Wir wollen mal zur Bar gehen, nach oben hin, und ein wenig warm miteinander werden, du mußt wissen, mir ist heute eine ganz dumme Sache über den Weg gelaufen."

„Guter Gott!" rief Clarisse. „Wie sah sie denn aus? Was für ein Geschlecht hatte sie? Sicher weiblich."

„Natürlich weiblich. Wenn unsereins etwas quer kommt, dann ist es ein Weib. In neunundneunzig von hundert Fällen!"

„Du armes Mannsbild!" sagte sie, seine Hand ergreifend. Dann schleuderte sie diese Hand von sich fort. „Was! Du bist ja verheiratet," rief sie. „Du trägst einen Trauring! Bitte, steck' ihn in die Westentasche, sowas geniert mich."

Martin lachte, immer noch so, als ob ihm etwas Bitteres im Halse steckte. „Das braucht's aber nicht, du hübsche Aimée; es schadet nämlich fast gar nichts."

„Deine Ehe? Man sollte nicht denken, daß du so frivol bist, du siehst gar nicht so aus." Sie waren oben angekommen und fanden noch einen Platz in einer weinumrankten Laube.

„Wie sehe ich denn aus?" fragte er, den Arm leicht um ihrer schlanken, eng geschnürten Taille.

„Zum Liebhaben," sagte Clarisse weich, sie konnte nicht anders.

„Das hört man gern." Martin nahm ihre beiden Hände und küßte sie, ganz langsam, die eine nach der andern. Veilchenduft drang zu ihm hin. Er richtete sich auf.

‚Mein Mann hat Haltung,' dachte Clarisse. Sie war in großer Sorge, daß er ihre Hände erkennen könnte.

Der Kellner brachte einen Kühler mit einer Sektflasche darin. „Da unten, das war deutscher, dies hier ist die berühmte und verführerische Witwe." Er schenkte ein. „Gleich austrinken," befahl er. Clarisse tat es.

„Na, jetzt wird dir schon wohler," sagte sie, die schwarze Spitze in die Rüsche zurückschiebend. Die Bewegung ihrer Hand kam Martin bekannt vor.

„Aber ganz bedeutend!" Er zog Clarisse näher zu sich hin, blickte in ihre Augen. „Sie sind tiefblau," sagte er. „Blau soll treu sein, was? Glaubst du das, Aimée? Ich heiße übrigens Martin."

„Wenn ich in die deinen sehe, Martin," die Stimme war unsicher, „dann glaube ich es nicht. Du bist sicherlich durch und durch treulos." Sie hätte über den festen Griff um ihre Taille weinen können, und zugleich entzückte er sie. „Deine Frau — wo ist sie übrigens, ist sie nicht hier?" Martin schüttelte den Kopf. „Deine Frau — hältst du auch sie zärtlich im Arm?"

„Ach, du kleines Mädel," sagte Martin, „meine Frau — das lassen wir aus dem Spiel. Von der wollen wir nicht sprechen."

„Sie ist dir zu lieb dazu, nicht wahr?" Atemlos wartete Clarisse.

Auch in Martin wartete etwas. Er sah seine Frau wie all die letzten Tage, strahlend, frei, ihm ferngerückt — und von neuem begehrenswert. „Ja," sagte er, den Kopf zurücklehnend.

Da fühlte er Aimées warmen Mund auf dem seinen.

Unwillkürlich umfaßte er sie. Doch sie machte sich frei, zog die Spitze fest bis zur Halskrause hin.

„Ich liebe es so sehr," sagte sie, ihre Stimme kaum verstellend, „wenn ein Mann gut von seiner abwesenden Frau spricht." Atemlos kam es heraus und sofort wandte sie sich an Vorübergehende — immer wieder sah jemand zu ihnen herein. „Na, das macht euch Spaß!" sagte sie laut.

„Ja wirklich, küß noch mal," rief ein junger Bursche, „doch ich will der Empfänger sein."

„Nein, nein! Dieser hier, das ist mein Mann!" Clarisse drückte sich in Martins Arm.

„Natürlich, wissen wir!" kam es zurück. „Wir haben ja alle unsern Fastnachtsmann und unsre Fastnachtsfrau."

Es wurde Clarisse ungemütlich. „Laß uns noch etwas tanzen, Martin. Hier oben, vor der Bar. Sie sollen mich nicht alle ansehen."

Er stand auf, zog sie an sich. „Schön kannst du küssen, Mädel," sagte er. Er sehnte



Schwerer Sturm in der Biscaya. Gemälde von Prof. Hugo Schnars-Alquist
(Hamburg, Sammlung v. Karpf)

sich übermächtig nach Zärtlichkeit. Clarisse legte den Kopf an seine Schulter.

Bekannte kamen vorüber, auch Ernestine Pahl mit einem braunen Mexikaner. „Ach, seid doch nicht so verliebt,“ rief sie, „dazu ist es noch zu früh!“ Und Clarisse, die es drängte, Martin mit ihr zusammen zu sehen, antwortete: „Hast recht, Apache, wir kommen mit euch!“

Das war nun eine ausgelassene Gesellschaft, in die sie da gerieten, fast nur junge Ehepaare, die einander gut kannten. Hin und wieder fragte man Martin nach seiner Frau. Immer wich er geschickt aus.

„Laßt ihn doch in Ruhe,“ sagte Ernestine, es klang ungeduldig; „es geht ihm gut heut abend.“

Für Clarisse war es schwer, immer wachsam zu sein. Sie war mit ihrem Manne zusammen, er war zärtlich zu ihr und nun auch fröhlich. Die Treulosigkeit gegen jene Clarisse unter der Lampe spürte sie kaum noch. Sie hatte eine brennende Sehnsucht, immer wieder mit Martin allein zu sein. Er sollte sie küssen, sollte sich in sie verlieben, und dann wollte sie die Maske herunternehmen. Sie hatte soviel getanzt, geredet, gelacht, so sehr hatte dieses ganze Spiel sie erregt, sie verfing sich in ihren eigenen Schlingen.

Jetzt lehnte sie neben Martin oben an der Brüstung und blickte in den buntbewegten Saal hinab. Weshalb kam er nicht näher, schob seine Hand in ihren Arm? „O Martin, Martin!“ sagte sie, sah zu ihm auf. Und in diesem Augenblick fuhr es ihm durch den Kopf: Das ist ja Clarisse, dieses Mädel da!

Eine brausende Seligkeit kam über ihn. Clarisse — und sie warb um ihn. Mit einem Male sah er klar; die letzten Wochen, Tage — das war die neue Clarisse, die ihren Mann liebte! Diese entzückende, warmherzige Frau da, mit ihrem bräunlichen Nacken! Er beugte sich zu ihr hin, küßte diesen Nacken.

„Du unvorsichtiger Mensch,“ sagte Clarisse erschauernd, „du bist ja ohne Maske, dir wird es daheim schlecht ergehn! Du weißt doch, nach Fastnacht werden in Münster alle Sünden durchgehechelt.“

„Ich mache mir gar nichts daraus!“ sagte er, seine Augen blitzten. Wer hätte je so etwas hinter Clarisse vermutet! Zog aus, um ihren Mann zu erobern!

„Die Arme,“ sagte sie. Nichts machte er sich daraus, und ihr wurde wirklich wehmütig zu Sinn. Wenn sie sich nun niemals zu erkennen gab — ging — was dann? Morgen würde er ernüchtert, kälter noch als sonst, ihr gegenüber sitzen und an das Mädchen im schönen Rokokokleid denken. Sie hatte ihn mit sich selbst verführt.

Martin spürte, was sie bewegte. Er ergriff ihren Arm. „Na komm, süße Aimée. Du wirst doch nicht trübsinnig werden? Ich habe dich wirklich sehr, sehr lieb. Willst du nicht mit mir gehen?“ Er nahm ihre Hände.

Daß er diese Hände nicht gleich erkannt hatte! Bis zu einem kleinen Zelt zog er Clarisse, die halb entzückt, halb traurig, nachgab. Hier nahm er sie auf seine Knie, ganz gleich, wer zu ihnen hineinsah, hob die schwarze Spitze auf, und küßte sich satt an ihrem entzückenden, hingebenden Mund.

„Das ist aber schändlich,“ sagte sie, als sie wieder ein wenig zu sich kam.

„Wahrhaftig, Clarisse,“ er nahm sie so fest in seine Arme, daß ihr der Atem verging, „es ist schändlich! Wie kann man seinen Mann verführen!“

Jetzt zog er ihr die Maske herunter und küßte das ganze geliebte Gesicht.

Ein mitleidiger alter Herr, der Martin kannte, stellte sich breit vor den Eingang des Zeltes. Wie aber erstaunte er, als der junge Steveningh nach einer Weile seine eigene Frau aus dem Versteck hervorholte. Die beiden dankten nur ganz leichthin für seinen Gruß, gingen Arm in Arm über die Galerie, die Treppen hinab, durch den Saal. Ah — die reizende Rokokodame war Frau Clarisse Steveningh! Lulu riß ihre Augen auf; sie hatte sich den ganzen Abend über Martin geärgert. Draußen war es frisch und klar, die Straßen glänzend schwarz von einem starken Regen, der kurz vorher niedergegangen war. „Wir gehen zu Fuß, nicht wahr?“ fragte Martin zärtlich. Und sie wanderten dahin, über die Neubrückenstraße und den Roggenmarkt. Als sie den großen goldenen Hirsch an der Apotheke sahen, blieb Clarisse stehen und lachte.

„Vorwärts mit uns,“ drängte Martin, auf Clarissens Mund blickend, „ich will meine Frau die Treppen hinauftragen, bis in das Zimmer hinein, wo Clarisse unter der Lampe sitzt — und weiter.“

⋆

Im Anfange, als Jo nach Berlin kam, tat sie alles mit voller Kraft, auch ihre recht untergeordnete Arbeit, denn sie kam sich nicht nur wie ein Emigrant, sondern zugleich auch wie ein Revolutionär und ein Forscher vor. Am Abend war sie frei. Frei, in den Straßen herum zu gehen und in hellerleuchteten Lokalen zu sitzen, in denen sie vorsichtig bestellte. Das Mittagsbrot mußte man sich abgewöhnen.

Mit Heinz Franke hatte sie eine böse Er-

fahrung gemacht. Ihm war es ganz selbstverständlich gewesen, daß sie ihr Sommerspiel fortsetzten. Jo hingegen spürte kein Verlangen nach einer zärtlichen Verbindung mit ihm. Das war weder neu noch abenteuerlich. Vor ihr lag ganz Berlin! Ein wenig hatte sie auch das Gefühl, nur eine reizende Erinnerung für ihn zu sein, die man gerne wieder hervorholte; es gehörte nicht zu den Dingen, die sein mußten. Halbherziges war aber das ganz Alltägliche, dafür brannte man nicht durch. Niemals hätte sie das um dieser Liebelei willen getan; um ihrer selbst willen, das war schon etwas anderes! Ihr alter Freund aber wollte keine Argumente, er wollte sie, Jo Bantinck, und als er sie nicht haben konnte, ging er ironisch lächelnd davon.

Jo war verstockt. Sie mochte nicht einsam sein, um keinen Preis, nicht in einer Stadt wie Berlin. Es hätte sie deprimiert, und von solchen Stimmungen wollte sie nichts, gar nichts wissen. Doch Heinz zurückrufen? Nein, das nicht.

So befreundete sie sich denn, so gut es gehen wollte, mit dem Wuschelkopf. Sie hieß Hilde und hatte einen russischen Freund, einen älteren Mann mit viel bleichem Fett. Das wenigstens war Jos Urteil. Und ihr Urteil war immer noch gleich schnell.

Eines Abends lud er sie ein, mit in ein Tanzlokal zu gehen. Jo war beglückt! Sie hatte niemals gedacht, daß sie nach so etwas ohne weiteres greifen würde. Doch hier war sie ja nicht Josephine Bantinck von der Johanniter-Kommende, sondern die kleine schlecht bezahlte Angestellte eines unbekannten Modesalons.

Der Russe hatte einen jungen Landsmann mitgebracht, und zu seiner Unterhaltung war sie mitgenommen worden; das bemerkte sie sehr bald. Hilde und ihr bleicher Freund kümmerten sich kaum um sie, sie mußte mit dem jungen Russen französisch sprechen; dafür hielt man sie frei. Wer kümmerte sich denn überhaupt um den andern? Es war ein großer Saal voll von tanzenden Menschen. Man saß im Zigarren- und Bierdunst und stand auf, sobald die Musik spielte. Der junge Russe tanzte außergewöhnlich gut, und als Jo ihm einige freundliche Worte darüber sagte, meinte er, es sei kein Wunder, er wäre seit Jahren Berufstänzer; er stände in vornehmen Lokalen den Damen zur Verfügung, die keinen Partner hätten. Ob sie abends mal mit ihm ausgehen wollte? Mit ihr könnte sich ein Tänzer schon sehen lassen — er blickte an ihrem schwarzen Chiffonkleid hinunter, dem einzigen, das sie mitgebracht hatte.

Jo wunderte sich nicht. So etwas hatte sie von Berlin erwartet. Sie fand diese Stadt weder gefährlich noch überwältigend. Der Vorschlag des jungen Russen — er hieß Iwan — kam ihr gar nicht ungelegen. — Sie wollte alles kennen lernen, alles ansehen. Allerdings, als sie Puder und Schminke im Gesicht des jungen Iwan bemerkte, rieb sie alle Unnatur von ihrer jungen Haut herunter; nur die Augenbrauen bekamen ihren langen, schmalen Strich. Es war nicht zu ändern, da es ihren Kopf bedeutend ausdrucksvoller machte, und so etwas mußte sein.

Dieser junge Mann war überhaupt eine Art großstädtisches Lesebuch für sie. Daheim hatte sie sich gedacht, jeder Jüngling vom Großstadtasphalt wollte schließlich ja doch nur das Weib. Bei Iwan war das ganz anders. Ihm lag nur daran, daß sie ausgezeichnet zusammen aussahen. Frauen waren für ihn Objekte. Möglich, daß er irgendwo eine Freundin hatte, doch er sprach nicht davon.

Gleich beim ersten Zusammentreffen erzählte er Jo, daß man viel Geld durch Frauen verdienen könnte; es käme nur darauf an, in einem Lokal angestellt zu sein, in dem die untätigen, reichen und nicht mehr ganz jungen Frauen verkehrten. Man müsse sie zu behandeln verstehen — liebenswürdig wären sie eigentlich immer —, dann würden sie Tanzschülerinnen, privat oder in dem Institut, in dem er unterrichtete. Je mehr Damen er der Tanzschule zuführte, um so besser seine Stellung dort und seine Bezahlung. Das gebrochene Deutsch schadete ihm nichts, im Gegenteil, die Damen holten ihre Sprachkenntnisse hervor, man sei sehr eifrig in Berlin. Hin und wieder ginge er wie eben jetzt in andre Lokale und brächte auf diese Art neue Besucherinnen zu der Bar hin, in der er angestellt sei. Natürlich, dazu brauchte man eine gute Partnerin, zuerst wenigstens.

Jo verstand, es war ein kalter Guß — und doch: zugleich ein Einblick!

Über die Großstadt und ihre Erscheinungen, zumal über die der Nacht, sprach er genau so sachlich wie über die Frauen. Wo springt ein Vorteil heraus, ein Verdienst? Das war sein Gesichtswinkel. Im allgemeinen aber nahm er sich wenig Zeit zu Unterhaltungen, sie machten ihm auch keine Freude. Er führte sich selbst vor, dem weiblichen Publikum, nicht ihr. Gewandt war er, nüchtern und ungebildet.

Offenbar hatte Iwan nach wenigen Abenden erreicht, was er wollte, und zog nun die nutzbringenden Objekte seiner Be-

mühungen hinter sich her in die Bar am Kurfürstendamm, die sozusagen sein Arbeitgeber war. Immerhin war er Gentleman genug, Jo zu einem der nächsten Tage dorthin einzuladen. Er meinte, sie könnte es übrigens recht gut zu einer Berufstänzerin bringen, in ähnlicher Stellung wie er. Jo wußte diese Anerkennung zu würdigen, doch ganz im stillen konnte sie nicht darüber lachen, daß dieser Mann so gar nicht unterschied. Sie fing an zu verstehen, daß man sich daheim gegen den kleinen Modesalon aufgelehnt hatte, und sie nahm sich vor, ihren Eltern darüber zu schreiben. Ihre Briefe waren häufiger und länger, als man in der Johanniter-Kommende gedacht hatte.

Zu dem Abend in der Bar hatte sich Jo so hübsch wie nur möglich zurechtgemacht, dies war doch wohl ein Ereignis! Und wirklich, sie war nicht enttäuscht! Die seidenbespannten Wände, die feinen Stiche, das diskret verteilte Licht, die bequemen Sofas an den Wänden und diese scharf akzentuierte, sehr amüsante Musik, das war schon der Mühe wert. Sie genoß ihre Umgebung, wie nur je ein Mädchen aus der Provinz das getan hat, und Iwan tanzte vorzüglich. Immer, wenn er sie für kurze Zeit holte, sprang sie entzückt auf.

Während sie tanzte, hatte sie bisweilen das Gefühl, scharf beobachtet zu werden, schließlich wurde es so stark, daß sie suchend umhersah. Da saß ein breiter, kleiner Mann mit flinken Augen und Händen und einem prallen Körper und blickte sie an. Bisweilen sprach er mit seinem Nachbarn, der nachlässig dasaß und rauchte. ‚Wie ein Frettchen sieht er aus,' dachte Jo. In der Pause kam der Direktor: der Herr dort in der Ecke ließe Herrn Iwan und die junge Dame bitten, ein Glas Sekt mit ihm zu trinken. Ein sehr angenehmer Herr übrigens, Stammgast. Iwan schob Jo vor sich her, als ob sich das so gehörte. Sie selbst war viel zu neugierig, um zurückzubleiben.

Der Breite blieb ruhig sitzen; er lächelte ihnen jovial entgegen. „Gut machen Sie das," sagte er zu Iwan, „Ihre Einlage — das Solo meine ich — war glänzend, und Sie, mein gnädiges Fräulein" — er schenkte ein — „wollen gewiß auch Tänzerin werden? Oder sind es schon. Natürlich, sind es schon!"

„Nein, das nicht," sagte Jo, nach dem Glase greifend — sie war sehr durstig — „ich bin keine Tänzerin, und ich will keine werden; ich habe einen andern Beruf." Sie trank ihr Glas fast leer.

„O!" Der Mann zwinkerte vergnügt. „Erzählen Sie mir aber nicht, daß Sie zu jenen Jungfrauen gehören, die nicht säen und dennoch ernten! Es würde mich enttäuschen."

Jo lachte, das Glas Sekt hatte ihr wohl getan. „Nein, von mir könnte ich eher sagen: mühsam sucht das Eichhörnchen seine Nahrung; ich bin eine kleine Angestellte."

Der nachlässig dasitzende Mann sah auf. „Ein Eichhörnchen! Nun, rot sind Sie, sehr hübsch rot sogar. Eine kleine Angestellte?" Der Breite schüttelte den kahlen Kopf. „Das glaube ich Ihnen nicht recht. Aber trinken Sie noch mal, dann werden Sie offenherziger." Das Frettchen wirkte wie ausgestopft, die Hände schaufelten eifrig.

„Das bin ich ohnedies. Ich danke übrigens für Ihre Einladung, mein Herr," sagte Jo ziemlich gemessen.

Der Kleine sah sie genau an. „Tun Sie das immer? Und auch so hübsch formell?"

„Immer?" Jo mußte lachen. „Es ist die erste Einladung. Das müssen Sie mir schon glauben; ich habe wahrhaftig keinen Grund, Dinge zu sagen, die nicht wahr sind."

„Das finde ich auch," sagte der Größere ruhig. Er verbeugte sich. „Merzbach."

Jo wandte sich ihm zu, bis dahin hatte sie ihn kaum beachtet. Er sah aus, als könnte er in ihrem Elternhause verkehren. Sie nannte ihren Namen. Der Mann trug einen etwas abgeschabten Anzug, hatte ein kluges, blasses Gesicht und nervöse Hände. Er machte einen überarbeiteten Eindruck.

„Am Abend muß man etwas herausgehen," sagte sie, wie sich entschuldigend. Er nickte. Der andere meckerte.

Die Musik begann, Iwan erhob sich und forderte eine Dame zum Tanz auf. „Sie müssen aber bei uns bleiben," sagte der Kurze. Jetzt bequemte auch er sich, seinen Namen zu nennen: „Roberts. Ihr Freund ist hier engagiert, nicht wahr? Wenn Sie dem französischen Russen Gesellschaft leisten konnten, dann dürfen Sie uns nicht geradezu vor den Kopf stoßen."

Jo dachte gar nicht daran, zu gehen; dies war der schönste Abend nach jenem ersten, als sie Berlin so begeistert begrüßt hatte.

„Wo haben Sie Ihr Französisch gelernt? Sie sprechen es nicht übel," fragte Merzbach.

„In der Schule. Es ist noch nicht so lange, daß sie hinter mir liegt." Die Großartigkeit war von ihr abgefallen, sie war froh, von daheim sprechen zu können; es nahm das Gefühl des Fremdseins.

Die Männer fragten, hörten freundlich zu. Nach einer Stunde etwa verabschiedete sich Jo, sie mußte früh am Morgen aufstehen.

„Ich werde Sie begleiten," sagte Merzbach.

Draußen war es hell und lebhaft. Jo war mit sich unzufrieden, sobald sie in die frische Luft kam. ‚Auf diese Art könnte ich viele Bekanntschaften machen, fast jeden Tag, wenn ich es darauf anlegte!' dachte sie.

„Und nun sind Sie still geworden," sagte Merzbach, „schade, ich hätte gern mehr von Ihnen gehört."

„Sie sprechen ja auch nicht von sich selbst," erwiderte Jo zurückhaltend.

„Ach, von mir ist nicht viel zu erzählen. Ich bin Musiker und durch einen Freund mit Roberts bekannt geworden, einen Maler, der für ihn arbeitet, um freie Hand zu bekommen. Roberts zahlt nicht schlecht. Aber Sie wissen vielleicht gar nicht, wer er ist?"

Jo schüttelte den Kopf. „Nein, wie sollte ich?"

„Gewiß. Ich habe Ihnen nämlich alles geglaubt, was Sie uns erzählt haben. Sie kennen Berlin gar nicht und deshalb auch Roberts nicht. Er ist ein Mann, von dem man spricht, hat ein großes, aufblühendes Unternehmen für Reklame und Propaganda. Als er Sie tanzen sah, meinte er, mein Freund könnte Sie sehr gut als Modell gebrauchen, doch Sie sehen, er sprach dann gar nicht mehr davon. Er ist nicht angenehm, aber sehr geschickt und ein guter Menschenkenner. Sie können seine Aufforderung ernst nehmen: er sitzt fast jeden Abend in der Bar; er wird sich freuen, wenn Sie kommen, der Mann kann Ihnen nützlich sein."

„Wahrscheinlich aber würde er denken, ich wollte andere Vorteile von ihm haben — nein, nein!" wehrte Jo ab.

„Das glaube ich nicht, er ist zu klug dazu. Meinen Sie übrigens, Sie könnten es wirklich zu einer guten Stellung bringen ohne jede Hilfe, vor allem ohne die Hilfe eines Mannes? Nein, Fräulein Bantinck, das ist schon für unsereins schwer; eine Frau kann das nicht. Ich kenne Mädchen, die zwanzig Jahre und mehr im Berufsleben stehen, sehr tüchtige Mädchen; es gibt für sie keinen wirklichen Aufstieg. Und was verdienen sie? Genau soviel, daß sie gerade leben, wohnen, sich kleiden können. Ist das ein Erfolg, eine Freude, ein Ziel? Die Jugend, jeder Lebenstag wird von so einem Beruf aufgefressen. Die anständigen Mädchen haben es nicht leicht, es sei denn, sie lebten in ihrer Familie. Und das mag auch nicht jede. Weshalb sind Sie nur hierher gekommen? Und weshalb dieser Beruf?"

Jo hatte ihm aufmerksam zugehört. Die Art wie er sprach, gefiel ihr. Sie hatte die Augen aufgemacht, seit sie in Berlin war. Er hatte wahrscheinlich recht. „Aber weitaus die meisten dieser vielen im Beruf stehenden Mädchen sind aus kleinen Verhältnissen, für sie ist es dennoch eine Befreiung," sagte sie.

„Ganz richtig — ich meine die Ihrer Art. Natürlich können Sie Glück haben, ich will Sie nicht entmutigen; am besten aber ist die tatkräftige Nachhilfe eines Mannes, der sich für Sie interessiert."

Sie waren an der Straße angelangt, in der der Modesalon lag. Nachdenklich stand Jo da. „Dennoch der Mann — immer der Mann!" sagte sie. „Für all die kleinen Mädchen hier ist ja auch der Freund — dieser, der nächste, der übernächste — Inhalt des Lebens, selbst dann noch, wenn er sie verläßt. Man müßte ihnen ein anderes Herz einsetzen."

Sie blickte auf, Merzbach sah sie mit offenbarer Teilnahme an. „Das wäre für manchen gut," sagte er. „Sehen wir uns morgen wieder? Kann ich Sie hier an der Ecke erwarten? Um halb acht, nicht wahr?"

Jo blieb eine Weile schweigend vor ihm stehen. „Ja, bitte, auf Wiedersehen," sagte sie abschiednehmend.

Gisela Frankes Laden war erleuchtet. Jo ging zögernd hinein. Was bedeutete das? Vielleicht saß Fräulein Franke im Hinterzimmer. Sie ging hinein. Es war Heinz.

„Ich bin zweimal neben dir hergegangen, Jo," sagte er, „du hattest gewiß ein besonders anziehendes Gespräch mit dem Herrn, der dich begleitete."

„Ja — weshalb aber bist du hier in meinem Zimmer?"

„Liebe Jo," sagte er herzlich, „weil ich dich wiedersehen wollte. Sei gut, laß uns Freunde sein. Du hast ja doch keinen bessern — es sei denn dieser neue."

Jo setzte sich in die Sofaecke und winkte Heinz zu sich heran. „Er ist von heute abend," sagte sie lächelnd.

„Und wo ist dein Tänzer?"

„Den kennst du auch?"

„Alles weiß ich, was du tust und läßt; ich fühle mich für dich verantwortlich."

Jo richtete sich auf. „Das laß nur. Du hast mich nicht hierher gelockt, ich habe es gewollt. Ganz wohl ist mir nicht, die Aussichten sind schlecht. Den Tänzer werde ich übrigens kaum noch sehen." Da fiel ihr ein, daß er jeden Abend in der Bar sein würde, und auch jener Roberts. „Ich möchte einen Menschen haben, der mir nützt, und dem ich gleichgültig bin."

„Das eine schließt das andre aus, liebe Jo."

„Ja, ich fürchte."

Heinz legte den Arm um sie. „Und wenn das Leben nun mal so beschaffen ist, so sollte man wenigstens nett zueinander sein, meinst du nicht auch? Ich will wirklich für dich sorgen, so gut ich kann."

Ein Lächeln zog über Jos Gesicht. „So fing es an — damals, als ich krank war — und so hörte es nicht auf. Zweimal gehe ich nicht denselben Weg. Aber" — sie legte ihren Kopf an seine Schulter — „ich bin dir dennoch gut, nicht so wie damals, anders."

Und Heinz, der nicht unempfindlich war, begriff, daß er verloren hatte, was er Jos Liebe nannte, doch auch er konnte nicht anders, er war ihr gut — man hatte sich wiedergefunden.

Als Jo allein war, sehnte sie sich nach dem Rauschen der Ulmen hinter dem starken grauen Haus. „Es hat eine Sonnenuhr oben unterm Dach," sagte sie wehmütig vor sich hin.

*

Wenn Jo später auf diese Zeit zurückblickte, dann sah sie Merzbach vor sich stehen, das farblose Gesicht zur Seite geneigt, ein paar Haarsträhnen quer über der Stirn, dunkle, etwas müde Augen. Er hatte keine Frische, keinen Wagemut, nicht einmal einen sonderlich starken Willen. Er war allem abgewandt, was die junge Jugend daheim, die Mädchen und die Studenten, lustig gefunden hatten. Er freute sich auch nicht an ihr, wenn sie keck war, voreilig urteilte oder fragte. Er war ein suchender, gewissenhafter und denkender Mensch, für Jo ein wenig zu schwer.

Am ersten Sonntag, nachdem sie sich kannten, kam er und holte sie zu einem Spaziergang ab. Er brachte seine Freundin mit, die Lehrerin an einem Lyzeum war, ein kluges, nicht mehr junges Mädchen. Sie fuhren hinaus und gingen am Wannsee entlang. Die große Fläche lag hellspiegelnd neben ihnen, oben am Himmel türmten sich unruhige Wolken vor einem blassen Blau. Die Kiefern mit ihrem herben Grün und den gleichmäßig rotbraunen Stämmen bildeten eine strenge Uferlinie. Wahrlich, nichts war anmutig und friedvoll wie in ihrer Heimat. Auch nicht das, was sie hörte.

Hier ging sie mit zwei Großstädtern, mit Kämpfern — das wollte ja auch sie sein — sie durfte fragen und fragte viel. Da sah sie in ein Berlin, von dem man draußen in der Provinz wenig sprach. Das war kein Hymnus der Freiheit und kein Freudenwirbel: es war Arbeit und nochmals Arbeit. Unbarmherzige Arbeit. Das war Sparsamkeit und ein Suchen nach Lebensformen, die dennoch Kraft geben sollten, und soviel Freude, daß man die Arbeit immer wieder von neuem auf sich nahm. Und diese beiden Menschen liebten ihren Beruf, standen nicht wie sie in einem zweitrangigen Modesalon.

Wie erging es den andern? Was wurde aus ihnen? Fragen, die Jo niemals gekommen waren.

Ihre neuen Bekannten sprachen ganz offen von ihrer Beziehung zueinander. Nein, sie konnten nicht heiraten, es hätte ihr Leben schwer belastet, vielleicht zerbrochen.

„Den Beruf aufgeben," sagte die Lehrerin, „ihn aufgeben, um den täglichen Kampf um die Wohnungsmiete, um eine Stellung nach außen hin, die uns nicht fördert und nicht glücklich macht? Oder Geld heranschaffen, um eine Angestellte zu halten? Unmöglich. Nein, Fräulein Bantinck, hier sieht es ganz anders aus, als man denkt, viel herber, viel bescheidener — und auch viel größer. Hinter den Jazzbands, Automobilen, Cafés, Bars und dem schnellen Geldverdienen, hinter dieser dünnen, billigen Fassade, ist ein andrer, ein mächtiger Bau. Hier gibt es Wollen, Denken, Handeln, Kampf — und auch Ideale gibt es, Fräulein Bantinck."

Jo glühte der Kopf. War es nicht das, was sie im Grunde suchte? Sie sagte Unabhängigkeit, Beruf, persönliche Freiheit — doch meinte sie nicht tief innen Größeres?

„Ja, ich glaube es, ich fühle es, hier sind Kräfte am Werk, die ich nicht kenne, aber ist hier nicht dennoch mehr Freiheit? Sie hilft den Menschen." Man konnte nicht alle Vorstellungen fahren lassen.

„Freiheit?" sagte Merzbach. „Wenn Sie es recht überlegen — was gibt Freiheit? Völlige Bedürfnislosigkeit oder Geld. Haben Sie das eine oder das andere?"

„Nein," Jo schüttelte den Kopf.

„Man hat hier weniger Vorurteile, und man kann in der Großstadt einsamer leben, als irgendwo sonst. Das ist wahr. Man kann sich das Leben ungenierter einrichten, und wenn man die Zeit dazu hat und natürlich auch etwas Geld, dann kann man sich geistige Genüsse verschaffen. Ein Modesalon läßt nicht viel Zeit, höchstens am Abend."

Jo sah zu der herben Linie des Kiefernwaldes hin. Was sie da sprachen, das paßte mit dem da drüben zusammen. „Aber, nicht wahr, Berlin hat vielerlei, ist erforschenswert — ein hohes Hoch, ein tiefes Tief —" sagte sie.

„Ja — wenn Sie es so nehmen, als Lebensstudentin, dann ist diese Stadt herrlich!" Viel freier sah Merzbach aus. „Wenn

es so ist, dann kann ich Sie manches Mal mitnehmen, denn das, was Sie da meinen, ist Leben, nahes, starkes Leben, und ich brauche es. Für mich, für meine Arbeit! Ich erforsche es, sehe es mir an. Wenn Sie erst einmal eingelebt sind, nicht gar so ein krasser Anfänger, und wenn wir uns allesamt gut verstehen — ja, dann —" Er blickte zum Himmel hinauf, und auch Jo schwieg.

Sie wußte nun, da war Größeres, Lebensvolleres, als sie damals gedacht hatte, wie sie zu Hause ihren Flüchtlingskoffer packte, doch auch Härteres, gerade für sie selbst Härteres und Einengenderes.

Ganz ungeduldig wurde sie, rieb sich an dem Kleinlichen ihrer Tage, an dem Untergeordneten, Aussichtslosen, saß viele Abende in ihrem unwirtlichen, dumpfen Zimmer, arbeitend, denn im Modesalon wollte sie nicht bleiben. Hier steckte sie in der Schicht der vielen kleinen Mädel mit dem Freund, dem Kino, der Tanzdiele und den Pralinés — bis ihre Jugend vorüber war. Hundertmal recht hatten ihre Leute daheim, aber anders noch als sie glaubten.

Bisweilen traf sie auch Heinz Franke. Ganz verblaßt, alltäglich war er für sie. Er sah und liebte „die billige Fassade". Gewiß, es war eine der vielen Seiten des bewegten, tiefgründigen Lebens, von dem ihr erst jetzt ein Ahnen kam. Doch sie fühlte: ein Forscher war Heinz nicht. Niemals würde er mit ihr die weiten, unbekannten Wege gehen. Und danach verlangte sie.

Seit dieser Entdeckerwille und diese Entdeckerfreude über sie gekommen war, sehnte sich Jo nicht mehr nach dem Rauschen der Ulmen, nach der Sonnenuhr unter dem Dach des starken, schützenden Hauses und nach dem Behagen des Lebens, das hinter ihr lag. Ein kindischer Taumel war in ihr, jung, ungeprüft, aber es war etwas, das sie allein besaß. Was auch immer daraus wurde, es war ein Stück von ihr.

An manchem Abend war sie auch mit Roberts zusammen; Merzbach sagte ihr immer wieder, wie nützlich er ihr sein könnte. Die Bekanntschaft mit dem Frettchen war ihr weit anziehender als jene, die in Steveninghs Gloriette zu einem so reizenden Höhepunkt kam. Roberts erzählte ihr Wirklichkeiten. Er hatte sehr wenig Sinn für Spielereien und romantische Abenteuer. Abends mußte es um ihn herumwirbeln, damit sein Kopf wieder leer wurde.

Jo ließ es aber nicht recht dazu kommen. Sie hatte eine Menge Fragen, denn das Unternehmen dieses Mannes war für sie mit dem neuen Leben und dessen Tempo eng verbunden, und Roberts wieder amüsierte sich über ihre Ideen und Vorschläge, die meistens ganz unausführbar waren, bisweilen aber keck das Richtige trafen.

Niemals kam ihm der Gedanke, er könnte dieses unternehmende kleine Ding fördern, aus dem zweitrangigen Modesalon herausholen und ihr in dem eigenen Geschäft eine Chance geben; er war kein Altruist. Doch als Merzbach, dessen Gründlichkeit er zu schätzen wußte, eines Tages mit ihm darüber sprach, schien es ihm nicht unpraktisch zu sein; Fräulein Bantinck war jedenfalls eine frische Kraft.

Im März, an einem kühlen, winddurchtobten Frühlingstag, den Jo noch lange als besonderen Glückstag vermerkte, ließ Roberts sie zu sich kommen und sagte ihr trocken und recht kurz, sie könne zum April in sein Geschäft eintreten, und wenn sie sich bewährte, würde er sie vielleicht zu seiner Sekretärin machen. Von den jovialen Abendunterhaltungen war nichts mehr an ihm zu bemerken, und Jo verstand das. Sogar ihren Jubel und Dank drängte sie zurück. Hier in diesem exakten, großen Hause, dem Chef gegenüber — und wenn er auch ein Frettchen war — mußte sie korrekt sein, sachlich.

Roberts' kleine, knarrende Stimme hatte aber noch eine besondere Mitteilung für sie. Er dachte, es wäre unpraktisch, wenn jener Geheimrat in Münster das Mädchen zurückholte. Vielleicht war sie dann gerade eingearbeitet, und so sagte er: „Es wäre mir erwünscht, wenn Sie diese Angelegenheit mit Ihren Eltern besprächen."

„Ich werde mir ihre Zustimmung sofort holen," sagte Jo.

Mit aller Haltung, die ihr in diesem Augenblick möglich war, verabschiedete sie sich, ging die breite Treppe hinunter, und dann warf sie sich dem brausenden Frühlingswind entgegen. —

Am Abend dieses Tages hielt Christopher Bantinck ein Telegramm in der Hand. „Schick' Geld für eine Fahrkarte. Deine glückliche Jo," stand darauf.

Er schüttelte den Kopf; gewiß hatte sie sich verlobt. Wenn es nur nicht dieser Franke war! Nein, das nicht, es wäre kein Glück gewesen. Als Jo abends auf ihrem Sofa lag, wußte sie, was sie so glücklich machte: es war das eigene kleine Zimmer und das Verbundensein mit Neuem und Lebendigem.

*

Der stürmende Monat März war auch in Münster eingekehrt. Er kam über die weiten Flächen von Holland hinüber und

stemmte sich gegen die alten Bauten. Bekannte aus zehn Jahrhunderten, die es nicht sehr ernst nahmen. Hier und da lupfte er einen Dachziegel oder rüttelte an einem Schornstein; die Giebelbauten mit ihren Eisenklammern aber behielten ihre wohlabgewogene Ruhe. Um die hohen Kirchtürme fegten Wolkenfetzen und bisweilen zitterten die Glocken, so daß es wie zarte Kinderstimmchen klang. Das hörten nur die Vögel, die mit dem Wind trieben und sich in die steinernen Wunderwerke da oben flüchteten. Über den Linden rings um die Stadt und auf den uralten, unbekannten, zwischen das Häuserwerk eingeengten Gärten lagen schon die zarten Frühlingsschleier, gelbgrün, braunviolett und ein tiefes, herzhaftes Rot. In dem Keimenden dort unten und in dem Brausen da oben war Freude, Vorwärtsdrängen, Hoffnung.

Auch in jenem Trupp junger Menschenkinder, die singend, ob es ihnen auch den Atem verschlug, zu nächtlicher Stunde durch die Straßen zogen. Es waren Abiturienten des ältesten deutschen Gymnasiums, des Paulinums zu Münster. Unter ihnen, die Mütze in der Hand, das rötlichblonde Haar zerzaust, lang, lachend, über alle Maßen glückselig, Felix Kerssenbrok. Mit voller Kraft schallte es über den Alten Steinweg:

„So leb' denn wohl, Gymnasium,
Ich scheide ohne Trauern,
Ich trieb mich lang genug herum
In deinen finstern Mauern —"

Doch da war noch eine kleine Schenke offen: die „Maultiere" schoben sich lachend hinein. Um den blank gescheuerten Tisch setzten sie sich und klappten mit den Deckeln ihrer Bierkrüge.

„Heut ächzet kein Pennäler mehr,
Ein muntres Maultier trabt daher!"

Wie oft hatten sie es gesungen, alle Strophen, und am liebsten jene letzte:

„Ihr Brüder, die ihr auf der Bahn
So Freud' wie Leiden teiltet,
Ihr Mädchen, die ihr nebenan
Zur Töchterschule eiltet:
Wahrhaftig, euch vergess' ich nie!
Leb' wohl, mein Fritz, leb' wohl, Marie!
Trallarum, lirum, larum!
Hic finis est curarum!"

An die letzten beiden Strophen klammerten sie sich; irgend etwas mußte ihrem Überschwang Halt geben. Sie saßen da mit ihren bunten Mützen und Bändern, mit den Farben ihrer Fahne, stolz getragen von alten Traditionen, die sie in dieser kurzen Spanne Zeit aus dem Werktag der Stadt emporhob. Sie sangen Lieder, die vor zehn, zwanzig, fünfzig und mehr Jahren ein Abiturient gedichtet und gar vertont hatte, denn auch dies war alter Brauch.

*

Lulu und Gesine standen am Küchenfenster und untersuchten im hellen Sonnenschein die Wintersachen, zumal die Pelze. Sie sprachen von Jo Bantinck, die seit einigen Tagen zu Hause war, eigentlich manierlicher als früher, meinte der Landregen.

Lulu drehte die Taschen an Karls pelzgefüttertem Mantel um. Da fiel ein ganz verknüllter Zettel heraus, Lulu hob ihn auf, und als gute Ehefrau glättete und las sie ihn. Auf diesem zerknitterten Papierstreifen stand geschrieben: „Weshalb so böse, mein Karli? Kennst du denn deine Bambi nicht!"

Nun gab es in ganz Münster nur eine Bambi, man nannte sie ganz allgemein so, es war Babette May aus der Bodega.

„Gesine," rief Lulu, sich an dem Tisch festhaltend, „mein Gott, Gesine!" Ihr verging das Denken — alles stürzte zusammen, die Küche, der goldene Hirsch, der Roggenmarkt, ganz Münster. Der kleine knitterige Zettel zog ihr den Boden weg. Gesine nahm ihn aus Lulus kraftloser Hand. Sie sah hin, dann wurde es rot in ihren Augen. „De verdammten Mannslüde!" sagte sie verbissen. Nie hatte sie es recht in sich aufkommen lassen wollen, daß ein Mann wie Kerssenbrok fremd ging, wie Mariechen sagte.

Sie schob Lulu einen Stuhl hin, doch die wehrte ab, rannte, ihre kindlichen Augen weit aufgerissen, in ihr Schlafzimmer, zum Sekretär, zog die Lade mit den bezahlten Rechnungen auf und warf alles zu Boden, bis sie auf den Namen Bodega stieß. Sie sah genau hin, auf eine jede Südweinrechnung — man hatte deren genug in der Apotheke — und hinter der einen stand eine längere Erklärung, weshalb man Portwein und nicht Marsala geschickt hatte. Das war dieselbe Handschrift, das gleiche schwungvolle B.

Gesine kam hinter Lulu her, jeder Unterschied versank, dieses waren zwei gekränkte Frauen. Auch Gesine verglich, nickte und dachte an alles, was ihre Nichte Mariechen locker dahingeredet hatte. War das nicht Fräulein May gewesen, die damals, als sie nach der Prozession oben in ihrem Zimmer saßen, über den Roggenmarkt ging? Ja, gewiß. „Mit der is unser Herr mal in

Hiltrup gewesen!“ sagte das schnäbbelige Ding. Der Landregen war wahrlich nicht umsonst im Vorstand des Jungfernbundes! Sie vertuschte nicht, sie redete nicht zum Guten, sie drehte das Messer herum: man mußte die Sünde aufdecken und herausschneiden.

Bitterböse stand sie da, doch voll Mitleid mit Lulu, die sich schluchzend auf ihr Bett geworfen hatte.

„Und was war das mit das närrische gelbe Ding,“ sagte sie, den Kopf aufreizend vorgeschoben, „das dann Fräulein Jo kriegte?“

Lulu richtete sich halb auf. „Der seidene Pyjama,“ kam es zitternd zurück. Arme Lulu, sie hatte niemals viel mehr gedacht als ein Sperling in der Dachrinne; die ganze Welt war heil und gut gewesen und ihr Haus unantastbar.

Gesine aber mußte dieses alles gründlich ins Rollen bringen. Sie ging in das angenehme Hinterzimmer, in dem Karl Kerssenbrok gerade mit anerkennendem Nicken eine ziemlich zusammenhängende Rede von Jüll anhörte, und legte den Zettel auf den Tisch. „Dieses hier schickt Ihnen Ihre Frau, Herr Kerssenbrok,“ sagte sie verkniffen und ging sogleich davon. Kerssenbrok warf einen Blick darauf, sah Jüll an und winkte ihm stumm, das Zimmer zu verlassen.

Er konnte sich genau besinnen. Es war in Düsseldorf, er kam mit einigen Bekannten in die Winzerstuben, und da saß Bambi May in einer Nische, zärtlich umschlungen von irgendeinem Jüngling. Danach — nun ja! Nun ja! Es war Monate hin. Fast nicht mehr wahr! Bambi, das dumme Ding, hatte ihm diesen Zettel in die Tasche gesteckt, er hatte ihn gelesen. Doch wie konnte er ihn dort vergessen!

O ja — er erinnerte sich: Bambi war mit dem Jüngling weggegangen und nach einer Viertelstunde saß sie neben ihm, Karl Kerssenbrok, redete ihm allerlei vor, gab eine Erklärung. Damals — man wollte eben glauben, hatte einen vergnügten Abend — diesen und andere. Monate lag das zurück! Und was war Bambi May! Karl Kerssenbrok stöhnte. Es war ihm so schlecht, wie nie in seinem Leben.

Natürlich — Lulu würde keine Vernunft annehmen. Was er auch sagen mochte, er fühlte es, sie tat es nicht. Das lag ihr nun mal nicht. Man hatte es ja auch nie von ihr verlangt, nicht mal in der Töchterschule, wo sie nur in Handarbeit und Turnen stieg. Oder war es Gesang gewesen? Ganz gleich, sie stieg nicht, würde auch jetzt nicht steigen. In keiner Weise. Würde nicht begreifen. Er sah die schlimmsten Szenen. Wie brach das peinvoll in die blanke Apotheke ein.

Am besten, man ging sogleich zu ihr hinauf, ehe es das ganze Haus durchflutete, vielleicht sogar bis zur Johanniter-Kommende und nach Rehbrügge vordrang. Wer konnte ahnen, wohin sonst noch! Wenn Lulu entfesselt war! Nein, sie würde keine Vernunft annehmen.

Mehrere Male hob sich Kerssenbrok halb aus dem Sofa auf, über dem das Bild der wohltätigen Cornelia ter Meulen hing, und jedesmal fiel er zurück. Was für eine greuliche Angelegenheit war das!

Da hörte er Felix mit Wika sprechen, sie standen im Nebenzimmer, wo sie gar nichts verloren hatten. Was hatten sie da miteinander! Irgendwo mußte sich sein Zorn entladen. Er horchte. Aus Wikas Rede löste sich folgender mit unterdrücktem Gelächter untermischter Satz: „Ich habe Verkehr mit Personen des andern Geschlechts gehabt.“ Felix lachte. „Wie alt warst du?“ — „Ach, höchstens neun Jahre, es war doch mein erster Beichtgang. Unser Pastor war denn auch nicht wenig erstaunt. ‚Was verstehst du denn darunter, mein Kind?‘ fragte er mich väterlich. Ich antwortete prompt: „Ich habe mit lutherschen Kindern Beskes (Murmeln) gespielt!“

Kerssenbrok schlug auf den Tisch und lachte laut heraus.

Die beiden kamen zu ihm, wollten ihm noch andere Schnurren erzählen, doch er sagte, etwas erregt: „Nein, ich habe heute gar keine Zeit. Vielleicht am Abend.“ Er hatte nun den Mut gefunden, ging die Treppe hinauf, zuerst ziemlich rasch, dann lahm genug.

Leise öffnete er die Tür zu Lulus Schlafzimmer. Da lag sie und weinte zum Erbarmen, und es war ganz so, wie er gedacht hatte, sie wollte ihn nicht einmal anhören! Sobald er sich ihr näherte, weinte sie nur um so heftiger. Mehr als eine Stunde lang bemühte er sich um sie, es war vergebens.

Da nahm er seinen Hut und ging aus dem Hause. Bis weit vors Tor hinaus ging er, am liebsten wäre er niemals mehr umgekehrt.

Und jetzt, wie er durch das frühlingshafte, klaräugige Land ging, das für ihn immer wie ein Bild des Friedens gewesen war, wetterte er gegen sich selbst. Dummheiten waren das gewesen, alberne Spargitzen — er hatte seine Lulu lieb, ganz gleich, ob sie in Gesang stieg und in allem andern sitzen blieb. Ganz so, wie sie war, hatte er sie immer lieb gehabt. Sie tat ihm bitter leid, weil sie eine Frau war, die sich



Drei Grazien. Bildwerk von Prof. Richard Engelmann



gar nicht helfen konnte, und weil sie den Schrecken und diesen Kummer wahrlich nicht verdient hatte. —

Wie schlimm es aber in der Apotheke hergehen würde, das hatte er sich dennoch nicht gedacht. Nein, in die Verwandtschaft lief Lulu nicht, aber sie war wirklich niedergebrochen. Sie weinte sich krank, weder seine Medizin noch Gesinens Hausmittel vermochten zu helfen. Bei Tisch saß man sich gegenüber und sprach kaum, und abends reichte man sich nicht die Hand. Es war gut, daß Felix so wenig zu Hause war und kaum an etwas anderes dachte, als an seine brausend genossene Freiheit. Er hatte einen freigebigen Vater in diesen Tagen.

In seiner Herzensnot schrieb Kerssenbrok sogar an Tante Cornelia ter Meulen und forderte sie dringend auf, sie doch in Münster zu besuchen, recht bald, und es sprang aus jeder Zeile, daß es sich um Lulu und ihn handelte.

Nachts konnte er nicht schlafen. Er horchte auf Gesinens schlürfende Schritte im Flur. Sie kochte merkwürdige Tees und machte Umschläge, und er, der es doch wirklich gut mit Lulu meinte, stand abseits. Es war schon eine jämmerliche Zeit.

Morgens, wenn die ersten Wagen über den Roggenmarkt rappelten, wurde er wach, trotzdem sein Zimmer nach hinten hinaus lag. Er war eben ganz nervös geworden, der arme Karli! Am meisten ärgerte es ihn, wenn Vereine und Schulen in aller Frühe loszogen. Sie sangen: „Das Wandern ist des Müllers Lust!“ Taten sie das nicht schon seit hundert Jahren? Eines Morgens sprang er ganz erbost aus seinem Bett, lief in das schöne Vorderzimmer, riß ein Fenster auf, und da tönte es ihm entgegen: „Vom Wasser haben wir's gelernt!“ — „Wir wissen's ja — wir wissen's ja!“ rief der geplagte Mann, mit beiden Händen herunterwinkend.

So war es denn gar nicht merkwürdig, daß er daran dachte, wegzugehen — auf eine Spanne Zeit nur —, zu verreisen. Er ging zur Bahn, sah sich die Tabellen an; ihm war ganz verworren im Kopf von der häuslichen Misere. Als er nachdenklich, unentschlossen, aus dem Portal auf den freien Platz schritt, sprach ihn eines jener Jungfräulein an, die hier ihr Feld haben. Da kam ein echt westfälischer, stiernackiger Trotz über ihn. „Ja, komm, du kannst mit mir zu Abend essen,“ sagte er. Das Mädchen faßte ihre Reisetasche fester und ging plappernd neben ihm her, in das nächste Hotel hinein.

Karl Kerssenbrok hatte hier niemals gespeist; es war ein Hotel für Reisende. Er bestellte ein opulentes Mahl, vielmehr die Jungfrau von der Bahn bestellte es; darin schien sie ganz tüchtig zu sein. Natürlich gab es Sekt.

‚Denen will ich einmal zeigen, was eine Harke ist,‘ dachte Kerssenbrok wütend, und er sah hauptsächlich Gesine. Das Mädchen neben ihm waltete indessen seines Amtes, doch er bemerkte sie kaum. Er trank ein Glas nach dem andern.

Es war schon längst nach Mitternacht, als der Kellner seine Rechnung auf den Tisch legte. Kerssenbrok bezahlte umständlich.

„Die Herrschaften wünschen ein Zimmer?“ fragte der Kellner.

Kerssenbrok besann sich einen Augenblick. „Gewiß, natürlich,“ sagte er dann. Er war schon auf der Reise.

Liebevoll geleitet langte er, nicht ohne einige Schwierigkeiten, oben im Hotel an und ging schwer atmend in das angewiesene Zimmer. Doch als er dann seiner Begleiterin gewahr wurde, sagte er nur, im Andenken an Gesine und Peter Isfordt: „Hebe dich hinweg, Satanas!“ Und wirklich verschwand das Wesen.

Das beruhigte Kerssenbrok, er schlief sofort ein.

Am andern Morgen sah er überrascht um sich. Er konnte sich nur sehr schwer auf die Vorgänge erinnern. Doch das eine wußte er, ehe er aus der Apotheke ging, hatte er Felix gesagt: „Möglich, daß ich verreise.“ Sie würden sich daheim keine Sorgen machen.

Er dehnte sich in dem fremden und keineswegs guten Bett und überlegte, daß er diesem Graus heute noch ein Ende bereiten würde. Nicht verreisen, nein, ernsthaft und lieb mit Lulu sprechen. Er hatte sich zu sehr ins Bockshorn jagen lassen. Mit einem Ruck setzte er sich aufrecht. Wieviel Uhr mochte es sein? Die Uhr lag nicht auf dem Nachttisch. ‚Ich habe sie stecken lassen,‘ dachte er, ‚und auch die Brieftasche.‘ Für das dumme Ding von gestern abend mußte er nun auch noch das Nachtquartier bezahlen! Ach, einerlei! Er sprang auf — und da bemerkte er, daß alles, alles fehlte, der Anzug, die Stiefel, Uhr, Brieftasche, alles.

Sofort ging er zur Tür, die sich gestern hinter dem Wesen geschlossen hatte. Sie war angelehnt. Das Bett kaum benützt, der flache Koffer fehlte. Da wußte Karl Kerssenbrok Bescheid.

Was war gegen dieses die Sache mit Bambi! Und doch — in der Stunde der Gefahr entwickeln sich Kräfte. Er sah um sich, sein Zimmer hatte ein Telephon. Nur einem Menschen konnte er sich anvertrauen:

Jo Bantinck. Was für ein Glück, daß das Mädchen zu Hause war! Er ließ sich mit der Johanniter-Kommende verbinden und Jo rufen.

Nach einer halben Stunde schon saß sie auf seinem Bettrand und hörte nun die ganze Geschichte, beginnend mit dem zerknitterten Zettel. Kerssenbrok, der ganz zerfahren aussah, tat ihr sehr leid; sie sprach mit ihm, als sei sie Tante Cornelia aus Amsterdam. — „Laß mich nur machen," sagte sie, „das kommt alles in Ordnung. Zunächst einmal hole ich dir deine Sachen aus der Apotheke, Tante Lulu soll nichts merken, verlaß dich darauf." Und sie ging eilends davon.

Doch Lulu kam ihr schon auf der Treppe erregt entgegen. Sie hatte verweinte Augen. „Denk' nur, Onkel Karl ist verreist, und ich weiß nicht, wohin."

Jo, die ja immer von schnellen Entschlüssen gewesen war, zog sie in das große Zimmer. „Ach, Tante Lulu," sagte sie, „ich komme soeben von ihm. Es geht ihm leidlich gut — aber," sie zögerte, sprach nicht weiter.

„Um Gottes willen! Was denn?" rief Lulu entsetzt.

Jo sah auf den Teppich, machte ein sehr ernstes Gesicht. „Er ist — gestern abend — die letzte Nacht — am Kanal umhergeirrt. Gegen Morgen ist er hineingefallen — so wollen wir einmal sagen."

Weinend sank Lulu in einen Plüschsessel.

Jo beugte sich über sie. „Es war ja kürzlich wohl nicht so ganz in Ordnung mit euch," sagte sie sanft.

Lulu sprang auf. „Ich muß zu ihm hin, sofort. Der arme, arme Kerl!"

Jo drückte sie wieder in den Sessel. „Nein, auf keinen Fall, es regt ihn auf. Ich mußte ihm versprechen — wir haben ja Glück gehabt, Lulu. Kein Mensch weiß darum, nur zwei fremde Arbeiter, die ihn herausgezogen haben und schweigen werden. Es hat genug gekostet. Na, das ist nun gleich, nicht wahr?" Lulu nickte, putzte eifrig ihr Gesicht ab. „Onkel Karl wollte meinen Vater benachrichtigen — seine Kleider sind doch vollkommen naß, ruiniert! Doch ich war am Telephon. Das war wirklich ein glücklicher Zufall! Sofort fuhr ich hinaus, und hier bin ich, um alles Nötige zu holen." Sie sprach sehr schnell, eifrig. „Richte das Schlafzimmer her, wahrscheinlich hat sich Onkel Karl eine schwere Erkältung geholt. Du bist lieb zu ihm, nicht wahr?"

„Gewiß, Jo, ganz gewiß! Wenn ich ihn nur hier habe, wenn er nur gesund ist." Sie hatte ihre Vorwürfe und ihren Kummer vergessen, sie sah nur freundliche und sorglose Jahre, und mitten darin stand ihr Mann. „Sag' ihm aber gleich, daß ich zu ihm kommen muß. Ich will ihn pflegen, Jo."

Sie gingen in Karls Schlafzimmer und packten alles ein, was er brauchte. Lulu half, daß Jo unbemerkt aus dem Hause kam. Sie dachte an nichts, was zurücklag, nur an Gutes, für sich und Karli. Für Karli und sich wollte sie denken.

Jo fuhr triumphierend davon. Dieses Geheimnis würde Lulu wahren, und in der Apotheke war alles wie zuvor.

Nach einer Stunde ging Kerssenbrok etwas schwerfällig die Treppe hinauf. Er wußte, was er seiner Erkältung schuldig war. Doch auf eines war er nicht gefaßt: er mußte drei Tage zu Bett liegen und alles Erdenkliche herunterschlucken. Lulu, ganz Verführung um die Jahrhundertwende, mit Löckchen auf der Stirn, mit Schleifen, Spitzen und Volants, huschte strahlend im Haus herum — zu ihres Mannes Tür herein und heraus, mit Kompressen und Flaschen, mit Gebäck und belegten Brötchen. Und wieder kam sie sich glücklicher vor als Clarisse, obgleich diese im April, wie sie und Martin sagten, die versäumte Hochzeitsreise nachholen wollten.

Gesine aber ging kopfschüttelnd umher. Man mußte sich darein fügen: Lulu Kerssenbrok war immer ein „unwieses Mens — ch" gewesen; man durfte sie nicht im Stich lassen.

*

Cornelia ter Meulen hatte sich nun doch auf den Weg gemacht. Wenn ihr Neffe sie rief, so mußte sie kommen. Was auch mit dieser Ehe sein mochte, sie kaufte zunächst einmal ein Paar schöne Perlohrringe für Lulu. Männer ließen es oft an dem Notwendigsten fehlen.

Ihr Reisewagen fuhr vor, in dem ein stattliches Mädchen alles sorgfältig ordnete, dann kam der Bankier mit einem Korb voll Delikatessen und vielen Ratschlägen, und schließlich zog sich die umfangreiche Cornelia durch die offengehaltene Tür und sank zufrieden in das weiche Polster.

Sie wiegte durch zartbegrünte Flächen dahin, an langen blanken Kanälen vorbei, und sie konnte sich gar nicht vorstellen, was Karlchen Kerssenbrok aus der Fassung gebracht hatte. Nun, man würde ja sehen: am Abend war sie in Münster.

Als sie vor der Apotheke hielt, umringte sie sogleich das ganze Haus, Lulu fiel ihr um den Hals, und Cornelia zog sogleich das kleine Paket aus ihrer Handtasche; eine so stürmische Begrüßung war verdächtig.

Wie aber staunte sie, als Karl dann, im Hinterzimmer, Lulu und sie, seine alte Tante, abwechselnd umarmte und die Frauen als das Entzückendste pries, was die Erde trug.

Peter Isfordt, der gerade nebenan im Laboratorium herumwirtschaftete, zog einen langen Hals und hielt die Luft an, er tat, als müßte er sich von etwas sehr üblem abwenden.

Karl Kerssenbrok schraubte seiner Frau zärtlich die schönen Ohrringe an und währenddessen warf er beschwörende Blicke auf seine Tante ter Meulen. Die aber war eine Frau von Welt und verstand in wenigen Minuten, daß man, auch ohne sie, hier im Hause Versöhnung gefeiert hatte. —

Eine große Freude machte ihr Felix mit seiner bunten Mütze. „Jüngesken," sagte sie, „mach' du nur so weiter, hol' dir nur ein Titelchen, und dann lassen wir die Apotheke! Was sagst du zu unserm breiten Haus in Amsterdam? Jus ist für alles gut, — mach' du nur so weiter." Sie sah gar nicht viel anders aus, als auf dem Bilde über dem Sofa.

Sie lachte alle wohlwollend an, nur nicht Gesine, den Landregen, deren flache und weltabgewandte Art ihr niemals gefallen hatte. —

Nun sie einmal in Münster war, fuhr sie überall herum, besuchte Leute, die man kaum noch kannte; am liebsten aber saß sie mit Franziska Amalie Bantinck im hellen Musikzimmer zu Rehbrügge am Kamin.

Hier nun, nicht im Hause am Roggenmarkt, mußte sie Ruhe stiften, und das erfüllte sie mit besonderer Befriedigung. Irgendwie konnte sie ihre Mission nun doch erfüllen. —

Hubertus, der wahrlich den Kopf zwischen die Hände genommen und gearbeitet hatte, kam eines Tages in hellem Zorn nach Hause. Man hatte ihm bedeutet, von weiteren Examensanstrengungen abzusehen. Rettungslos ungenügend war all das, was er mit soviel Entsagung und Plage zusammengezimmert hatte.

Nochmals für ein Examen arbeiten? Nie wieder! Lieber — ja, was denn lieber?

„Pflügen," sagte Onkel Christopher, und er hatte gewiß recht, aber er, Hubertus, er konnte und konnte es nicht.

Jetzt auf eine Klitsche? Jetzt schon? Wissen, daß er in einigen Jahren hier auf Rehbrügge fest saß? Nein, nein — zum Teufel! — nein!

Daheim wußten sie noch gar nicht um sein Mißgeschick. Hubertus war sofort nach Rehbrügge gegangen, denn Christopher konnte man für diese Sache doch auch wohl etwas verantwortlich machen! Und wen sonst noch?

„Das ganze weibliche Geschlecht!" so sagte er, es spielte eine viel zu große Rolle, wohin man auch sah!

Christopher, den dieses Versagen seines Neffen nicht sonderlich schmerzte — weshalb denn studieren? — ging zu den beiden alten Damen ins Musikzimmer und erzählte von Hubertus und seinem großen Zorn.

Amalie Franziska, die gerade die Karten mischte, um mit Cornelia ter Meulen ein kleines Spielchen zu machen, hielt inne, legte die Karten hin und ihre Hände darauf. Sie hatte manche Familienereignisse gesehen und konnte sich fassen. „Gott, Christopher," sagte sie, zum Fenster hin blickend, „ich finde, wir haben ein recht turbulentes Jahr gehabt. Von einem Frühling bis zum andern — es ist genug."

„Jeder kann nicht ein Köpfchen haben, wie unser Felix," meinte Cornelia ter Meulen, „man muß das dem jungen Hubertus nicht nachtragen. Ihr Bantincks habt hier doch diesen schönen Besitz!" Ihre Augen aber bemerkten, daß manches abgenutzt war, vom Hause bis in die Stallungen hinein, und sie dachte ähnlich wie damals bei ihrem Neffen: ‚die Leute wären schon recht, die Leute brauchten Geld!'

„Das ist es ja gerade," sagte Christopher, „von Rehbrügge will der Junge nichts wissen." Er warf sich ärgerlich auf einen Stuhl.

„Dann soll er uns drei vernünftigen Menschen mal sagen, was er will." Cornelia ter Meulen nahm diese Sache recht leicht.

Franziska Amalie saß nachdenklich da. Für sie war es ganz selbstverständlich, daß ein junger Bantinck später einmal nach Rehbrügge kam, doch sie begriff auch Hubertus' Auflehnung. „Ja, er soll kommen, Christopher," sagte sie.

Der lachte. „Wer weiß — vielleicht lehnt er das Forum ab. Gerade erklärte er mir, Schuld an allem trüge im Grunde das weibliche Geschlecht." Frau ter Meulen rief amüsiert: „Dann muß er erst recht hereinkommen! Das soll er uns erklären."

Christopher ging hinaus und holte ihn.

Immer noch so zornig, daß man ihm nichts anhaben konnte, kam Hubertus zu den beiden alten Damen.

„Was ist das nun?" fragte Cornelia, ihr Lachen unterdrückend, „Sie wollen doch nicht sagen, daß unsereins —"

Sie aber, gerade Cornelia ter Meulen, konnte Hubertus nicht leiden. Ihre Betulichkeit, ihr ewiges Glätten und Zureden!

„Gewiß will ich das sagen! Diese vielen Frauen und Mädchen haben mich an die Wand gedrückt. Wo man geht und steht, laufen sie einem mit ihren Ansprüchen und all dem, was sie können und wollen, über den Weg. Zu Haus — Vater — was macht denn unser Vater? Aber die Mutter — Clarisse, die heiratet und die man wie eine gnadenspendende Heilige ansieht, weil sie das Selbstverständliche vollbringen wird. Aber es wird ein Mädchen sein! Und dann Jo, die davonläuft, und die dennoch stolz nach Hause kommt und sich bewundern läßt!"

„Nein, das nicht, mein Junge," sagte Amalie Franziska, „kein Mensch bewundert sie."

„Gut." Ruhiger fuhr Hubertus fort. „Aber die Apotheke — Tante Lulu, Wika, Gesine, Mariechen — alle unternehmungslustig, alle im Vordergrund. Und nun erst die Mädels auf der Universität, die Mädels beim Sport, auf der Straße — seht sie euch doch an! Was machen sie aus uns? Sie sind unsere Konkurrenz, oder sie wollen verwöhnt und schließlich geheiratet sein. Denkt euch das alles zusammen — es nimmt die halbe Kraft."

Hubertus hatte sich müde geredet, es war für ihn zudem eine ungewohnte Sache.

Frau ter Meulen aber erhob ihren Finger. „So ganz unrecht hat er nicht." (Wer regierte im Hintergrunde das Bankierhaus zu Amsterdam?) „Es ist etwas daran: die Jungfräulein machen sich überall recht breit, und sie haben frische Köpfe. Von uns Alten müssen Sie nicht reden, Hubertus, wir gehören ja noch dem Jahrhundert der ungebrochenen Männlichkeit an. Immerhin — ich hätte einen Vorschlag! Würde der junge Herr ein Jahr oder auch länger nach Niederländisch-Indien gehen? Auf eine Plantage. Es ließe sich machen."

Franziska Amalie und Christopher sahen sich zustimmend an.

„Ich nach Indien?" Für Hubertus war die alte Frau ter Meulen in diesem Augenblick die anziehendste Frau der Welt.

Und doch — es war wieder eine Frau!

„Ich auf eine große Plantage — über See! Etwas Schöneres kann ich mir nicht wünschen. Daran habe ich nie gewagt zu denken."

„Und eine recht männliche Angelegenheit," sagte Christopher.

Cornelia ter Meulen dachte aber, wenn er zurückkäme, sie würde es ja wohl noch — dreimal unter den Tisch geklopft — erleben, dann sollte es wiederum ein Mädchen sein, eins von den hübschen reichen Amsterdamer Jüfferchen — und Rehbrügge würde anders aussehen! Sie konnte nicht anders, sie war Vorsehung.

Als man gegen Abend nach Haus fuhr, war alles hübsch in Seidenpapier verpackt, die ganzen Angelegenheiten; das Leben war hoffnungsgrün wie die Felder.

— — — — — — — — — — — — — — —

Nur eine — die ihr Lebtag am meisten jubiliert hatte — war stiller geworden und hatte Heimweh, noch ehe ihre Zeit zu Ende war — Jo, Jo Bantinck.

Während man im Zimmer der Großmutter beisammen saß, auch die alten Steveninghs waren gekommen, und die strahlende Clarisse mit ihrem Mann, ging sie langsam in der Newelschen Gärtnerei umher.

Ringsum in zarten Reihen und kleinen Büscheln blühten die ersten Frühlingsblumen, man konnte ihre Farben gerade noch unterscheiden. Die schwere Mauer und das alte bunt zusammengeschachtelte Häuserwerk jenseits der Aa schlossen den wundervollen Fleck Erde schützend ein. Das Haus, massiv, stolz, mit dem Seitenflügel und der Kirche daran, überragt von den Ulmen und Akazien und vom trotzigen Buddenturm, mit dem Ahnen der schwingenden junggrünen Linden um ihn her, das war Heimat, war wie eine warme Hand, die zur Ruhe bringt.

Von der Bergstraße her kam der Gesang der Kinder. Sie sangen: „Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Acker bestellt." Im Ringelreihen gingen sie daher, die Hosenmätze und die kleinen Mädchen mit den festgeflochtenen Zöpfen — o ja! Jo kannte es, hatte oft genug mitgespielt.

„Seht, so macht's der Bauer,
Seht, so macht's der Bauer,
Der den Haber aussät!"

Jetzt standen sie alle still und warfen in der weitausholenden Gebärde des Sämanns die kleinen Arme. Da draußen auf den Feldern hatten sie es oft gesehen.

Was erwartete sie in der großen Stadt? Ein schäbiges Zimmer, Ungewißheit von Tag zu Tag, Arbeit, die nur der winzige Teil eines großen Getriebes war, — von einem andern Mädchen genau so gut, vielleicht besser ausgeführt, als von ihr selbst, wenig, sehr wenig freie Zeit, ein paar Freunde vielleicht, einige Stunden gesteigerten Lebens; doch niemals dieses Mutterlächeln der Heimat, niemals das Gefühl der Verbundenheit mit einer kulturdurchtränkten Stadt, mit dem Boden, auf dem ihre Vorfahren gestanden hatten, in guten und schlechten Tagen — auf dem sie gearbeitet, gerungen hatten, der ihre Grabstätten deckte.

Und doch! Und dennoch mußte sie zurück



Meister der Graphik: Norddeutsche Landschaft. Radierung von Paul Winkler-Leers

auf ihren Posten, mußte sich selbst und das Leben kennen lernen — und halten.

An einen Hafen, an die Ehe, dachte Jo Bantinck nicht, sie war eine Kämpferin.

Tief atmete sie die heimatliche Luft ein, und dann ging sie, das helle Gesicht unter dem roten Käppchen erhoben, zu „ihren Leuten", die sie liebte, weil sie gleichen Blutes mit ihr waren und wie sie Kinder dieser schönen und geistigen Stadt und des helläugigen Landes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage, der, frühlingsfrisch und blau, über die roten Dächer und die grünen Türme hinaufstieg, war der Zug der Abiturienten des Paulinums. Achtzehn offene Wagen standen auf dem Domplatz, der vom gelblichen Schein des Lindenlaubs vergoldet war, in jedem Wagen drei frohe Burschen, mit Fahnen früherer Jahrgänge in der jungen Faust, im ersten Wagen, einem blitzenden Viererzug, die drei Präsiden, mit ihren bestickten Kappen — Weinlaub, Hopfen und Ähren — den breiten Schärpen und den Rapieren. Alle Wagen bekränzt, in allen Wagen Blumen. Freunde und Verwandte — vor allem aber die Jungfräulein von Münster — hatten sie geschickt.

Von weitem hörte man die Gymnasialkapelle, die Unterprima kam heranmarschiert und überreichte dem ersten Präsidenten die Fahne: rot-weiß-grün flattert sie im Winde.

Hoch steht er da, der Junge, der Lebensfrohe, dankt, gelobt die Paulinertreue, und alles, die ganzen jungen Burschen, die in den Wagen und die vielen ringsum, singen begeistert „Gaudeamus igitur!"

Der Zug setzt sich in Bewegung, voran die berittene Kapelle. An jedem Hause geht es vorbei, in dem ein Abiturient wohnt. Immer wieder kommen die Mädchen, die vielen unternehmenden Mädchen, und werfen Blumensträuße in die Wagen.

An der Apotheke mußte man ganz langsam fahren, es hagelte nur so aus den Fenstern. Felix, die Fahne seines Vaters in der Hand, und seine Freunde grüßten immer wieder, dankten, bis die Wagen in die Neubrückenstraße einbogen.

Es war ein buntes, fröhliches Bild. Drei, vier seidene Fahnen über jedem Wagen, und die ganz alten — mehr als hundert Jahre waren sie — durften nicht einmal mitgenommen werden.

Die ganze Stadt widerhallte von der Freude der Jugend.

Endlich hatte man auch das Haus des letzten Mulus passiert, und nun ging's im Trabe hinaus, über die Nienberger Landstraße, zu dem alten Wirtshaus van Ewers. Das große rote Rehbrügger Haus, jenseits der Landstraße, mit den Sandsteinumrahmungen der Fenster, der hohen Freitreppe und dem geschwungenen Dach, schimmerte wie durch grüne Schleier hinüber.

Hier, am Ausgange der Rüsternallee, stand Betty mit einem großen Korb, und als die Wagen nahten, trug sie ihn mit Jo zum Wirtshause, und Jo und Clarisse überschütteten Felix und seine Freunde mit Grün und Blumen.

Dann aber hatten die Mädchen hier nichts mehr zu suchen, die große Abschiedskneipe begann; bis tief in die Nacht hinein schallten die Lieder nach Rehbrügge hinüber.

Wer müde war, kam sogleich auf die Strohschütte im hinteren Teile des Saales. Hier schlief man, nach altem Brauch, bis die Sonne weckte.

Dann das Waschen unter der Pumpe und Mutter van Ewers starker Kaffee. —

Felix und viele andre standen längst auf der Landstraße; sie erwarteten die bekränzten Leiterwagen, die sie nach Münster bringen sollten. Jahraus, jahrein fuhr ein Bauer aus Nienberge die Pauliner nach Hause. Der Vater hatte das getan, der Großvater, der Urgroßvater und so fort. Niemand wußte, wie weit die Sitte zurückreichte.

Viele waren es nicht, die sich den beiden Leiterwagen anvertrauten, die aber da oben standen, waren frische Burschen, denen nichts daran lag, sich eine Nacht um die Ohren zu schlagen.

Man packte die Wagen voll von all den Sträußen, denn nun kam der Schluß der ganzen Herrlichkeit, man gab den Mädchen zurück, was sie gespendet hatten.

Singend zog man in die Stadt ein und fuhr bis zur Grünen Gasse hin, zum Gelände der Annette von Droste-Hülshoff-Schule. Hier hielten die Wagen, man wartete auf die Pause um zehn Uhr.

Kaum aber quoll der Schwarm der erwartungsvollen Mädchen auf den Hof, da kamen die Wagen heran, die Abiturienten sangen:

„O wonnevolle Jugendzeit
Mit Freuden ohne Ende,
Mit Minnefahrten weit und breit,
Wo sich die Schönste fände!
Ich grüße dich, du junges Blut,
Bin jedem hübschen Mädel gut:
Doch keine ist aequalis —"

und nun gab es ein tolles Durcheinander, denn jeder Bursche rief den Namen seines Mädchens, und man warf mit vollen Händen die Blumen aus dem Leiterwagen über den Gitterzaun, und über all die lachenden, glückseligen kleinen Jungfräulein.

Feuer im Moor. Von Helmut Kläbe

I.

In grünem Tiefland ist ein Klecks
Braun hingespritzt in Sand und Lehm.
Hier ward ein schwammig Moosgewächs
Den alten Eichen unbequem.
Vergangner Herrschaft letzter Halt,
Halb trutzig, halb in Angst und Schwäche,
Ragt hier und dort ein schmaler Wald
Verloren aus der weiten Fläche.

Solch einer Insel angeschmiegt
Schläft eine Holzstadt, öd und nackt,
Dereinst, als sich die Welt bekriegt,
Mit fremdem Kriegsvolk vollgepackt.
Das Ende kam, das Land ward klein,
Der Mangel saß uns hart im Nacken,
Da kehrte neues Leben ein
In die zerfallenen Baracken.

Am Waldrand qualmt ein schwarzer Schlot,
Ein Dach deckt Berge von Zement,
Ein Gatter kreischt, und ziegelrot
Wächst dort das erste Fundament.
Der Sumpf, der kaum den Kiebitz trug,
Ächzt unter schweren Mergelwagen,
Und über Fluren geht der Pflug,
Die nie bislang in Furchen lagen. –

Doch nun, seit sieben Wochen drückt
Die dürre Notzeit Mensch und Tier.
Ein steppenheißer Wind zerpflückt
Verdorrte Neusaat wie Papier.
Der junge Graswuchs sank ins Knie
Als ob ihn grobe Fäuste preßten.
Heißhungrig sucht das magre Vieh
Der Siedler nach vergilbten Resten.

Es kocht und brütet Tag für Tag,
Das Lager dampft von Staub und Schweiß,
An Dach und Wand und Bettverschlag
Wird Brett und Nagel glühend heiß.
Schlaff wird der Arm, der Rücken krumm,
Die Mienen mürrisch und verkniffen,
Und selbst der Munterste wird stumm,
Der sonst so keck sein Lied gepfiffen.

II.

Faul fährt der Vollmond übers Moor,
Der warme Teerbrei tropft vom Dach.
Da rekelt sich aus Schwitz und Schmor
Ein wirrer Träumer langsam wach.
Dick hängt die Luft. Er atmet schwer
Und tastet langsam nach dem Fenster.
Da prallt er jäh zurück, als wär'
Die Nacht voll gräßlicher Gespenster.

Er starrt und stiert und staunt und preßt
Die Augen in die heiße Hand.
Fern über Wiesen droht im West
Glutfunkelnd eine Feuerwand!
Der Herzschlag stockt, es braust im Ohr.
Blöd blinzelnd blickt er in die Flammen.
Da lodert's himmelhoch empor,
Und zuckend reißt er sich zusammen.

Ein stolpernd Springen zaunentlang –
Im Rücken rieselt's kalt und warm –
Die Stimme stammelt, stößt den Klang
Und preßt und gellt den Schrei: „Alarm!"
Das aufgeschreckte Echo hetzt
Den Mißton über First und Pfetten
Und fegt, entsetzend und entsetzt,
Die Schläfer aus den schwülen Betten.

Die alte Lagerglocke schellt
In einem fort: „Es brennt! Es brennt!"
Verwirrtes Volksgedräng' erhellt
Das Funkenspiel am Firmament:
In Torf und Heide frißt der Brand,
Er frißt sich satt an vollen Tischen,
Das neue Werk, das neue Land
In einem Zuge wegzuwischen!

Da wächst aus starrem Graun, in Wut
Aufbrandend, frischgestählte Kraft.
Was? Heim und Hoffnung, Hab und Gut
Vom blinden Zufall weggerafft?
Bringt Spaten her! Beschafft Gespann!
Gebt frei die Straße, frei die Schienen!
Heraus! Es gilt für alle Mann
Sich neu die Heimat zu verdienen!

Schon klirrt die Kavalkade los,
Daß weiß der Sand zum Wegrand nebelt.
Die Feldbahnwagen, Stoß um Stoß,
Mit langen Stangen fortgehebelt.
Rasch ist die wilde Jagd vertost
In Qualm und Rauch auf fernen Dämmen,
Dem Drachen, der im Heidkraut glost,
Das rotgeschuppte Fell zu kämmen.

Brandheiße, dicke Stickluft lähmt
Indes den leeren Lagerplatz.
Dort bündelt, zagend und vergrämt,
Die Hausfrau ihren armen Schatz.
Nur grell die gelbe Glocke gellt,
Den Nachbarn Notsignal zu geben:
„Helft! Helft! Es geht der kleinen Welt
Im Moor an Land und Leib und Leben!“

III.

Rund schwingt der Birkenreiserbund
Von rußgeschwärzter Faust gefaßt.
Er schlägt den Grund, den heißen Grund,
Trifft Kraut und Glut in wilder Hast!
Die Spaten reißen fieberhaft
Den krustig harten Schlamm in Stücke,
Bis breit der Flammenwall zerklafft
Zu einer gähnend schwarzen Lücke.

Schlagt zu! Schont weder Fuß noch Hand!
Schlagt drauf! Es gibt nicht Rast noch Ruh!
Schlagt tot, schlagt tot den Höllenbrand!
Den Flammenfraß deckt zu, deckt zu!
Das Torfbeil beißt mit scharfem Zahn –
Da läßt der West die Funken springen,
Und wieder spreizt der rote Hahn
Weit klafternd seine spitzen Schwingen. –

Die Morgensonne hebt sich rot
Ganz ohne Glanz im fahlen Qualm,
Noch immer rast und rennt der Tod
Von Bült zu Bült, von Halm zu Halm.
Er spritzt und sprüht, er glimmt und sengt
Und schleicht gleich tausend Salamandern,
Ein Satz – da ist die Front gesprengt,
Und dann weiß keiner mehr vom andern.

Jetzt überrannt, jetzt plötzlich frei,
Jetzt wieder rund von Glut umzuckt.
„Hierher!“ „Zu mir!“ Schon ist der Schrei
Von schwarzen Schwaden eingeschluckt.
Drei Sprünge vor, zwei Schritt zurück,
Bald rechts, bald links verzweifelt Rennen,
In stetem Wechsel Not und Glück
Und allerorten neues Brennen.

Im roten Mantel naht die Nacht,
Die bunte Welt verschwelt ins Nichts.
Der alte Erdball birst und kracht
Im letzten Gluthauch des Gerichts.

Gleich Fackeln lohen Ast und Blatt,
Die saftgefüllten Stämme knacken,
Bis alles, was noch Leben hat,
Zerfällt zu Asche, Staub und Schlacken.

Verzweiflung reckt sich drohend breit,
Die Lippen werden schmal und blaß,
Der ausgedörrte Gaumen schreit
Nach eines Tropfens kühlem Naß.
Der Birkenbusch entfällt der Hand,
Heiß dringt die Glut in alle Poren
Des zähen Willens stählern Band
Zerklirrt – und alles ist verloren!

Da wird es, wo der Baumstrunk raucht,
Mit einem Male wieder licht.
Aus windverwehten Dämpfen taucht
Ein fremdes, bärtiges Gesicht!
Nun mehr und mehr! Nun ein Signal!
Kommandos! Hastiges Marschieren –
Flach in die Flammen fegt der Stahl
Von zweimalhundert Pionieren.

IV.

Auf Wagen, sorglich heimgeholt,
Hockt die Kolonne, dichtgedrängt.
Verbrannt den Rock, das Haar verkohlt,
Die Stiefelsohlen durchgesengt.
Die Lider hängen schwer wie Blei
Vom Torfstaub und vom langen Wachen –
Nun weicht der Dunst, die Brust wird frei
Und dehnt sich unter frohem Lachen.

Denn mählich aus dem Dämmergrau,
Das tausend Wunder neu verhieß,
Steigt Wald und Wiese, Feld und Bau,
Ein halbverlornes Paradies.
Am Waldeck steht noch heil und fest
Der heißersehnte Heimathafen.
Gott Lob und Dank! Hinein ins Nest!
Und schlafen, schlafen, nichts als schlafen! –

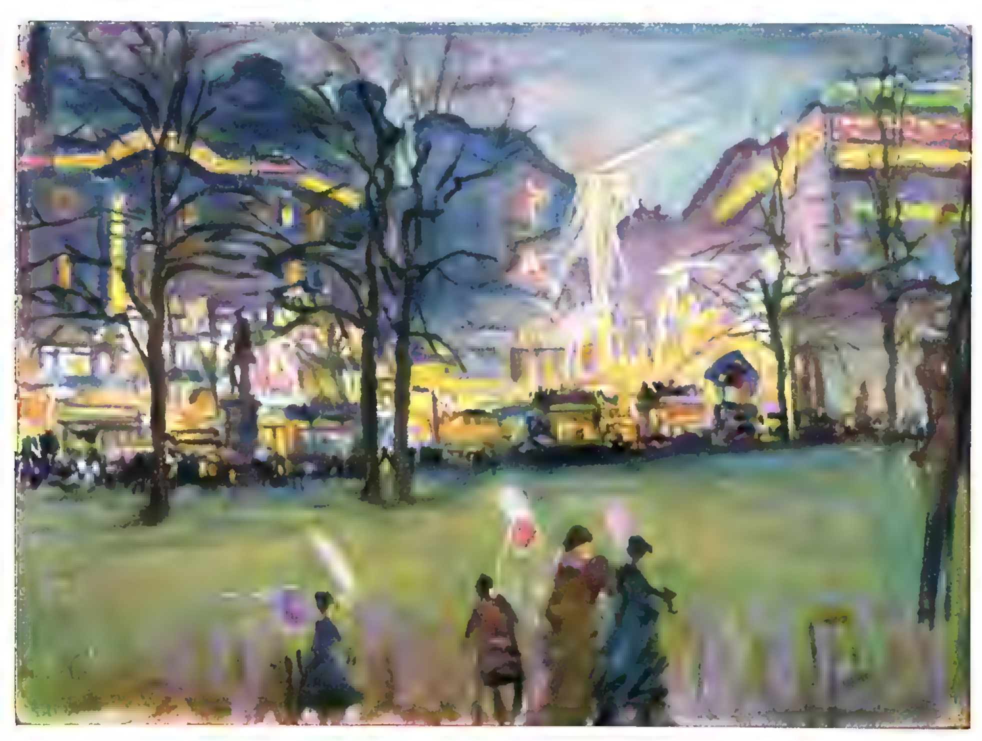
Drei Tage läuft der Regenguß
Über das Brandfeld, daß es zischt.
Vom Moore wäscht er Staub und Ruß,
Der letzte Funke Glut verlischt.
Im Frührot hängt die Lerche nur
Hoch über gelben Roggenbreiten.
Sie sieht auf schwarzverbrannter Flur
Die Zukunft saatenspendend schreiten.

Paul Paeschke

Von Dr. Paul Weiglin

Der Berliner Rummelplatz gilt als eine ganz gräßliche Einrichtung. Ein Dutzend Melodien quirlt durcheinander; eine Glocke bimmelt — die Fahrt ins Alpenland durch den dunkeln Tunnel beginnt sofort! —; mit Stentorstimme lädt der starke Max zum Ringkampf ein — fünfzig Mark dem, der ihn wirft, das Geld ist jedem sichtbar deponiert —; mit Donnergekrach fällt der Hammer auf den Lukas nieder; Mädel kreischen in den himmelanschwebenden Luftschaukeln; aus dem Bratwurstzelt und der Spritzkuchenbude steigen scharfe Düfte. Über dem ganzen Platz liegt Rauch und Staub, aber die tausend elektrischen Lampen täuschen ein Feenreich vor, in das immer wieder Scharen von gläubigen Toren wandern.

Kann man sich vorstellen, daß jemand eine Wohnung nur deshalb mietet, weil ihre Fenster auf einen Rummelplatz gehen? Aber was tut nicht der Enthusiasmus des Künstlers! Um den Rummelplatz in seiner Buntheit und Beweglichkeit gründlich zu studieren, hat sich Paul Paeschke einmal im Nordwesten Berlins eingemietet und lange gewohnt. Tag für Tag, Abend für Abend hatte er den Krach aus erster Hand. Doch er störte ihn nicht und machte ihn nicht nervös, denn seine Augen sahen sich nicht satt, und vollauf hatte er zu tun, um festzuhalten, was ständig flutende Bewegung war. Und als dann auf einmal die Buden abgebrochen wurden und der Künstler schon traurig wurde, weil man ihm ein so bequem gelegenes Objekt für seine Studien raubte, entstand auf dem freien Platz vor seinem Fenster eine Laubenkolonie. Und Paeschke sah, wie die Kolonisten ihre Lauben bauten. Zunächst freilich bestanden sie nur aus Latten und Hoffnung. Aber der wilde Wein wuchs schnell. Die junggesetzten Obstbäume blühten. Auf den schmalen Beeten standen mächtige Kohlköpfe. Vater lief in weißen Hemdärmeln und unter einem verbrannten Panama mit der großen blanken Gießkanne herum, Mutter jätete Unkraut, das der böse Feind auch in diesen bescheidenen Gärten zu säen sich nicht versagt, und die Kinder schwangen sich in der kleinen Schaukel, die immer quietschte und lange nicht so hoch flog wie die amerikanische Riesenluftschaukel auf dem Rummel vorm Jahr, aber genau so vergnüglich zu benutzen war. Und im August und September kamen die Erntefeste der Laubenkolonie, die Neukamerun hieß oder Sommer-



Dämmerung am Leipziger Platz in Berlin. Aquarell



Venedig. Pastell

frieden. Viele bunte Wimpel aus Papier zogen sich von einer Fahnenstange zur andern. Der immer vergnügte Onkel Theodor mit der großen roten Nase erschien in Zylinder, Bratenrock und karierten Hosen. Er schwitzte furchtbar in seinen Vatermördern, und wo er ging, wehte sein rotes Taschentuch. Aber die Kinder hingen begeistert an ihm. Er dirigierte die Blechmusik, er führte den feierlichen Umzug der Laubenkolonisten an, er sorgte für Sackhupfen und Topfschlagen und verteilte wundervolle Preise, Bonbons in bunten Tüten, lärmende Trompeten und drollige Mützen. Er hielt die lustigsten Ansprachen und sang die ulkigsten Lieder und am Abend brannte er ein herrliches Feuerwerk ab. Und mitten unter den Zuschauern stand wie so oft auf dem Rummelplatz Paul Paeschke, und sein Auge wurde nicht müde, aufzunehmen, und seine Hand nicht müde, das Wunder der Bewegung und des Lichts, das Wunder des Lebens zu gestalten.

Paul Paeschke ist gebürtiger Berliner. Er gehört, wie das für einen 1875 geborenen kaum zu vermeiden war, zu den Impressionisten, und einem Berliner Impressionisten kam es am allerwenigsten in den Sinn, mit „Gemüt“ zu schaffen. Aber ohne daß er ein Wort darüber verliert oder es in seinen Schöpfungen unterstreicht, spüren wir: er liebt das Volk, aus dem auch er hervorgegangen ist. Er weiß genau, daß es langweilige Spießer und unliebenswürdige Knoten gibt, daß in der Spritzkuchenbude auf dem Rummelplatz miserables Fett verbacken wird, und daß unter den Kindern in der Laubenkolonie die unnützen Rangen die Mehrzahl ausmachen. Aber für ihn gehören diese Mängel zu den unvermeidlichen dieses Erdenlebens, und er bemerkt mit tiefem Mitgefühl, wie aus der Enge und oft sogar aus dem Elend immer wieder die Freude am Dasein aufblüht, närrisch, armselig, geschmacklos, roh, doch eben eine Freude.

Paeschke hat auf der Kunstschule in Berlin studiert und das Zeichenlehrerexamen bestanden. Dann ist er noch sechs Jahre lang auf die Akademie gegangen und hat den Lehrplan mit fast pedantischer Gründlichkeit durchgemacht. Er gehört nicht zu denen, die auf ihre Lehrer und auf ihre Lehrzeit schelten. Er neigte, auch hierin ein richtiger Berliner, nicht dazu, vor den Geheimnissen des Schaffens Schauer der Ehrfurcht zu empfinden. Ihm schien viel oder beinah alles durch Fleiß und Aufmerksamkeit erreichbar, und es spricht für die ursprüngliche Echtheit seiner Künstlerschaft, daß er von ihr am allerwenigsten redet.

Die ersten Studienreisen führten den jungen Paeschke nach Mecklenburg, in ein Dorf in der Gegend von Ludwigslust. Ihn



Hafenwinkel in Lindau. Aquarell

zog zunächst keine tiefe Sehnsucht grade dorthin. Gewiß gab den Ausschlag, daß Reise und Aufenthalt nicht teuer waren. Aber zehn Jahre hintereinander kehrte er wieder und gewann sich unter den Bauern das Heimatsrecht. Die Landschaft sagte ihm wenig. Um so lebhafter interessierte den gewandten Berliner der schwerfällige Menschenschlag. Da gab es noch Leute, die nie mit der Eisenbahn gefahren waren und die darauf hineinfielen, wenn ihnen ein gewissenloser Witzbold von durchreisendem Kaufmann erzählte, in Berlin sei ein Sandregen ausgebrochen, und wenn er nicht bald aufhörte, würde die ganze Stadt in ihm begraben werden. Paeschke malte und zeichnete Tagelöhner, die Kartoffeln buddelten, oder Frauen, die in der Küche beim Kartoffelschälen saßen. Aber schon damals fühlte er: das Verhältnis des Menschen zur Natur, und nicht die Natur oder der Mensch allein, vermag ihn auf die Dauer zu fesseln. Nach den mecklenburgischen Studienreisen unternahm er andere Ausflüge in Deutschland, mit Vorliebe nach Franken, das damals die Reisenden noch nicht entdeckt hatten und wo ein plötzlich erhobener Teuerungszuschlag von fünf Pfennigen für den Tag immerhin freundlicher Verhandlungen zwischen Wirtin und Gast bedurfte, bevor er bewilligt wurde.

Als er sich seine Wohnung am Rummelplatz vor etwa zwanzig Jahren mietete, hatte er erkannt, was die Kunst von ihm verlangte. Er legte das Hauptgewicht seiner Arbeit auf die Graphik und versuchte, mit den sparsamen und in seiner Hand so unendlich ausdrucksvollen Mitteln von Schwarz und Weiß das Großstadtleben zu schildern. Es entstand eine lange Reihe von Berliner Blättern. Er radiert das Gewimmel auf einer Rodelbahn, die sich die Jugend zwischen Mietskasernen und Schrebergärten angelegt hat. Er führt uns auf die weite, von schwarzen Punktmenschen bedeckte Eisbahn am Müggelsee und läßt uns teilnehmen an dem Mittagskonzert der Wachtparade im Lustgarten. Und dann: der Potsdamer Platz! Er hat ihn mehrfach gezeichnet und radiert, immer von oben gesehen, vom Balkon des Café Josty mit dem Blick über den Leipziger Platz in die Leipziger Straße. Mit unwiderstehlicher Gewalt werden wir in das Hasten und Jagen hineingezogen, und wundervoll hat Paeschke den Rhythmus der Ordnung empfunden, der in dem scheinbar regellosen Durcheinander auch damals pulste, als es noch keinen Verkehrsturm gab. Mit solchen graphischen Arbeiten, die diese Hefte vielfach veröffentlicht haben, ist Paeschke berühmt geworden. In Berlin hatte der Künstler sich selbst gefunden. In Berlin

hatte er die ersten Erfolge erzielt. Jetzt konnte er sich weiter umsehen. Er ging nach Italien und brachte namentlich aus Venedig eine Reihe merkwürdiger Blätter mit. Er schlichten Blättern, auf denen das Wasser in zitternder Unruhe silbrig schimmerte und die Türme und Kuppeln der Stadt sich aus dem Land der Träume zu erheben scheinen,



Rummelplatz in einer Berliner Vorstadt. Ölgemälde. (Berlin, Sammlung Alfred Goetz)

sah diese unendlich oft dargestellte Stadt, um die der richtige Berliner eigentlich einen großen Bogen hätte machen müssen, weil sie unrettbar durch falsche Romantik verschminkt war, mit seinen klaren und etwas nüchternen Augen an, und sie enthüllte in seinen eine Schönheit, die sie bisher noch keinem offenbart. Er stand in Rom auf der Treppe von Sankt Peter und blickte auf das Getriebe, das den von den Säulen Berninis umschlossenen großen Platz erfüllt und mußte hier erleben, daß sich doch einmal eine



Am Wannsee bei Berlin. Pastell

einzelne Persönlichkeit von der Masse abhob: so oft er hier zeichnete, immer wieder stand gleich einem ewigen Wächter ein Mitglied der Gesellschaft Jesu schwarz und gebieterisch vor ihm. Dann ging es nach Paris, wo das Leben auf den Boulevards lockte. Aber es zog den Künstler doch auch zu der ernsten Gotik von Rouen. Ein besonders starkes Erlebnis bedeutete London für ihn. Was war der Potsdamer Platz gegen das Gewimmel auf London Bridge! Paeschke war begeistert, aber sofort packte ihn der Ehrgeiz, auch dieses Getümmels Herr zu werden. Immer wieder fuhr er dieselbe Strecke auf dem Omnibusverdeck, in fast fieberhafter Erregung Bleistift und Skizzenbuch in der Hand, um seine Notizen zu machen. Dann machte er Abstecher nach Brighton, um den menschenerfüllten Strand zu radieren. Aber er vergaß über seinen Auslandsreisen das deutsche Vaterland nicht. Besonders lieb gewann er Dresden mit der katholischen Kirche, dem Theaterplatz, der Terrasse und der Augustusbrücke.

Bereits einige Zeit vor dem Kriege hatte Paeschke für sich und seine Frau in Zehlendorf ein Haus gebaut und einen kleinen Garten angelegt, in dem er mit Eifer Spalierobst zog. Der Krieg riß auch ihn aus Arbeit und Erholung. Er wurde als ungedienter Landsturmmann eingezogen und hat im Westen und im Osten seine Schuldigkeit tun müssen. Im Osten ward er gelegentlicher Mitarbeiter der Kriegszeitung „Die Wacht im Osten“ und erhielt den ersten Künstlerurlaub von wenigen Tagen, als man hinter der Front einmal eine Kunstausstellung veranstaltete. Seine Bilder, aber auch die Preise, die er forderte, erregten Aufsehen, und er hatte das Glück, freundliche und einsichtige Vorgesetzte zu finden, die ihm Freiheit zur Arbeit nach Herzenslust gönnten. Er durfte mit seinem Skizzenbuch nach eigenem Gefallen hinter der Front herumreisen. Er hat dann sogar Ausflüge an die lothringische Front gemacht, aber die reichste Kriegsbeute brachte er aus Wilna mit. Hier zog ihn vornehmlich das uns so fremdartig berührende Leben der jüdischen Bevölkerung an, und er erinnert sich noch heute des Freisinns, mit dem man ihm gönnte, in der Judenschule zu sitzen und zu zeichnen, während der Rabbiner dem kleinen Kreis von Gläubigen die heiligen Schriften deutete. Es gibt ein tiefdunkles, nur von wenigen Lichtern durchzucktes Gemälde einer solchen Abendschule, das in seiner mystischen Stimmungsgewalt an Goya erinnert.

Es war wohl der Krieg, der Paeschke eine Technik nahelegte, die er während der



Strand bei Malaga. Pastell



Am Potsdamer Platz zu Berlin. Pastell. (Berlin, Sammlung Paul Stern)

letzten Jahre mit besonderem Eifer und mit viel Glück gepflegt hat: die Pastellmalerei. Er konnte nicht immer Farben und Pinsel mit sich herumschleppen. Die Pastellstifte waren leicht zu tragen und sofort zu verwenden. Und diese stete Bereitschaft kam seiner Art zu sehen und zu schaffen entgegen. Er liebt es, dem künstlerischen Erlebnis noch vor dem Objekt eine abschließende Form zu geben. Und da heißt es, oft sehr eilig vorüberhuschende und wechselvolle Eindrücke mit größter Schnelligkeit zu notieren. Man kann nicht lange Farben mischen und Pinsel waschen. Wieviel praktischer ist eine Handvoll bunter Stifte, mit denen man dem bunten Leben nachjagt. Diese Technik hat die Radierung in dem Schaffen des Künstlers zurückgedrängt und ihn auf seinen nach dem Kriege unternommenen Reisen nach Italien und Sizilien sowie nach Spanien begleitet. Seine Pastelle sind von einer kühnen Farbigkeit. Man sieht ihnen an, wie unmittelbar sie entstanden sind. Mögen sie manchem flüchtig erscheinen: sie entschädigen für die mangelnde Durchführung im einzelnen durch eine erstaunliche Lebendigkeit. Und das Wichtige, das Entscheidende im Bild einer Landschaft ist genau getroffen und eindringlich wiedergegeben. Auch jetzt noch freut sich Paeschke, wenn er die Natur im Zusammenhang mit dem Menschen schildern kann. Das bunte Gedränge in einer engen spanischen Gasse wird ihm zu einem Bilde von funkelnder Farbigkeit. Aber er hat auch ein starkes Gefühl für den strengen Reiz einer in mächtiger Bergeinsamkeit gelagerten alten Stadt oder die wunderblaue Schönheit südlicher See.

Paeschke zählt zu den Reisenden, die den großen, internationalen Hotels gern aus dem Wege gehen, weil ihm ein einheimischer Eseltreiber aufschlußreicher erscheint als ein Globetrotter. Wie zu Hause mischt er sich auch in der Fremde mit Vorliebe unter das Volk und freut sich, wenn er irgendeine unscheinbare Kneipe entdeckt, von der kein Reisender etwas weiß und in der es einen ausgezeichneten Wein zu trinken gibt. Er ist einer von den seltenen und allmählich aussterbenden echten Berlinern, die über ein gesundes Selbstbewußtsein und trockenen Witz verfügen und die dennoch Verständnis und Achtung für andere Art aufbringen, ja sich sogar mit Bescheidenheit unterordnen, weil ihnen ihr klarer Verstand sagt: es ist auch in Berlin nicht alles tadellos; man kann sich ganz anders einrichten als an der Spree, und es geht auch so.

Seine innigste Liebe freilich gehört nach wie vor Berlin und seiner Bevölkerung.

Draußen in Zehlendorf, wo seine Obstbäume mittlerweile reiche Früchte tragen, merkt man wenig von der großen Stadt. Aber der Wannsee und die Havelberge sind in der Nähe, und es vergeht kaum ein Sonntag, an dem der Maler sich nicht in das Gewühl begibt, das manchem abscheulich erscheint und das sein Auge immer von neuem erquickt. Sanssouci am Alltag ist nichts für ihn. Das ist ihm zu feierlich. Da geht irgendeine alte Exzellenz sich die Füße vertreten und über dem Schloß und den Terrassen lastet die Erinnerung. Aber am Sonntag, das ist das Richtige. Da ist die majestätische Königstreppe schwarz von fröhlichen, erholungsbereiten, luft- und sonnenhungrigen Menschen, und die Einsiedelei des menschenverachtenden alten Fritz nimmt sie alle mit gutem Willen und mit Nachsicht in ihren Frieden auf. Paeschke aber zeichnet und malt, was sich Tag für Tag und immer wieder anders begibt, und man muß sich nur wundern, daß sich die Stadt Berlin um diesen begeisterten Verehrer ihrer nicht immer genügend anerkannten Reize bisher wenig gekümmert hat. Zu seinem Glück gehört Paeschke zu den Naturen, die, gleichgültig gegen die Welt, ihren eigenen Weg gehen. Hat er doch selbst die Gefahr überstanden, ein Spezialist zu werden, nachdem die Kritik versucht hatte, ihn als Spezialisten abzustempeln. Wenn man sein Atelier besucht, das ihm leider längst zu eng geworden ist, obgleich er selbst es sich gebaut hat, findet man ausgezeichnete Bildnisse, die er allerdings nur malt, wenn es ihm Spaß macht. Ja der Meister des betäubenden Großstadtverkehrs hat die wundervolle und erstaunliche Ruhe, prächtige Stilleben von Blumen und Früchten aus seinem Garten zu malen, und es ist schwer zu entscheiden, ob er die mühsam gezogenen Pfirsiche und Trauben nicht höher schätzt als die gemalten. Denn schließlich ist seine Kunst doch nichts weiter als der Ausbruch und Ausdruck einer leidenschaftlichen Liebe zu diesem Leben, wie wir alle es führen müssen. Wir wären glücklich, wenn wir alle die nüchternen und dennoch zauberkräftigen Augen Paeschkes hätten. Er weiß, daß der „olle dusselige Jrunewald“ sehr langstielig ist, und die Menschen, die ihn bevölkern, machen Krach und schmeißen das Butterstullenpapier und die Eierschalen ins sogenannte Grüne. Und dennoch: dieser Wald wird bunt und lustig durch die Menschen, und wenn Paul Paeschke ihn malt, glauben wir mitten in diese Welt gestellt zu sein, auch nur ein Farbfleck, nicht mehr, aber immerhin für die Gesamtwirkung des Bildes nicht ganz ohne Wert.



Augustusplatz in Leipzig. Pastell

Wie die Engländer Aegypten regieren

Von Univ.-Prof. Dr. Wilhelm Dibelius

Wenn es sich darum handelt, die Herrschaft eines Volkes über ein anderes auszubreiten, so kennt der gewöhnliche Mitteleuropäer dafür nur den Weg der Annexion. Deutschland hat Elsaß-Lothringen annektiert, Frankreich hat Elsaß-Lothringen annektiert. Deutschland, Rußland und Österreich haben sich vor hundertfünfzig Jahren Polen geteilt, 1918 hat Polen wieder Distrikte an sich gerissen, die wir immer als selbstverständlich deutsch betrachteten. Jede Annexion hat dem annektierenden Staate allerhand Schwierigkeiten gebracht. Immer war ein Teil der von ihrem Mutterland getrennten Bevölkerung unzufrieden. Es war überaus schwer, die Gesetze und Schulen, die staatlichen Einrichtungen des neuen Herrscherlandes durchzusetzen. Immer wieder sehnte sich ein Teil der annektierten Bevölkerung nach der Rückkehr zu ihrer alten Heimat. Solche Schwierigkeiten mußten eben mit in den Kauf genommen werden. Die alte europäische Staatskunst kannte kaum ein anderes Ausdehnungsmittel als Annexion.

Die Engländer haben von alters her in Indien gelernt, mit anderen Methoden zu arbeiten. Sie waren vor das Problem gestellt, eine ungeheuer große Bevölkerung zu regieren, die jederzeit, wenn sie ernstlich gewollt hätte, die Herrschaft der kleinen englischen Minderzahl hätte abschütteln können. In Indien beherrscht eine Handvoll Engländer eine Bevölkerung von 315 Millionen. England ist stets gezwungen gewesen, auf Methoden zu sinnen, welche die englische Herrschaft nahezu unsichtbar machten. Sie herrschen im Lande, ohne daß es die Bevölkerung eigentlich merkt. Zur größten Vollendung haben sie diese Kunst der indirekten Herrschaft ausgebildet in Ägypten. Ägypten ist ein unabhängiges Land seit 1922. Trotzdem ist es dem englischen Willen vollkommen unterworfen und kann in allen wirklich großen Fragen nicht anders handeln, als England es befiehlt.

Von 1882 bis 1922, also wenige Jahrzehnte lang, haben die Engländer Ägypten besetzt und als eine Art von Kolonie regiert. Immer aber war die Zahl der Engländer, die im Lande wohnten, verschwindend gering, geringer als die Zahl der Griechen und der Italiener. Sie haben es aber verstanden, alle entscheidenden Stellen der Verwaltung und des Heeres so in ihre Hand zu bringen, daß Ägypten im englischen Geleise laufen mußte.

Es gab seit 1882 in Ägypten ein englisches Besatzungsheer. Daneben gab es ein ägyptisches Heer, das dem Khediven Treue geschworen hatte. Zum Kommandeur dieses ägyptischen Heeres hatte aber der Khedive einen Engländer bestellen müssen, der gleichzeitig auch der Oberstkommandierende der englischen Besatzungstruppe war, d. h. das Heer war gänzlich in englischer Hand. Das gleiche gilt von der Verwaltung. Nach außen hin war die Verwaltung ägyptisch. Alle Minister waren Ägypter. Unter ihnen standen die Provinzialchefs, die ebenfalls Ägypter waren. Aber neben diesen Ministern standen englische Beamte mit dem bescheidenen Titel „Ratgeber". Diese leiteten ihre ägyptischen Chefs an unsichtbaren Fäden. Die Chefs konnten ihnen schwer widersprechen; denn da Ägypten ein bankerottes Land war, standen seine Finanzen unter internationaler Aufsicht. Die internationale Schuldenverwaltung, an deren Spitze ein Engländer stand, hatte über alle Einnahmen und Ausgaben von Ägypten zu verfügen. Es mußte jeder Piaster zusammengekratzt werden, um die Ansprüche der europäischen Gläubiger zu befriedigen; über die Höhe der Einnahmen und der Ausgaben entschied die Schuldenverwaltung. Wenn die ägyptischen Minister daher nicht dauernd Konflikte mit der Schuldenverwaltung haben wollten, so mußten sie wohl oder übel dem Rat ihrer englischen Ratgeber folgen. Die Schulden waren unerhört hoch. Sie konnten nur durch rücksichtslose Besteuerung herabgemindert werden. Die Steuern wurden aber festgesetzt von der ägyptischen Verwaltung, oft mit rücksichtsloser Härte eingetrieben von ägyptischen Beamten und schließlich abgeliefert an eine internationale Kommission, an deren Spitze ein Engländer stand. Alle Klagen der ausgesogenen Bauern richteten sich gegen die Härte der ägyptischen Steuereinnehmer, gelegentlich auch der ägyptischen Truppe, die Ordnung schaffte, wenn irgendeine Gegend des Landes rebellierte. Daß hinter den Kulissen diese Beamten und Soldaten von englischen Fäden gelenkt wurden, kam nach außen hin nicht zur Geltung. Der Engländer herrschte, aber man sah es nicht. Nach außen hin sichtbar war nur die Tatsache, daß das Land allmählich aufblühte unter geschickter englischer Verwaltung. Englische Ingenieure schufen die großen Wasserwerke, welche Ägypten allmählich in eine einzige große Baumwollplantage verwandelten. Der Engländer erschien oft genug den Leuten als Wohltäter, denn er geizte nicht mit Geschenken und Almosen. Daß alles Land unter dem englischen Willen stand, merkten nur die wenigen Menschen mit starkem politischem Interesse. Auch in die Justiz und die innere Verwaltung des Landes griff der Engländer überall ein. Man konnte im Jahre 1882, als in Ägypten die Anarchie herrschte, schwerlich die Euro-

päer unter die gänzlich unzulängliche ägyptische Justiz stellen. Die Europäer waren daher nur ihren eigenen Gerichten unterworfen, die neben den heimischen ägyptischen Gerichten, nur mit Europäern besetzt, ihres Amtes walteten. Ägyptische Richter richteten über Ägypter und Streitigkeiten zwischen Ägyptern; kam es aber zu Streitigkeiten zwischen Ägyptern und Europäern oder Europäern untereinander, so wurden diese von den sogenannten gemischten Gerichtshöfen entschieden. Das war ein ungeheures Privileg für die ganze europäische Bevölkerung, das dadurch noch besonders in Erscheinung trat, daß die Europäer von einer großen Zahl von ägyptischen Steuern befreit waren. Aber alle diese Privilegien waren Privilegien für die Europäer, nicht für die Engländer allein. Jedoch konnte keine Steuer ausgeschrieben werden, zu der nicht der englische Berater des Finanzministers seine Zustimmung gegeben hatte, das ganze System der gemischten Gerichtshöfe hing schließlich ab von dem Engländer, der als Ratgeber neben dem ägyptischen Justizminister stand. An allen entscheidenden Stellen der Verwaltung saßen Engländer, Engländer hatten das Heer in der Hand, Engländer geboten über die Wasserkräfte des Landes, Engländer geboten über seine Gerichte, Engländer beherrschten das Ganze, obgleich sie nur in geringer Zahl im Lande ansässig waren.

Im Jahre 1898 hat England den Sudan erobert und damit noch eine weitere Klammer um Ägypten geschmiedet. Aus dem Sudan kommt der Nil. Nur wer Ägypten kennt, weiß, was das bedeutet. Der Nil ist die Lebensader des Landes. Ganz Ägypten ist nur eine einzige riesenhafte Niloase. Die Regenmenge, die im Lande fällt, ist so gering, daß als Quelle aller Fruchtbarkeit und alles Lebens nur das Nilwasser in Frage kommt. Das Nilwasser wird durch Staubecken, Schöpfräder und Kanäle ins Land verbreitet; wo genügend Nilwasser hinkommt, ist Leben, überall sonst ist die Wüste. Mit Hilfe des Nilwassers ist Ägypten ein Land voll glänzender Fruchtbarkeit, das an vielen Orten zwei, an manchen auch drei Ernten jährlich liefert; aber all dieses Leben spendet der Nil. Schon 1835 hat man durch einen großen Staudamm nicht weit von Kairo Nilwasser aufgespeichert, um dadurch das Bewässerungsgebiet zu verbreitern. Seit der englischen Besetzung ist dieses System durch weitere Dämme bei Esne, Assiut und Assuan weiter ausgebaut worden. Man hat berechnet, daß im Laufe der letzten drei Menschenalter sich das Wirtschaftsgebiet von Ägypten verdoppelt hat. England hat dafür gesorgt, daß all das neugewonnene Ackerland mit Baumwolle bestellt worden ist. Durch die Baumwollkultur und die Kraft der englischen Wasserbauer ist das am Rande des Bankerotts befindliche Ägypten allmählich wieder zu einem blühenden und reichen Lande gemacht worden. Aber dadurch ist es auch immer mehr in das englische Herrschaftsnetz verstrickt worden. Jeder Hektar Landes ist mit der Pflanze bestellt worden, die auf dem Weltmarkt die höchsten Preise erzielte, das war Baumwolle und nicht Getreide. Das hat Ägypten reich gemacht, aber Ägypten kann sich nunmehr nicht mehr ernähren. Es ist völlig abhängig geworden von der Zufuhr von Lebensmitteln. Diese Zufuhr kann nur über das Meer erfolgen, d. h., sie geschieht von Englands Gnaden. Wenn England die Nilmündung blockiert, muß Ägypten verhungern.

Wichtiger ist noch etwas anderes: auch der Sudan lebt vom Nil genau wie Ägypten. Auch der Sudan ist ein ideales Baumwollland, genau wie Ägypten. England hofft in der Sudan-Landschaft Gezira ein ideales Baumwolland zu besitzen und hier soviel Baumwolle ziehen zu können, daß es von der amerikanischen Baumwolleinfuhr unabhängig wird. Um das Bewässerungsgebiet für die Sudanbaumwolle möglichst auszudehnen, will es in Makwar in der Gezíragegend einen neuen riesigen Staudamm anlegen, der das Nilwasser für ein Bewässerungsgebiet von der Größe Sachsens aufstauen soll. Wer das Sudanwasser hat, ist in der Lage, beliebig mehr oder weniger Wasser nach Ägypten herauszulassen; wer also das Sudanwasser im Oberlaufe beherrscht, ist der Herr über alles Leben in Ägypten.

Nun ist es nicht gerade wahrscheinlich, daß England in der Lage sein wird, den ganzen Nil abzusperren. Soweit ist die Kunst des europäischen Wasserbauers noch nicht gediehen. Aber die ganze Nilbewässerung ist ein Präzisionswerk von höchster Feinheit. Es kommt darauf an, daß das Wasser in bestimmten Monaten reichlich vorhanden ist, denn nur auf die Monate vor der Aussaat kommt es an. Es ist notwendig, daß nicht zu wenig Wasser gegeben wird; reicht die Wassermenge nicht, so erhalten die vom Nil ferner abgelegenen Striche des Landes nicht genug von der lebenspendenden Kraft. Es darf aber auch nicht zuviel Wasser gegeben werden, sonst leidet die Baumwollsaat. Über Menge und Zeit der Wasserabgabe können auch kluge Menschen verschiedener Meinung sein. Die Kunst der englischen Wasserbauer wird von manchen Kritikern in den Himmel gehoben, von anderen dagegen erheblich getadelt. Jeder kleine Fehler, der im allerbesten Glauben gemacht ist, kann verhängnisvolle Wirkungen haben. Es ist daher begreiflich, daß alle ägyptischen Politiker mit größtem Unbehagen sehen, daß England und nur England die gesamte Lebensader von Ägypten beherrscht. Ägypten strebt mit allen Mitteln danach, den Sudan in seine Hand zu bekommen, aber gerade das lehnt England mit größter Schärfe ab.

England hat 1922 Ägypten zum unab-

hängigen Königreich erklärt. Es hat seine Ratgeber aus den ägyptischen Ministerien abberufen; nur zwei von ihnen mußten bleiben, der Ratgeber des Finanzministers und der Ratgeber des Justizministers. Damit hat England sich auch heute noch eine erhebliche Stellung an den wichtigsten Stellen der Landesverwaltung gesichert; es hat bei den Finanzen des Landes mitzureden und bei der Rechtspflege. Letztere ist besonders wichtig, weil mit ihr auch die Oberaufsicht über die gemischten Gerichtshöfe und damit über das gesamte europäische Element des Landes in englischer Hand bleibt. Seine Truppen will England zurückziehen, es beansprucht nur, einige Garnisonen am Suezkanal unterhalten zu dürfen, die im Falle von Unruhen sofort in Ägypten einrücken können. Es verlangt von Ägypten, daß es, wo es europäische Beamte braucht, in erster Linie Engländer anstellt. Im übrigen kann Ägypten machen, was es will. Es kann sich selbst regieren, es kann Lokomotiven und elektrische Anlagen in Europa bestellen, wo es will, es ist nicht mehr nötig, daß dies wie bisher immer in England geschieht. Das bedeutet eine erhebliche Steigerung der ägyptischen Freiheit. Aber in einem Punkte gibt England nicht nach: es räumt den Sudan nicht. Auch die Zurückziehung des englischen Heeres aus Ägypten soll erst in Kraft treten, wenn Ägypten sich damit einverstanden erklärt hat, daß England im Sudan bleiben darf. An diesem Punkte sind bisher alle Verhandlungen gescheitert. Ägypten weiß, daß England, solange es über das Nilwasser gebietet, über ganz Ägypten gebietet. Ägypten hat gegen die Gezira-Pflanzungen protestiert und verlangt, daß der Nil unter eine internationale Strombauverwaltung gestellt werde; auch in diesem Punkte stößt es auf ein starres Nein von England. England behauptet, das Wasser des Nil genüge reichlich sowohl für den Sudan wie für Ägypten (dies ist vollkommen richtig, aber die entscheidende Frage ist, wer der Herr dieses Wassers sein soll). Es weist darauf hin, daß der Sudan von England (freilich im wesentlichen auf Kosten von Ägypten) erobert worden ist und daß die ganze gewaltige Kulturarbeit, die dort geleistet worden ist, englische Leistung ist. England räumt den Sudan nicht und damit bleibt Ägypten unter seiner Herrschaft.

Nur ein Mittel könnte Ägypten aus dieser stillen aber wirksamen englischen Umklammerung befreien, wenn nämlich ihm eine andere europäische Macht im Sudan zu Hilfe käme. Ist dies möglich? An der Ostküste des Sudan, am Roten Meer, unterhalten die Franzosen seit 1862 eine Kolonie Obock mit dem Hafen Djibuti. Seit den achtziger Jahren haben die Italiener sich nördlich davon eine Kolonie Eritrea gegründet. Die Franzosen haben einmal Miene gemacht, ihr nord- und westafrikanisches Reich durch Mittel-Afrika durchzuführen bis zum Roten Meer. 1898, als Kitchener den Sudan eroberte, traf er bei Faschoda auf eine französische Expedition, die vom Westen her an den Nil gelangt war. Kitchener und Marchand standen einander drei Wochen lang schußbereit gegenüber, dann räumten die Franzosen das Feld. In Europa war die große Entscheidung gefallen, welche die Entente vorbereitete; die Franzosen begnügten sich mit dem ganzen Nordwesten von Afrika und ließen den Engländern den Nordosten; seitdem sind sie aus Ägypten ausgeschieden.

Anders die Italiener. Sie haben sich die größte Mühe gegeben, von Eritrea nach dem Inneren, nach Abessinien vorzustoßen. 1896 sind sie von den Abessiniern bei Adua vernichtend geschlagen worden und haben auf weiteres Vordringen seitdem verzichtet. Aber sie sind nicht aus der ganzen Sudangegend ausgeschieden. Im nördlichen Teil des englischen Sudan ergießt sich in einen der beiden Nilarme, den aus Abessinien kommenden Blauen Nil, der Stromlauf des Atbara, der mit seinem Nebenfluß, dem Gasch, ebenfalls von den abessinischen Bergen kommt. Ein Teil der Atbaragewässer kommt aus der italienischen Kolonie, ein anderer aus Abessinien. Es ist durchaus denkbar, daß auch auf abessinischem und auch auf eriträischem Gebiet die Wasser gestaut werden und daß dort ein oder mehrere Konkurrenzbecken für die Nilwasser entstehen, welche Englands Monopol an der Lebensader Ägyptens brechen könnten. Das ist der tiefere Grund dafür, daß neuerdings sowohl Engländer wie Italiener in Abessinien wirtschaftlich und politisch vorzudringen versuchen. Nur wenn es England gelingt, ein abessinisches Staubecken zu verhindern oder selbst zu bauen, ist es ganz Herr von Ägypten, und Italien könnte auf gleiche Weise sich den Engländern überaus unbeliebt machen. Mit der Möglichkeit muß England immer rechnen, solange Abessinien ein freier Staat ist, daß seine strategische Position in Ägypten einmal von anderer Seite beschränkt wird. Dann hat es aber noch immer den Suezkanal. Im Jahre 1968 läuft jedoch die Konzession ab, muß der Suezkanal in ägyptischen Besitz übergehen. Schwerlich wird England es dazu kommen lassen, aber der kluge Mann baut vor. Sollte aus irgendwelchen Gründen einmal der Suezkanal verlorengehen, so würde England sich in eine zweite Stellung zurückziehen, die Ägypten in ähnlicher Weise umklammert. Dazu ist A r a b i e n ausersehen.

Arabien hat bis zum Weltkrieg als ein Land gegolten, dessen politische Bedeutung gleich Null war. Die Küsten standen unter türkischer Herrschaft, das Innere galt als Wüste. Das letztere ist nun keineswegs richtig, immerhin sind bisher eigentlich nur die Küstenländer von Bedeutung gewesen. In ihnen herrschten auf der ganzen West-

und der Nordostseite die Türken; an der Südwestküste saß England in Aden und sperrte das Rote Meer. An der Südostecke, am Persischen Meerbusen, liegt ein nominell unabhängiges Sultanat Oman mit der Hauptstadt Maskat. Das letztere ist aber schon lange englische Interessensphäre, und schon vor dem Kriege ist Englands Bestreben deutlich, in Arabien ganz unauffällig festen Fuß zu fassen. Als die deutsche Bagdadbahn nach dem Ausgang des Persischen Meerbusens gelegt werden sollte, stellte England plötzlich den kleinen arabischen Machthaber an der Mündung des Euphrat und Tigris, den Herrn von Koweit, unter englischen Schutz. Mit englischem Gelde und englischer Hilfe hat im Jahre 1916 der Scherif von Mekka die türkische Herrschaft abgeschüttelt; hier begann der Unabhängigkeitskampf der Araber gegen die Türken, der schließlich mit dem Zerfall der Türkenherrschaft in Arabien endete. Nach dem Weltkriege ist nun England hier der Herrscher geworden. Wiederum geschieht dies, ohne daß England nach außen hin als Herrscher hervortritt. Es hat nur seine Schutzherrschaft über Palästina erklärt. Östlich von Palästina beginnen die unabhängigen Araberreiche. Transjordanien ist das nördlichste. Im Südwesten schließt sich Hedschas an, der Staat, in dem die heiligen Stätten Mekka und Medina gelegen sind. Hier wird aller Wahrscheinlichkeit nach im Laufe der Zeiten ein neuer Kalif entstehen, nachdem die Türken in ungeheurer aufklärerischer Verblendung diesen gewaltigen geistigen Wert aus den Händen gegeben haben. Wer hier als Kalif herrscht, wird für alle Mohammedaner das ideelle Haupt sein. England hofft, daß einer seiner Schützlinge das Kalifat einnehmen wird; England würde dann in den Augen aller Mohammedaner der Erde der Verbündete und Schutzherr des Islam sein. (Schon heute ist England die größte Islammacht, da es in Indien 62 Millionen Mohammedaner beherrscht.) Auch für seine Stellung in Ägypten würde ein Kalif unter Englands Schutz eine mächtige ideelle Stärkung bedeuten, und schon geht eine Bahnlinie vom Mittelländischen Meer durch Palästina bis nach Medina, die sogenannte Hedschasbahn. Es ist durchaus möglich, sie einerseits nach Aden, anderseits durch das Innere Arabiens hindurch zum Persischen Golf zu verlängern, und hierdurch würde dann, auch wenn der Suezkanal wegfallen sollte, Ägypten auch im Osten bequem von englischen Machtstellungen flankiert werden können. Der Sudan ist vom Roten Meer durch eine Bahn von Chartum nach Port-Sudan bei Suakim bequem zu erreichen; England kann daher jederzeit dorthin aus Indien und Aden Truppen werfen, selbst wenn ein ägyptischer Aufstand die bequemere Verbindungslinie über den Nil nach dem Sudan sperren sollte.

In Arabien ist heute der mächtigste Herrscher Ibn Saud, der ursprünglich im Innern, in Nedschd, über eine mohammedanische Sekte, die Wahhabiten, herrschte, in den letzten Jahren aber sich auch zum Herrn über Hedschas mit Mekka und Medina aufgeschwungen hat. Er strebt deutlich danach, Kalif zu werden, stellt sich mit England gut, scheint aber manchmal in seinem Selbständigkeitsdrang doch für England unbequem zu werden. England hat es für richtig gehalten, ihn nahezu zum Alleinherrscher der Halbinsel aufsteigen zu lassen, und hat durch einen Vertrag ihn dazu gezwungen, die wichtigsten Stationen auf der Bahnlinie Palästina—Arabien, Maan und Akaba, an Transjordanien abzutreten, wo ein anderer englischer Schützling, der völlig ungefährlich ist, gebietet. Neuerdings meldet sich auch hier an diesem für England überaus empfindlichen Punkte Italien. Es hat von Eritrea nach Arabien übergegriffen und mit dem Herrscher von Jemen ganz in der Nähe des englischen Aden einen Schutzvertrag geschlossen. Es sieht so aus, als wolle es den Ausgang des Roten Meeres auf beiden Seiten beherrschen und dadurch eine sehr empfindliche Lücke in die englische äußere Einschließungslinie von Ägypten legen. England hat diesen Schritt mit auffallender Ruhe aufgenommen; vielleicht sieht es in dem ehrgeizigen Italien, das bisher am Roten Meer doch nichts Großes zustande gebracht hat, keinen auf die Dauer gefährlichen Nebenbuhler; vielleicht ist es ihm auch nicht unerwünscht, daß die Anwesenheit Italiens einen gewissen Druck auf Ibn Saud ausübt, der sonst vielleicht mächtiger werden könnte, als England es wünscht. Vielleicht läßt sich einmal Italien durch Kompensationen in anderen Weltgegenden zu geeigneter Zeit wieder aus der Stellung am Roten Meer herausmanövrieren.

Der Ring um Ägypten ist also noch nicht ganz vollkommen, aber immerhin schon geschlossen genug, um sich fühlbar zu machen. Auch wenn das englische Heer Ägypten verlassen sollte, kommt das Land aus der Klammer der englischen Macht nicht heraus, solange Ägypten sich selbst nicht ernähren kann, sondern seine Lebensmittel zum wesentlichen Teile über See bezieht. Es bleibt England ausgeliefert, solange England den Oberlauf des Nil beherrscht. Nicht nur mit Annexionen, nicht nur mit Bajonetten kann man regieren, sondern auch mit dem Wasser eines großen Flusses: Die Politik wird niemals ganz auf Annexionen verzichten können, aber ein politisch überlegenes Volk wird immer versuchen, solange wie möglich mit feineren Methoden zu arbeiten. Daß dies möglich ist, zeigt England in Ägypten.

Die Begegnung

Novelle von Hanns Johst

Fünf Uhr zwanzig geht der Zug.

Meine törichte Armbanduhr ist vorgegangen.

Es ist Sonntag, der Bahnhof wenig besucht. Die Ausflügler kommen später zurück, und die Besucher der Stadt schenken sich auch noch ein paar vergnügte Stunden in lärmvollen Bierhäusern oder Filmpalästen.

Mein Zug, der mich nach Starnberg bringen wird, ist sehr lang, und ich bin fast der einzige Gast. Aber ich weiß, seine Rückkehr wird überflutet sein von bunten Kleidern, von großen Rucksäcken und fröhlichen Menschenkindern.

Ich sitze in einem Wagen vierter Klasse wie in einem nüchternen Amtsraum. Dann überrascht mich der jähe, launische Überfall der Anfahrt, mit dem die neuen, elektrischen Lokomotiven voll spielerischer Gewandtheit die Widerstände der Achsenreihe zu schnellstem Wirbel reißen.

Über der inneren Stadt hatte ein Gewitter seine Willkür entladen und die Straßen zu triefenden Kanälen verwandelt, in denen die Straßenbahnen wie schwere und schäumende Untiere zu schwimmen schienen, und aufgeschreckte Leute, von einer sinnlos anmutenden Erregung getrieben, hin und her eilten oder Unterstand in Türeingängen und an dergleichen trockenen Plätzen suchten. Erhellte ein Blitz mit seinem gelben Zorn die überdunkelten Straßenzüge, so schien der Donner, der ihm knallend und überstürzt folgte, die letzte Helligkeit zertrümmern zu wollen. Erst der Regen, der nach solchem peitschenden Überfall wieder lauter und mit erneuter Wucht zu rauschen begann, trommelte seinen gesunden Marsch und brachte die verhaltene Spannung von jedermann und aller Welt zum Aufatmen...

Nach wenigen Minuten Fahrt schon, während der das Unwetter sich leibhaftig wie ein Wasserfall gegen die Fensterscheiben stemmte, gab das erblindete Glas seine gewohnte Aussicht frei, und als die ersten Brandmauern der Vorstadthäuser unsere Geleise mit steinernem Ausmaß zu dirigieren schienen, zuckte über diese riesigen gekalkten und verrußten Flächen schon wieder die Verheißung eines heiteren Abends, und über den Gärten, die jede Großstadt mit ihrem emsigen Gürtel umschließen und die Sehnsucht eines steinernen Meeres nach der Natur mit idyllischer Bescheidung und rührender Geduld darstellen, über diesen Beeten und Rabatten glitzerte die seidenfarbige Perlenschnur eines bebenden Regenbogens.

Bald zerbröckelte Stein, Asphalt, Zement und Ziegel zu immer geringerer Herrschaft. Villen wurden in stetig wachsendem Abstand von der grünen Flut des Frühlings bedrängt, und schließlich war der Eisenbahndamm die letzte, unerbittliche Straße, die wuchernde Fülle von Wipfel und Wiese, von Feld und überblühtem Gefälle zerteilte...

Ich hatte eine Zeitschrift aufgeschlagen, und als ich meine erste Neugier mit jenem Überblättern und flüchtigem Anlesen, das die Lektüre während einer Bahnfahrt so unbeständig und gleichzeitig auch anregend macht, gestillt hatte, erschaute ich am Horizonte — so weit war das Wolkenmassiv schon zerschlagen und von der starken Wohltat eines guten Windes aufgeräumt — die scheckige Felswoge der Alpen.

Die Übermüdung der letzten Tage wich bei ihrem Anblick wie mit einem Zauberschlag von mir, und ich nahm erfrischt mein geliebtes Lesen wieder auf, als eine Wendung unserer Fahrt mir diese Aussicht entzog.

Ein kluger Kopf schilderte, wie er von Pontius zu Pilatus über die Weltteile hin Größe und vollkommenen Geist unter den Menschen gesucht und sie endlich bei Gandhi gefunden. Sein Besuch bei dem indischen Heiligen wurde in schönen und getreuen Worten literarisches Ereignis, und vielleicht gerade deswegen, weil ich sah, wie ein Europäer bis nach Indien wallfahren zu müssen glaubte, um einer seelischen Bedeutung, um einem menschenwürdigen Gleichnis, um einem künstlerischen Anlaß zu begegnen, wurde ich mißtrauisch und traurig.

Als der Zug einmal hielt, stieg eine Frau ein mit einem Kind, dessen Hände ein pralles Bündel sonniger Primeln umschlossen.

Ich legte die Druckerschwärze beiseite und lächelte, denn ich fühlte, wie in ihr Vernunft vor lauter Augenmerk auf den Himmel vergaß, daß zu ihren Füßen, Schritt bei Schritt, die nächste Erde schon Himmelsschlüssel geboten hätte....

Der letzte Abend in der Stadt ließ seine brüchigen Eindrücke an mir vorüber taumeln, und ich sah alle Gesichter noch einmal, hörte alle Gespräche wieder, die Saal

und Tisch zu geselligem Verein zusammengeführt hatte.

Ein langer Professor der Zoologie sprach auf mich ein von der westlichen Küste Südamerikas. Er zitierte Humboldt mit seiner Freude über die Großartigkeit jener Ländereien, die über dem Meere wie zu einer üppigsten Auslage alle Fülle der Natur von dem tropischen Reichtum bis zu der kargen Zuchtwahl der Eisberge auf schmalem Streifen häufend hochtürmen. Ich sehe sein faltiges und an einen schwarzen Bart zerfließendes, wächsernes Gesicht, wie es sich hinter Worten verschleiert, die es unendlich bedauern, aller Reisen verlustig gegangen zu sein, durch die neue Armut, mit der ihn die Inflation bedrückte.

Ich höre weiterhin, wie mir dieser über jenen Bericht und Urteil gibt und jener an diesem auszusetzen hat, ein ameisenhaftes Geraune von Andeutungen summt im blauen Gewölk von herrischen Zigarren und fraulichen Zigaretten. Tausend Fäden werden gesponnen, aber sie alle ergeben kein Gewebe, mit dem man einen einzigen Armen und Nackten in der Tat kleiden könnte. Im Gegenteil, es ist, als ob alles Gespräch nur geführt würde, um aus den letzten Resten von Schamtüchern und Verhüllungen Faden zu schlagen und alle Bindungen, Verschlüsse und Schlüsse aufzulösen... Ob man über Reisen spricht oder über Zustände billiger, bürgerlicher Beziehungen, über Künste oder Leiden, über eine Ehe oder eine Einsamkeit, über allem steht eine zerstörende Melancholie, eine bleierne Skepsis oder eine flinke Überlegenheit.

Kein Wort, kein Blick überbrückt.

Hausnummern, Straßennamen und Titel sind zu einem gespenstigen Totentanz beisammen. Da sehe ich Holbeins Strenge vor mir und beneide seine tragische Zeit, denn ihre Tänze — wohl bestimmte auch ihnen Verzweiflung, Tod und Teufel den Schritt, aber ihre Reihen entschwebten nach aller Marterung in die Tore einer ritterlichen Ewigkeit. Die Wollust des Jenseits erhöhte die diabolische Verzerrung der beinernen Welt, aber in den Höhlen der Augen, die während meiner Fahrt mich wieder bedrängten, war nirgends ein Widerschein von einer Verheißung, die der vergänglichsten Stunde ein befriedetes Ziel in Aussicht stellt.

*

Der Zug hielt.

Ich nahm mein Gepäck und durch das sonntägliche Gedränge geputzter Leute, die den Strand des Starnberger Sees umsäumten und in ihrem Festtagsstaat ohne Zweifel zu verschönern glaubten, suchte ich meinen Dampfer auf, dessen breite Schaufelräder schon ungeduldig zu werden drohten, denn eine heisere Schiffsglocke forderte Zögernde zu beflügelterem Gang auf.

Das Betreten des Schiffes verlangt seine festgelegte Zeremonie. Der breite, untersetzte Stegwart will gegrüßt sein. Sein Bart, der über dem Mund herunterwuchert, ist immer feucht, und der malzige Schaum der unterbrochenen Maß Bier dünkt mich noch in ihm zu knistern. Der Kropf des Kapitäns bläht sich über dem Gummikragen wie ein dürftiges Notsegel. Die Hände sind in großmäulige Taschen verloren gegangen, und das dröhnende Mundwerk scheint mit dem Sprachrohr verwachsen, dessen williger Dienst die Befehle nach dem Maschinenraum fallen läßt. Er nickt den vertrauten Gästen wohl abgewogen je nach Besitz und Dauer der Ansässigkeit einen Gruß zu. Die Frau Wirtin — oh, unser Dampfer beherbergt eine Wirtschaft, auf einem Schanktisch findet der zahlungskräftige Hunger, was sein Verlangen stillt — die Frau Wirtin also, diese runde und dabei ungemein bewegliche Person wünscht, einen guten Tag zu hören und ihre Frage nach dem Ergehen dagegen einzutauschen...

Dann ist es so weit. Der Dampfer schaufelt sich vom Lande weg, wühlt schwere Wellen auf, nach denen die Ruderboote eilfertig haschen, um die Sensation eines bewegten Seeganges zu erleben, und hält Kurs auf die Berge, die den See nach dem Süden zu abriegeln.

Immer ist die Fahrt nach Hause, in die Stille ein großes Aufatmen. Die Luft birgt eine Freudigkeit, heimliche und herzliche Art von Willkommen in sich. Sie ist herb und klar, zuverlässig und durchsichtig, alles Eigenschaften, die das Leben der Stadt nicht so unbedingt erfüllen. An der Kasse steht einer jener seltsamen schwarzen Vögel im fraulichen Rock über derben Stiefeln und Hosen. Der Ordensmann.

Er hält eine Reisetasche aus billigem, abgenutztem Segeltuch und einen plump zusammengeschnürten Regenschirm in der Hand und stellt sich nicht sonderlich geschickt an, sein Billett zu lösen. Man begegnet seinesgleichen oft auf unserem Dampfer. Die Jesuiten haben die Rottmannshöhe, ein früheres Hotel, zu ihrem Nest umgebaut und verwenden es als Exerzitienhaus. Auf Spaziergängen treffe ich gelegentlich auf Männer aus ihren Reihen. Sie haben ein Buch in den Händen, ihre Lippen bewegen sich, während sie gehen, und ihre Augen schauen

aus einem kargen Gesicht wie Seeleute mit einem Blick, der Horizonte abtastet...

Kurz vor Leoni — die Schiffsglocke am Bug läutet schon die Anfahrt ein, und der regelmäßige Werkelgang der Maschinen hält den Atem an, so daß unser Dampfer, lautlos und wie von unsichtbaren Händen geführt, sich dem grauen Widerstand der Landungsbrücke nähert —, tritt der hilflose und vom Reisefieber erregte Bruder zu mir.

„Ist dies Leoni?" fragt er. Seine Stimme klingt gedrosselt, gewürgt. Sie verrät die Gaumensprache, die bis in den Kehlkopf verdrängte Sprache der Alpentäler.

Der Steuermann enthebt mich einer Antwort mit seinem Ruf: „Leoni! Fahrkarten bereithalten!"

Mein Gegenüber verneigt sich dankbar zu mir, als ob ich ihm geantwortet hätte, er verneigt sich eben so ergiebig höflich gegen den Beamten, der schon ein Seil in die Hände nimmt, das er über einen Pfosten bei der Landung zu werfen hat, um gesichertes Aussteigen zu gewährleisten. Dann stellt er seine Handtasche eilig auf den gescheuerten Boden, lehnt den Schirm gegen den Maschinenraum und greift mit beiden Händen und nachdenklichem Gesicht an seiner ganzen Kleidung entlang. Die Augen blinzeln vor angestrengtem Überlegen, das breite Kinn kriecht dicht an den Hals heran und erhöht dadurch den Ausdruck gesammelter Energie. Auf seinem schwarzen Hut unter das Hutband gesteckt wie eine bläuliche Blume leuchtet die gesuchte Karte.

Ich mache ihn mit meinem Blick und einer entschiedenen Kopfbewegung auf das Versteck aufmerksam. Er nimmt mit beiden Händen den weichen Filz vom Kopf, sucht das Hutband ab und findet seinen Verlust. Er lacht laut und voller Freude wie ein Kind. Er lacht mit einem knisternden Schluchzen in der Kehle. Er verneigt sich wieder zu mir, seine Heiterkeit schaut mir ins Gesicht und wird ernst vor lauter gutem Willen, mir Dank zu sagen für einen Dienst.

Wir zwei steigen allein aus.

„Oh," sagt er zu dem Matrosen, der unsere Fahrscheine abnimmt, „unsertwegen das ganze große Schiff?"

Ich sehe erstaunt, daß es ihm in der Tat peinlich ist, weil der fahrplanmäßige Dampfer nur zwei Personen in diesem Falle beförderte und daß seine Wenigkeit also dem Unternehmen fünfzig Prozent der Spesen kostete.

Er mochte sich die Lage nicht so wirtschaftlich genau vergegenwärtigen, aber die Müheleistungen des ganzen Personalapparates fühlte er bedrohlich zu seinen Lasten. Er wäre lieber per pedes apostolorum gegangen, hätte er diese Situation vorausahnen können, das war mein bestimmter Eindruck.

Kaum hatten wir das Schiff verlassen, als ich meines Reisegefährten erneutes Versagen bemerken mußte.

Dicht bei der Landungsstelle verlieren sich drei Wege nach den entgegengesetzten Richtungen. Dieser Anlaß zur Verwirrung trieb dem Bruder den Schweiß auf die Stirn.

„Sie wollen gewiß zur Rottmannshöhe?" fragte ich ihn.

Er sah aus seiner Bestürzung heraus auf mich. Sein Gesicht wurde das eines Kindes, das einen Schmetterling ganz unerwartet im Netz weiß

„Dorthin will ich... Wie wissen Sie das?"

„Es kommen oft Herren an, die das Exerzitienhaus suchen!"

„Sind Sie bekannt?"

„Ich bin hier zu Hause."

Er geht neben mir her. „Ist das der richtige Weg?"

„Ich bringe Sie bis zu Ihrer Tür!"

„Sie machen meinetwegen doch keinen Umweg?"

„Unbesorgt! Der direkteste Weg zu meinem Haus!"

Wir beginnen zu steigen.

Der Weg ist steil. Früher war hier eine Drahtseilbahn gelegt. Von ihrem Abbruch her ist der Schotter noch rissig, und gelegentlich schneiden Gräben tückische Hindernisse in das Geradezu des Bergauf.

„Wie gut die Menschen sind!" sagt mein Begleiter. Er bleibt stehen und atmet auf.

Ich prüfte das Gesicht, das den Mut aufbrachte, solch eine abgestandene Phrase zu äußern. Ich fand, dieser Mensch hatte es gewichtig und ernst gemeint. Seltsam, er trug das abschließende Gewand bewußtester Geistigkeit, die Brudertracht der Jesuiten. Ich habe einmal die Ordines des Loyola auswendig gelernt, als ich in Wien studierte. Ich kenne den zielsicheren Instinkt, mit dem dieser Orden seine geweihten Glieder zu völligem Verzicht an sich reißt, und ich sah hier mit diesem Schwarz einen Körper gekleidet, dessen bäuerische Kraft jede einzelne Naht des Anzuges noch bedrängte und bedrohte. War auch die Brust ein wenig eingebrochen, so schien das von Lasttragen zu kommen — der Nacken verriet es — und nicht von Bücherhocken.

„Wie schön das alles ist... Gehen... und sprechen... und schauen!" Er blieb erneut stehen und zwang mich auf diese Weise, das gleiche zu tun.

‚Wenn das so weiter geht,' bemerkte ich zu mir, ‚habe ich bis zur halben Höhe die sämtlichen Gemeinplätze rekapituliert, mit denen gute Menschen die passable Welt unerträglich machen.'

„Herrgott!“ rief er in diesem Augenblick aus und zeigte mit seinem ungeschickten Regenschirm über den See hin, auf dessen schimmernder und, wie es schien, schwebender und sanft atmender Fläche Wolkengebilde sich häuften und zu heiterem Spiel phantastische Horizonte erbauten. Darüber ließ die Sonne des späten Nachmittags letzte Leuchtkraft im Westen mit rotem Reichtum prunken.

Ich war sehr geneigt, den Anruf Gottes als unnütz zu empfinden, aber plötzlich sah ich eindringlich und ich gestehe es beinahe verschämt, daß mein Nebenmann mit Recht seinen Gott anrief, denn sein Ruf war Lobpreisung und Gebet.

Unerwartet und anfänglich unerwünscht, sah ich mich von einem Pathos berührt, das mir peinlich war, erlebte ich mich doch als Augenzeuge einer natürlichen Frömmigkeit.

„Herrgott!“ wiederholte dieser männliche Nachbar aus kindlicher Einfalt.

Da sah ich, wie der Kragen des schwarzen Rockes am Nacken spiegelte und glänzte und auf den Schultern Schuppen wie Staub sich breit machten. ‚Nur keine hohen Töne!' nahm ich mein berührtes Gefühl in die Kandare, ‚ganz nett, aber schließlich hebt es die Welt nicht aus den Angeln, wenn ein Naturkind beim Anblick von Natur zu den herkömmlichen Vorstellungen eines Schöpfungsarchitekten flüchtet!'

Aber ich war mit mir und meinem Witz nicht zufrieden, eine Unruhe war in mir rege geworden, die ein rühriger Anwalt des wunderlichen Kindskopfes an meiner Seite wurde. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte auch etwas sagen, als wir ein weiteres Stück Weg hinter uns gebracht hatten.

„Der Weg ist sehr steil!“ klang es von mir her.

Pardauz, da lag der Gemeinplatz breit und platt vor uns.

Meine Stimme jedoch hatte dem Satz ein wenig von jenem guten Willen gefrachtet, der das ärmlichste Wort aufklingen läßt, daß es, wie die Dutzendware entlegener Dorfkapellen im belanglosen Gleichklang des flachen Geläutes, dennoch die Möglichkeit tiefsten Gefühles zu berühren vermag.

Jedenfalls blieb auf meine karge Rede hin mein erhitzter Begleiter wieder, gewaltsam aufatmend und sich im Rückgrat zurechtrückend, stehen. Ich sah, daß er um Atem sich mühte mit breit geweiteten Nasenflügeln und jener grünlichen Blässe unter den Augen, die eine schwere Herzschwäche verraten.

Selbst mit diesen beängstigenden Zeichen belastet und ihren bösartigen Qualen vertraut, nickte ich ihm brüderlich zu, und wir sahen uns in diesem Augenblick recht eigentlich zum erstenmal in die Augen.

Es wird bekannt sein, mir jedoch drängte es sich in diesem Moment eindringlich auf, wie selten wir Menschen uns vorbehaltlos und unbedingt einander in das Auge sehen, mit keinem Nebengedanken, mit keiner anderen Absicht und keinem anderen Verlangen, als dem inneren Wesen des Gegenüber eine achtungsvolle und demütige Aufwartung zu machen.

Ich sah, wie sich zwei Augen zu einem Blick einten, der mich, gleich einer weit und willig geöffneten Tür, in Empfang nahm und mich in die dürftige, aber gastgütige Räumlichkeit eines reinlichen Herzens geleitete. So standen wir wortlos.

Ich weiß nicht, wie lange ich zu Besuch bei meinem freundlichen Nachbar weilte, so versonnen war ich durch die herzliche Aufnahme geworden, als mich der gleiche Blick zurückführte und mit seinem Gesicht hinübertrug in die gesegnete Lichtfülle der unter uns hingeschütteten Landschaft.

Mit seiner Freude, seinem aufgewühlten Erstaunen, seinem bedrängten Verwundern mußte ich jetzt mit einem Male das gewohnte Bild gewahr nehmen. Es war, als ob die vertrauten Wege, roten Dächer, geweißten Giebel, die verjüngten Buchenwipfel und die verwehten Obstbaumzweige, als ob der See, dessen riesiges Segel an dem dunkelnden Mast seines Ufers verknüpft schien, als ob alle Gebärden des weiten Landes von einer jähen und beglückenden Verzauberung überwältigt worden wären. Und ich fühlte beschämt, nicht ich sah alle diese keuschen Heimlichkeiten, diese köstlichen Eigenmächtigkeiten der beseelten Dinge, sondern ich sah sie nur im Spiegel, den mir mein neuer Freund mit seinem nichtssagenden Gesicht entgegenhielt.

Dann fielen seine Lider, von schweren Wimpern bestellt und emsigen Äderchen zersetzt, über seinem Auge zusammen, und alles Besondere war erloschen. Die Landschaft ruhte wieder in ihrem natürlichen, sachlichen Befund. Jetzt nickte er in mein Erstaunen und meine Verwunderung, ohne jede Überheblichkeit, ohne das geringste Wissen um die Veränderung meiner Sinne, mit der er mich bedacht hatte — ohne daran zu denken.

Er mußte Mitgefühl mit seinem Leiden aus der unbedeutenden Gegengabe meiner



Lil Dagover. Zeichnung von Prof. Emil Orlik

(Ausstellung der Künstler-Gilde, Berlin W.)

Augen gelesen haben, denn er sagte und wies dabei mit der einen freien Hand gegen die Stelle, an der deutlich sichtbar das erregte Herz arbeitete: „Siebenunddreißig Monat Front haben es übermüdet, besonders das Granatentragen auf die Stellungen in den Dolomiten."

Ich hatte hinter dem zeitlosen Kostüm dieses Mannes alles andere erwartet als Heldentum ohne Worte und eigenrühmliches Erinnern.

„Siebenunddreißig Monate," wiederholte ich langsam diese nüchterne Zahl und vergegenwärtigte mir, wieviel unsagbares Grauen voller unzähliger Todesstunden, in diesen Zeitraum gepreßt, verkümmern mochte.

Er aber vermutete in seiner Bescheidenheit die versteckte Frage dahinter, wo er den Rest der kriegerischen Monate verbracht haben mochte, denn er fuhr fort: „Dann brachte man mich in das Spital." Da ich still blieb, sagte er weiter: „Das Herz macht nicht mehr mit. Die Dolomiten sind hoch. Sie sind schön gewesen, im Frieden, meine ich, zu meiner Zeit waren sie mörderisch... steil... steil..."

Jetzt lachte er herzhaft auf den Weg, der sich uns auch mit seiner eigensinnigen Steigung entgegenlehnte, und er trat ihn mit belustigtem Schritt wie einen närrischen Gernegroß.

Dann spuckte er aus. Er spuckte aus dem Mundwinkel, geschickt wie die Tiroler Bauern.

„Ich konnte sechzig Kilo tragen. Jetzt bedeutet mir die Handtasche Mühe." Er stand mißmutig dieser Abnahme seiner Leistungsfähigkeit gegenüber.

„Sind Sie als Bruder an die Front gekommen?"

„Nein, nein," er lehnte diese Frage fast erschrocken ab. Er sah an seiner Soutane herunter und streichelte förmlich den strengen Gürtel, der die Hüften fesselte und alles an ihm wehrte sich gegen die Verdächtigung, daß dieses sein friedliches, geliebtes Gewand mißbraucht worden sein könnte zu solcher feindlichen Betätigung.

„Ich war Soldat," sagte er, „nur Soldat..." Und als ob er mir weitere Mitteilungen und Klarstellungen nunmehr schulde, fuhr er fort: „Wir haben zu Haus sieben Kühe gehabt und ein schönes Anwesen."

Was war es nur, daß er es vermochte seine Worte auflösen zu lassen zu deutlich sichtbaren Gebilden? Vor uns auf dem Hang, dessen frühlingsjunges Grün sich zu der bräutlichen, rauhen Grasart der Hochalpen verwandelte, weideten sieben schwarzweiß gezeichnete Kühe, warfen ihre lüsternen Augen wie gewandte und schnelle Schnecken um die saftigsten Büschel, rupften sie und zogen sie genießerisch in das Gehege ihrer gemächlichen Mahlzähne. Dann, in kurzen Zwischenräumen, schnoben sie aus ihren feuchten Nüstern die dampfenden Schwaden ihres Odems, und mit dem langhaarigen und vom Mist verklebten Schweif trieben sie Fliegen in die Flucht, die, vom milchigen Geruch ihres prallen Euters angezogen, ihr empfindliches Fell beunruhigten. Eingenistet in den Schatten einer Gruppe von willfährigen Bäumen stand das Haus. Geduckt, das Dach mit schweren Findlingen gesichert gegen die herrischen Übergriffe dämonischer Stürme, in den breiten Fenstern funkelte und glitzerte die Sonne des Abends, Stöße von Holzscheiten halten die Wände vor der Nässe des Winters geschützt und waren so hoch geschichtet, daß sie Wohlstand verrieten und den Balkon, der das ganze Haus umsäumte auf seine alten, ein wenig morschen Tage zu stützen schienen.

„Ich war der Älteste," so erzählte er langsam weiter, jedes Wort mit einem Schritt aufwärts und einem Atemzug in Einklang bringend und ohne eine Ahnung davon zu haben, wie neben ihm seine Heimat aus der zitternden Magie der Luft aufgeschäumt war. „Und ich sollte bei meiner Heimkehr die Sache vom Vater her übernehmen. Wir hatten große Verluste in den Bergen." Er unterbrach sich scheinbar selber mit dem ernsten Bedacht dieser Feststellung, aber ich sollte gleich darauf hören, wie innig dieses Erlebnis mit seinem ferneren Leben sich verband.

„Und nicht die Granaten selber töteten uns... sie heulten über uns hinweg... wühlten sich aber zu unseren Häupten in den Fels... zerrissen ihn in Fetzen... und so kam der Steinschlag und ließ nicht viel am Leben, denn da gab es keinen Schutz... nirgends... unter uns die Klamm, zu Füßen der schmale, steinige Steig... wir duckten uns gegen den unerbittlichen Fels und mußten uns völlig preisgeben... gedulden, ob es uns treffen sollte oder nicht... Und es traf immer wieder viele, viele und ließ sie tot oder verwundet aufschreien, taumeln und vor unseren Augen in die rettungslosen Abgründe stürzen... Da merkte ich, daß unser Leben nicht alles ist..." Er hielt inne.

Ich besann mich und wiederholte wieder mechanisch wie ein Schüler den Lehrsatz repetiert: „Da merkte ich, daß unser Leben nicht alles ist..."

Die Stille wuchs und wurde festlich.

Das leichte Rauschen im frühen Blattwerk der Buchen, das der Regen aus der Enge der rötlichen Knospenhüllen gelockt hatte, rieselte weiter eine melodische Begleitung in unser Schreiten, und die Buchenstämme standen in ihrer kreidigen Rinde am Wege wie Säulen einer aufbauenden Kathedrale.

„Der Vater gab mich nicht frei, als ich ihn bat, mich in die Kirche zu lassen. Der Bruder war im Felde geblieben... Vater und Mutter wollten auf ihre alten Tage... Ich bin nach Hause gekommen und habe gearbeitet, und es ist kein Wort wieder davon gesprochen worden." Er sah dabei auf den Rock, der um seine Füße schlug. „Dann ist die Mutter gestorben... und dann hat der Vater gesagt: ‚Bub,' hat er gesagt, ‚du magst gehen, wenn es noch dein Wille ist.' Ich hab' ihm gedankt und bin nach Feldkirch zu den Jesuiten gegangen." Er nickte zu seiner Rede beteuernd, daß sich alles genau so zugetragen, wie er es sagte.

„Sie dürfen nicht wieder nach Hause?"

„Erst durfte ich ein halbes Jahr lang jeden Tag heim... Vor drei Jahren aber habe ich die drei Gelübde abgelegt, und nun sieht es der Pater Superior wohl nicht mehr gern. Wenn der Vater einmal auf den Tod krank ist oder ans Sterben kommt, dann dürfte ich zu ihm."

„Woher kommen Sie?"

„Von Feldkirch. Ich hätte über Innsbruck fahren können und Lindau, und ich hätte eine Nacht zu Hause übernachten dürfen, aber ich habe es nicht getan. Der Vater ist ein Wegstück mit mir in der Eisenbahn gefahren. Er fragte mich: ‚Bub', willst du nicht bei uns übernachten?' Aber ich sagte: ‚Vater, siehst du, wir haben uns gesehen. Und wenn ich komme, müßte ich allen Nachbarn einen guten Tag geben, und ich würde den kränken, an dessen Tür ich nicht Einkehr hielte, sie möchten mich für stolz nehmen und eingebildet, und bei jedem müßte ich eine Wegzehrung nehmen und einen Schluck Schnaps, wir hätten uns nicht mehr als jetzt... Auch möchte ich gerne eine Nacht für München haben und ein Stück Zeit, denn in dieser Stadt sind viele schöne Kirchen...' — ‚Wie du willst, mein Bub,' hat der Vater gesagt. Wir haben uns das ‚Behüt' dich Gott' gegeben, und der Vater ist aus dem Zug gestiegen."

Ich sah auf meinen Nachbar. Er trug seine kleine Tasche, ein wenig Brot und Speck mochte darin sein, vielleicht ein Hemd, ein Kamm, ein Stück Seife. Mehr konnte diese geringe Hülle gewiß nicht bergen.

„Wie lange werden Sie auf der Rottmannshöhe bleiben?"

„Das steht nicht bei mir... Vielleicht mein Leben lang... vielleicht zehn Jahre ... vielleicht nur Tage..."

„Das ist Ihr ganzes Gepäck?"

Verwundert sah der Bruder auf seine Tasche, auf mich. „Gewiß, gewiß," erwiderte er freundlich, aber ich fühlte, daß er meine Frage gar nicht in ihrem Grunde verstand. Ihm war die Wesensfrage unserer Zeit nach Erwerb und Besitz schon so entfremdet, daß ihn kein Gedanke mehr berührte, der sich mit diesen Dingen befaßte.

„München hat schöne Kirchen, mein Herr," klang es statt dessen schon wieder froh aus ihm. „Die Frauenkirche... die Ludwigskirche... die Basilika... die Residenzkirche... die Theatinerkirche..." Seine Worte wurden ein Geläute von schönen Vorstellungen goldgetriebener Altäre, sanft gebildeter Madonnen, herb und martervoll geschnitzter Leidensmänner und erhabener Gestalten des leibhaftigen Jesus Christus.

Er sah der Erinnerung an die wunderbaren Gebilde frommer Sehnsucht nach wie einer, der aus einer Quelle schöpfte und nach seiner persönlichen Sättigung sich freut, wie sie weiter quillt allen Dürstenden zu dienen...

Viele Fragen drängten sich mir auf.

„Die anderen...?"

Diese Frage war mir kaum entflohen, als ich sie schon hätte zurückrufen mögen, weil ich fürchtete, ihn damit zu beunruhigen.

Er verstand mich gleich. Er sah, daß ich ihn wieder zurückzerrte auf den unwiderruflichen Steig in den Dolomiten. Er sah, wie ich ihren Transport mit hinaufkeuchte, wie ich den Einschlag hörte, den Luftdruck spürte, der das Fürchterliche verhieß.

„Die anderen?" so nahm er meine Frage auf. „Sie sind in ihrem Zuhause, in ihrer Arbeit und ihrem Leben... Sie mögen die Gelübde vergessen haben, die ihre Herzensangst hinausschrie oder hineingrub in ihre Seelen... Sie haben sich ihr liebes Leben erhalten, und dafür werden sie Gott dankbar sein, wenn sie rechtschaffen sind."

Mit einem Male aber sah ich neben mir den schlichten Menschen in einem klaren und großen Lichte stehen, in einer gesegneten Helligkeit.

Er war ohne jede Überhebung, ohne den geringsten Hochmut, und er hatte doch auf sein Dasein, auch auf die Dauer des Friedens — wie wir uns das Leben zu nennen gewöhnten, das einem Kriege folgt — das Opfer als seinen Teil auf sich genommen.

Ich wußte plötzlich, und es war das Wun-

derbare dieses Augenblickes, daß es dazu keines Wortes, keiner Aussprache bedurfte: so, wie er im Kriege das Opfer seiner Pflicht lautlos auf sich nahm, bis sich sein Herz entzündete unter den Lasten des Dienstes, ebenso gehorsam arbeitete er jetzt auf den Äckern des Klosters, im Garten, im Stall seine Tage über und in der Frühe, des Mittags, am Abend und in der Nacht betete er, wirkte sein Herz für die anderen, die keine Zeit fanden, weil ihnen die Zeit alles bedeutet und ihnen ihre Lebenszeit alles war. Er arbeitete für ein gutes Willkommen seiner Kameraden an jener legendengeschmückten Tür, an der die Verheißung beginnt.

Und wie er sein Tagewerk tat, ohne Entgelt, so betete seine fromme Fürbitte namenlos. Der Mensch neben mir kannte kein Ich mehr, das behütet sein wollte und bedacht war auf Sicherungen. Die Vögel unter dem Himmel, die Lilien auf dem Felde, hier atmete ihr Bruder.

Alle Erde war ihm nur Raum für seinen Dienst und aller Himmel war ihm Himmelreich...

*

Der Wald nahm den Weg, der die Höhe erreicht hatte, in sein Dunkel auf, ein Dunkel, in dessen Netzwerk sich schnelle, kleine Sonnenflächen fingen, die wie Fische im Schatten eines fließenden Gewässers zu spielen schienen.

Wir schritten und nickten einander zu in jenem schönsten Einvernehmen, das sich zu ergeben vermag, wenn das Schweigen von zwei Menschen gleichermaßen als lautere Verständigung bis auf den Grund wahrgenommen wird.

Vielleicht, daß die frauliche Soutane, die das männliche Ausschreiten meines Nachbars in ihrer gebundenen Scham zu besänftigen schien, der Anlaß wurde, daß ich neben diesen Mann eine Geliebte zu stellen suchte. Und was ich zuvor nie erlebte, hier wurde es Ereignis, ohne schmerzliche Absicht schritt ein Mann seines Wegs, der von dem Drang und den Bedrängnissen der Geschlechter gelöst war. Er schüttelte lächelnd den Kopf, als er ahnte, wie ich ihn nach der Seligkeit der Frauen befragte, ohne ihn mit wirklichen Worten zu belästigen.

Da offenbarten sich mir geheimnisvoll Wände und Widerstände, und ich sah auf einer Ebene Menschen wandeln, auf der ich bisher nur Traum, Phantasie und Ideale vermutet hatte.

Ich fühlte beschämt, daß ich als rechtes und schlechtes Kind meiner Zeit die Vernunft des Menschlichen, die Bezirke unseres Lebens hatte abstehen lassen, daß ich das Dasein mit einer Vorstellung von Menschlichkeit begrenzte und einengte, die viel vom Wesen dieser Zeit unduldsam verkannte. Jetzt schlug die Seele ihre Augen auf, das Unwägbare wurde Gewicht und das zu leicht Befundene wuchs und wucherte gespenstig in das Gewichtige und Wesentliche hinein.

Alle Gebilde einer inneren Welt, die geduldig durch die Jahrtausende ihre lautlose, ihre heimliche und unheimliche Apokalypse vollführten, alle Gesichte und Ersonnenen reckten sich, häuften sich, schlossen sich zu unabsehbaren Zügen und wallten irdischen Erscheinungen gleichnishaft in vielen getreu wirklichen und bekannten Gestalten Schulter an Schulter — so etwa, wie ich mich neben dem frommen Bruder des Ordens schreiten sah — aber am Ende der magischen Ebene stand gewaltig, unverkennbar in seiner Form und tatsächlich nur als gefühltes Element — der ewige Entscheid.

Während die Lebendigen und Vertrauten, die Nahen und Nachbarn ineinander übergingen und Hand in Hand, Herz in Herz, Geschlecht in Geschlecht versank und sich gleichzeitig damit an ihnen das schöne Gesetz des Lebens und Sterbens zu erfüllen begann, glitt der anders wehende, geisternde Zug tiefer und tiefer in die schwingenden Bogen der Ewigkeit, und so wie diese sehnsüchtigen Wesen in ihrer seltsamen Erscheinung sich nicht wesentlich, sondern nur gleichnishaft verkörpert hatten, wie sie das Dasein und alles, was wir mit Leben bezeichnen, weder förmlich, noch gründlich auf sich nahmen, so gingen sie ein in die uferlose Ferne, ohne zu enden. Ihr Gesicht blieb voll bräutlichen Erwartens, denn ihre Liebe war unendlich.

Ich sah auf.

Die schlichte, einfältige Stille, die von dem Gesicht meines Begleiters ausging, wollte mich in diesem Augenblick entmutigen.

Er blieb stehen und hielt meinem eindringlichen Schauen stand.

Er nickte mir zu, als ob das alles sei, womit er mir zu Hilfe kommen dürfe, ohne alles zu zerstören.

Nur ein bedauerndes Erschrecken kam über ihn, als er dunkel fühlen mochte, daß ich mir Gedanken über ihn machte, denn er mußte in seinem Leben oft erfahren haben, daß die Gedanken nicht seine vertrautesten Freunde waren, daß sie aber — und das gab ihm seine große Natürlichkeit und menschliche Bedeutung — zu einem guten Lebenswandel nicht unerläßlich gehörten.

Daß er der Gnade angehörte, die in der

Kindschaft einer Frömmigkeit lebte, daß seine Hände Schwielen trugen wie Millionen Hände, die an diesen Schwielen verbittert, daß sich aber die seinen falteten, daß sein Nacken von Lastentragen gebrochen wurde, diese Lasten ihn aber nicht an die Gemeinschaft der Lastträger verpflichteten, sondern er diesen benutzten Nacken aus freier Ergebung heraus vor göttlicher Überwältigung noch tiefer beugte, daß er Krieg, Tod, Verzweiflung, alle die Elemente einer seelischen Gefährdung weder dazu nutzte, im Leben die Allmacht zu sehen, noch die bestätigte Ohnmacht. Kurz, daß in ihm die menschlichen Verrichte ihren Mann fanden und die Sendung des Himmels ein Kind und daß beides sich in seiner anspruchslosen Person einte, ohne Aufhebens: — dieses alles war mächtiger Zuspruch und besagte die alte Weisheit, daß jeder Mensch so groß zu werden vermag, daß er Übermenschliches berührt und daß die Größten diese Berührung als Gnade erleben, die Geringeren als unleidliche Begrenzung ihrer aufgeblähten Selbstherrlichkeit.

Hier ist die Trennungsstunde — besagte seine Ruhe — von bloßer Menschlichkeit und der geduldigen Demut, die das Menschsein als Gleichnis nimmt, als Geschenk und als Gnade...

Linker Hand stand unerwartet, wie ein Überfall auf weißem Grund mit schwarzen, ein wenig exotischen Lettern: Exerzitienhaus der Jesuiten. Ein hoher Zaun erzwang den Eintritt in dieses Grundstück durch ein von rohen Fichtenstämmen grob und ungeschlacht gefügtes Tor.

„Wir sind da!" sagte ich schnell und laut.

Der Bruder fuhr wie erschrocken auf.

War er mit meiner großen, inneren, bedenklichen, nachdenklichen Unruhe mitgegangen? Alle ihre Wege?

Er lehnte den Kopf hintüber und las das Schild.

„Wirklich, wirklich," schüttelte er fast fröhlich den Kopf, „Sie haben mich bis vor die Tür gebracht!"

Und es schien mir, als ob hinter seinen Worten die kleine Frage sich versteckte: ‚Ist es nicht seltsam, daß Sie fremder, und von ganz anderen Sorgen geführter Mann mich bis hierher geleiten?'

Aber das mag ich schon wieder nur gedacht haben, denn mein Begleiter stellte sein Täschchen in den Kies, vor ihm begann ein gepflegterer Weg als der, den wir zusammen geschritten waren, nahm den Schirm umständlich, wie es seine langsame Art wollte, in die linke Hand, daß er die rechte frei bekam, um den Hut in einem großen Bogen wie ein mittelalterlicher Senator zu ziehen. Haben Sie Dank, Sie guter Reisebegleiter... nein, wie gut Sie waren, mich bis zur Tür zu bringen... Haben Sie Dank!" Sein Gesicht war helle Freude und ehrliches Aufatmen über das nahe Zuhause, denn er hatte die größte selbständige Reise seines Lebens im Rücken.

Ich wehrte diese, mit innerstem Gefühl beschenkte Danksagung ab, sein Ziel sei an meinem Wege gelegen...

„Nein, nein!" sagte er da bestimmt, als ob er in einem tieferen Sinne wisse, daß sein Zuhause nicht so dicht an meinem Wege liege. Ich wendete mich, um zu gehen.

Da rief er mich heftig und hastig an.

Er war gequält und besorgt, daß sich unsere Wege schieden.

Drei schmale Buchenstämme standen schon zwischen uns, da sagte er und preßte den Hut in beiden Händen: „Morgen früh, Sie lieber Reisebegleiter, will ich ein Memento für Sie machen!" So sagte er wörtlich.

Ich fand kein Wort mehr; ich verneigte mich stumm und tief, ging schnell meines Weges und wandte mich nicht.

*

Aus verkrallten und verzerrten Gebärden unheimlich vieler und bedrohlich unbekannter Menschen stürzte ich in mein Erwachen.

Ich sprang auf, schlug die Fensterläden weit auseinander, daß sie in ihren Riegeln klirrten, und schaute in die Frühe hinaus, die farblos windstill am Hause lehnte. Wie ein versteinerter Schatten stand der Ahorn im Blätterwerk seines Wipfels, und die Fichte trug ihre schwarzen Ringe von jährlichen Zweigen, die sich stetig verjüngten, streng und starr, mit senkrechtem Stamm bis zu der vereinsamten Spitze empor. Kein Laut lieh den Dingen jene vertraulichen Lebenszeichen, die sie uns verschwistern. Der Himmel schien nahe, aber er war ohne Stern und Wolke — als Nebel erstickte er jeden Blick.

Eine Unruhe dunkelte in mir, und das Beängstigstende an ihr war, daß ich mich mit ihr herumschlug und nicht wußte, woher sie ihre Kraft nahm.

Ich wusch mich, ich kleidete mich an und leise, um den Schlaf des Hauses nicht zu schrecken, stieg ich hinauf in meine Studierkammer.

Das Zimmer lag in einem grauen Einerlei, ohne die frohe Gegenständlichkeit der Dinge, die am Tage einen Raum vertraut machen. Ich saß vor meinem breiten Tisch

und grübelte in mich hinein, was es mit mir wolle, daß es mich zu so ungewohnter Stunde rief.

Da schlug eine Uhr. Die Schläge waren klar und zuversichtlich. Ich zählte. Eins... Eine schnelle Stille folgte. Zwei... Eine fragende Stille. Drei... Eine quälende Stille. Vier... Die Stille wuchs und blieb...

Die trüben Wände des Zimmers, von Büchern gebildete Mauern, begannen zu gleiten. Wie am Auferstehungstag aus den Grüften und Gräbern die Verwesenen leibhaftig sich erheben sollen, so brachen die Bücherrücken auf, und in Barett und Talaren, in Kutte und dem Gewand der Gegenwart scharten sich Schöpfer und Gestaltete. Ein dröhnendes Konzil erfüllte den bebenden Raum.

Traten unter jener mehligen Barockperücke nicht die fleischigen Züge des klugen Locke hervor? In seinem Auge spiegelte sich blutiger Tumult der englischen Revolution und in die göttliche Rechte der Könige stellte sein rechthaberisches Wort das verbissene Unrecht der menschlichen Gleichheit. Spinoza duckte sich unter holländischem Gebälk, und Pufendorfs Beredsamkeit hallte unter Rochlitzer Porphyrbogen, deren völlige Schwere die alte Leipziger alma mater übersteint. Voltaire, Montesquieu und Mirabeau stechen mit spitziger Skepsis und tagsicherem politischem Instinkt nach der beharrlichen Ruhe katholischer Würden- und Ideenträger. Leibniz erörtert sein breites Weltbürgertum, sprach von der Glückseligkeit der Erkenntnis, deren vernünftige Kraft die Natur von allem primitiven Vorurteil entkleide...

Da polterte, rollte, zuckte, schwankte die Geisterwelt der Gebilde. Die Perücken stießen hart gegeneinander und wurden tosender Wellensturm, der sich gegen Hafenmauern stürzte. Eine Stadt ertrank in ihrem Anprall, dazu wankten Berge, Gärten, Häuser, wie aus dem Schlaf geschreckt von Fäusten, die der Erde zusetzten, daß sie bebend in sich zusammenbrach. Über dem tragischen Wirbel dieses furchtbaren Unterganges von Lissabon — ich erkannte die Wahrzeichen der Stadt — gingen die tränenüberströmten Züge des salzigen Voltaire auf, und dunkel donnerte des Immanuel Kant geläuterte These von Königsberg herüber.

Wieder schlug die Stunde. Zu Bücherrücken duckten sich die aufbegehrten Gesichte. Beim zweiten Schlag schon standen sie in Reih und Glied, wie sie meine Bedachtsamkeit geordnet hatte. Beim dritten Klang war die Kammer wieder wirklich, grau und eng. Beim vierten Ton rauschte ein fernes Musizieren auf.

Ich sah in ein tiefes Gewölbe. Ich erkannte den Schlafraum der Johanniter auf der Marienburg. Fackeln entzündeten sich. Schatten sprengten das Gemäuer aus Ziegelstein. Die Musik wurde bestimmter. Lobgesang klirrte aus männlichem Mund... Mit einem Male, es schlug den hellen fünften Schlag, wußte ich, der Begleiter des gestrigen Tages rief mich. Die Stunde seines Gebetes begann...

Näher und näher wölbte sich von ihm her der seelische Bogen seiner Fürbitte, suchte mich in aller Welt, fand mich und stieß sich tief in mich, als sein sehnsüchtig gesuchtes anderes Fundament.

Da fiel mein Kopf weinend auf den Tisch, und auf meinem Nacken trug ich — ich fühlte es schwer und gewaltig — den Segen von Gottes Kraft.

Als mich die fromme Last entließ, wußte ich, jetzt erhebt sich jener unbekannte Mensch aus den Knien, greift zu dem Spaten und schreitet entspannt und wohlgemut in das Feld, wo Tag und Mühseligkeit seiner warten.

Ich sah mich selbst, weit, weit entrückt, entfremdet jenem Spaten, der ohne Entgelt gräbt und gräbt, der ohne Sorge sorgfältig wirkt, solange es Tag ist, und jener geduldigen Brust, aus der sich wie Flügel die herrliche Tragkraft der Gebete entfaltet...

Ein behutsamer Wind begann Tag zu atmen aus erwachenden Wipfeln. Der Nebel bewegte sich, und aus Gewölk troff das erste Licht und verfärbte alle Dinge vor dem Fenster und allmählich auch im Raum mit buntem Frohmut.

Über meinen Tränen ging das Lied der Vögel von den Feldern her auf...

Sieh, die Vollendung,
Die uns trösten soll,
Letzten Endes erst
Erfüllt sie sich voll.

Und du wirst
— Lebtest du rein —
Lebendig erst
Nach der Vollendung sein.

In den Späteren tönt
Was dir gelang
Tröstet, versöhnt
Als Lobgesang...

Das deutsche Studentenlied

Von Prof. Dr. Michael Birkenbihl

Das Lied ist ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Studententums. Die Lust der Lieder und der Waffen verlangt der echte Bursch von seiner Studienzeit. Alles, was die junge Brust bewegt: Frohsinn und Wanderlust, Liebesglück und Liebesleid, Tatendrang und jugendtolles Überschäumen, Bruderliebe und wehrhaftes Hochhalten der Ehre, Heldenverehrung und opferfreudige Hingabe an das Vaterland: all das klingt im Studentenlied zu einer brausenden Symphonie zusammen.

Das älteste Zeugnis studentischer Poesie in Deutschland sind die Carmina Burana, jenes Liederbuch aus der Hälfte des 13. Jahrhunderts, das sich fahrende Schüler zu ihrem Gebrauch anfertigten. Die ältesten dieser Lieder reichen bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts zurück. Liebe und Wein bilden schon hier die Angelpunkte. Im ausgehenden Mittelalter sang man gerne: „Ich waiß ein frisch geschlechte, das sind die Bursenknechte“ oder „Der liebste Buhle, den ich han“. Die Studentenlieder des 16. und 17. Jahrhunderts hat Hoffmann von Fallersleben in seinen „Deutschen Gesellschaftsliedern“ überliefert.

Bis zum Jahre 1781 hatte der deutsche Student kein Kommersbuch. Seine Lieder erbten sich mündlich, durch Einzelblätter oder handschriftliche Aufzeichnungen fort. Der Begründer des Kommersbuches ist Christian Wilhelm Kindleben. Er wurde 1748 zu Berlin geboren, studierte in Halle Theologie, war Pastor zu Cladow bei Berlin konnte sich aber wegen seines anstößigen Lebenswandels nirgends halten und starb 1785 zu Leipzig im tiefsten Elend. Als junger Dozent veröffentlichte er „Studentenlieder. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, gesammlet und verbessert von C. W. K. 1781“. Konrad Burdach hat das Werkchen 1894 in seinem Buche „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren“ wieder bekanntgemacht. Kindleben schöpfte hauptsächlich aus mündlichen Quellen. Sein Büchlein enthält auf 120 Seiten 64 Lieder, von denen ungefähr ein Drittel ihn selbst zum Verfasser hat. Die berühmteste seiner eigenen deutschen Dichtungen ist das noch heute gern gesungene „Ich rühme mir das Burschenleben“, das freilich mannigfach verändert und erweitert wurde. Das erste Liederbuch wurde ebenso wie Kindlebens Studenten-Lexikon bald nach dem Erscheinen verboten; Friedrich der Große gehörte zu seinen Unterdrückern.

Unter den zahlreichen akademischen Liedersammlungen der neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts ist das interessanteste das „Akademische Lustwäldlein“ von Herkules Raufseisen, Altdorf 1794, das Arthur Kopp in einer vorbildlichen kritischen Ausgabe (Dieterich, Leipzig, 1918) der Öffentlichkeit übergab. Das frische Büchlein sollte jedes alte Haus in seiner Bibliothek besitzen.

Das moderne Kommersbuch entsteht in der Zeit der Befreiungskriege. Da tauchen eine Menge von Ausgaben auf; so das Heidelberger „Allgemeine Commersbuch“ (Frankfurt 1810), das Leipziger Commersbuch (1815), das „Neue deutsche allgemeine Commers- und Liederbuch, Germania 1815“ (zu Tübingen von Gustav Schwab herausgegeben und der eben gegründeten Deutschen Burschenschaft gewidmet), ferner ein Hallisches (1816), ein Berlinisches (1817), ein „Liederkranz Heidelberger Burschen“ (1818). Unter der veredelnden Macht der neuen vaterländischen Wiedergeburt atmen die Kommersbücher dieser Zeit einen sittlich-ernsten Geist.

1855 erschien im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig ein „Commers-Buch für den deutschen Studenten“, das sich rühmte, „zum ersten Male die alten Hospiz- und Bummellieder“ gesammelt zu haben. In der Tat tönt uns aus ihm manch uralter Klang entgegen, der jetzt völlig ausgeklungen ist. Das Buch erlebte 27 Auflagen und ist heute vergriffen. Es war hauptsächlich an norddeutschen Hochschulen in Gebrauch.

Der Verlag Moritz Schauenburg in Lahr hat das Verdienst, dem deutschen Kommersbuch in liebevoller Pflege seine klassische Form gegeben zu haben. Zum 300jährigen Jubiläum der Universität Jena im August 1858 ließ er zum erstenmal sein „Allgemeines deutsches Commersbuch“ erscheinen. Es war E. M. Arndt gewidmet. Die musikalische Redaktion besorgten Silcher und Erk. An alle deutschen Hochschulen war die Aufforderung ergangen, ihre liebsten Lieder einzusenden. Aus nationalem Geiste war dieses Kommersbuch geboren. 1840 bekamen die Franzosen nach ihrer verunglückten Orientpolitik wieder einmal Lust, den deutschen Rhein zu nehmen. Da flammte, besonders in den Rheinlanden, eine mächtige vaterländische Begeisterung auf. Der Württemberger Kaufmann Max Schneckenburger dichtete seine „Wacht am Rhein“, und der Bonner Auskultator Nikolaus Becker gab mit seinem zornglühenden „Sie sollen ihn nicht haben“ der Stimmung der Nation Ausdruck. Aus dieser Bewegung heraus entstand auch der allgemeine Wille, den Kölner Dom als nationales Wahrzeichen auszubauen. Ein Brennpunkt dieser Bestrebungen war Bonn. Hier war E. M. Arndt wieder in sein Amt eingesetzt und von der Universität mit der Rektorwürde geehrt worden. Der junge Westfale Her-

mann Schauenburg brachte ihm mit einigen Freunden das erste Ständchen. Zwei Jahre später schloß sich der Kreis dieser Sänger zur Burschenschaft „Fridericia“ zusammen. Ihr widmete Hermann Schauenburg das Buch „Deutsche Lieder nebst ihren Melodien“; es erschien, wie Eduard Heyck, der jetzt das Buch betreut, erzählt (Fortunatus, Blätter für das Studententum, Moritz Schauenburg, Lahr, Nummer 6), 1843 in dem Leipziger Verlag von Robert Friese. Für Geibel sollte das Buch zu einem Erlebnis werden. Er verbrachte den Frühling und Sommer 1843 in St. Goar, wo auch Freiligrath hauste. Im Juni ließ er sich von einem alten Schiffsmann rheinaufwärts fahren; als sie an der Pfalz von Caub vorüberkamen, begegnete ihnen ein Nachen mit Studenten. Die Hüte und Mützen mit Laub umkränzt sangen sie jugendsroh „Der Mai ist gekommen“, das Lied, das Geibel einst als Bonner Student gedichtet hatte. Die „Deutschen Lieder“ hatten es verbreitet. Als später Dichter und Studenten Hermann Schauenburg eine Neubearbeitung des Buches vorschlugen, ließ er es als „Allgemeines deutsches Commersbuch“ zu Lahr im Verlage seines Bruders Moritz erscheinen. Es sollte den Reichsgedanken in die weitesten Kreise tragen und zugleich studentischen Frohsinn im Volke verbreiten. Die Vaterlandslieder standen jetzt im Gegensatz zu den älteren Liedersammlungen an erster Stelle, allen voran das Lied „Deutschland, Deutschland über alles“. Durch die Beziehungen Hermanns zur Düsseldorfer Schule (er redigierte auch das „Düsseldorfer Künstleralbum“) wurde das poesievolle Titelblatt von der Hand Caspar Scheurens entworfen. Es zeigt, worauf Heyck hinweist, „den Rhein, den der Burgen und der Städtchen am engen Fuß der Felsen, den Nachen mit den zu Tale heimfahrenden Bonner Studenten, — als habe der Düsseldorfer Maler jener Begegnung gedacht, die so eigenartig Geibel 1843 von dem neuen Studentenbüchlein Kunde brachte. Und das könnte recht gut sein, da Geibels erzählendes, schilderndes Gedicht ‚Ich fuhr von Sankt Goar‘ eben in diesem Jahre 1857 gedruckt erschienen war.“

Seitdem ist das Lahrer Kommersbuch, das heute in der 127. bis 135. Auflage vorliegt, des deutschen Studenten Liederbuch geworden. Generationen war es der Genosse frohdurchschwärmter Nächte. Mancher, der im grauen Alltag ein stiller Mann geworden, hat aus ihm in der Erinnerung an starke, schöne Jugendtage neue Kraft für den Kampf mit dem harten Leben gewonnen. Immer wieder bemühte sich der Verlag durch Preisausschreiben, den poetischen und musikalischen Teil des Buches zu heben und zu bereichern. Die 51. Auflage (1895) brachte beispielsweise zum erstenmal die herrlichen, vielgesungenen Lieder „Zieht der Bursch' die Straß' entlang“ von Eduard Heyck (Franconiae-Heidelberg), „Wir lugen hinaus in die sonnige Welt“ und „Wo zwischen grünen Bergen munter“; ein anderer Liebling unserer akademischen Jugend, „Gold und Silber lieb' ich sehr“, erschien 1909 in der 86. Auflage.

Zwei Lieder aber werden immer erklingen, solange noch ein deutscher Bursch den Schläger schwingt: das Gaudeamus und der Landesvater. Das Gaudeamus ist der Weihesang deutschen Studententums; wo seine Strophen in der ehrwürdigen Weise von 1788 erklingen, hebt ernste Begeisterung die Herzen höher. Das ist nicht immer so gewesen. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es von so derben Stellen durchsetzt, daß seine Absingung von den akademischen Behörden verboten wurde. Die Entstehung des Liedes hat den Literarhistorikern manches Kopfzerbrechen verursacht. Die ältesten Bestandteile reichen bis zum Jahre 1267 zurück, wo sie sich in einem kirchlichen Bußgesang finden. Aus ihnen hat sich die zweite und dritte Strophe der heutigen Fassung entwickelt. Den ältesten Quellen fehlt noch die erste, die eigentliche Gaudeamus-Strophe. Im 18. Jahrhundert ist das Lied zweiteilig; mit jeder lateinischen Strophe ist eine freie deutsche Nachdichtung in vier oder fünf Reimzeilen verbunden. Im Jahre 1743 legte sich der Student der Rechte Friedrich Reyher, Bursch zu Kiel und Jena, ein handschriftliches Liederbuch an. Darin zeichnete er um 1745 auch das Gaudeamus ein, das damals schon auf allen Universitäten gesungen wurde. Es ist die erste handschriftliche Festlegung des Liedes, die sich erhalten hat. Die beiden letzten Strophen der heutigen Fassung fehlen noch. 1747/48 schrieb sich Albrecht Ernst Friedrich von Crailsheim das Lied so auf, wie es zu Altdorf gesungen wurde; danach kannte man dort nur die drei ersten Strophen. Zahl und Inhalt der Strophen war eben die ganze Zeit über schwankend. Da gab ihm Kindleben in seinem obengenannten Liederbuch jene Fassung, welche es in der Hauptsache heute noch hat. Die beiden letzten Strophen gehören wahrscheinlich Kindleben ausschließlich. Die Pereat-Strophe findet sich auch auf einem Jenaer Blatt vom Jahre 1776.

Die Redaktion des Gaudeamus hat Kindleben die Unsterblichkeit verliehen. Konrad Burdach sagt darüber sehr schön: „Solange deutsche Studenten, solange deutsche Männer in Erinnerung an ihre Jugend diesen Hochgesang der Freude anstimmen, der brausend wie Glockenton und klirrend wie Schlägerklang den grandiosen Tiefsinn ernster Lebenserkenntnis und den dithyrambischen Schwung unerschöpflicher Daseinslust mit stählernen, wuchtigen Worten ausströmt, solange ein Chor sich von den Wellen seiner Töne emportragen läßt, in die es hineinweht wie ein Hauch aus düsteren alten romanischen Domen, den Stätten asketischer Weltflucht, den Vorhallen der

Ewigkeit, und zugleich wie der fortreißende, lebenweckende Sturmwind des schwellenden Frühlings — solange werden sie auch des armseligen Mannes nicht vergessen dürfen, auf dessen müde Stirn ein Strahl überirdischen Lichtes fiel, als es ihm gelang, dieses Lied in feste Form zu gießen, durch die es Dauer gewann." Nach einem Vortrag, den der verdiente Germanist Theodor Creizenach 1872 auf der Leipziger Versammlung deutscher Philologen hielt, wäre das Lied in Deutschland zum erstenmal in Heidelberg erklungen, bei einem Feste zu Ehren Olympia Moratas (gest. 1555). Eine andere, ebensowenig beglaubigte Mitteilung findet sich in der „Geschichte der Lombardei" von Fr. Chr. A. Hasse (3 Bändchen, Dresden 1828, Seite 135). Dort heißt es: „Welchen Einfluß überhaupt die Universitäten der Lombardei, wo viele Deutsche studierten, auf das nördliche Europa gehabt haben, ist bekannt. Selbst das Lied Gaudeamus igitur, als dessen Verfasser Domenicus Strada, Student zu Bologna, genannt wird, soll im 16. Jahrhundert zugleich mit dem Pennalismus aus Italien nach Deutschland gekommen sein." Ich habe keine Mühe gescheut, diesem Domenicus Strada auf die Spur zu kommen; aber alle meine Nachforschungen waren ebenso erfolglos wie die von Gustav Schwetschke (Zur Geschichte des Gaudeamus igitur, Halle 1877). Trotzdem scheint mir die Bemerkung Hasses beachtenswert. An der Universität Bologna herrschte im Mittelalter ein reges deutsches Studentenleben. Neben deutschen Studierenden hatte die Hochschule auch deutsche Professoren. Italien besaß damals eine lateinische Renaissancedichtung, deren sich gewiß auch die Studenten bemächtigten. Die älteste einwandfreie Quelle für das Vorkommen des Liedes in Deutschland ist uns heute die Komödie des dänischen Dichters Holberg „Der 11. Juni" aus dem Jahre 1723. Ludwig Erk gibt in seinem „Deutschen Liederhort" an, daß das Lied vor 1717 bekannt gewesen sei, und bei seiner Gewissenhaftigkeit stützt er sich dabei zweifellos auf eine alte, jetzt verlorene Quelle. Damit würde dann — was Kopp („Deutsches Volks- und Studenten-Lied in vorklassischer Zeit, Berlin 1899") merkwürdigerweise leugnet — übereinstimmen, daß Johann Christian Günthers „Brüder, laßt uns lustig seyn" eine freie Nachdichtung des lateinischen Liedes ist. Der Anfang Gaudeamus geht sicherlich auf einen kirchlichen Hymnus zurück, und zwar meines Erachtens auf den Introitus des Allerheiligen-Festes „Gaudeamus omnes in Domino . . ." Erich Schmidt wies 1882 ein altes Weihnachtslied des 15. Jahrhunderts nach, in dem die Worte „Gaudeamus iocundemur itaque" vorkommen, und Bolte hielt sie für den Keim des Liedes.

Ebenso dunkel ist die Entstehung des „Landesvaters". Meiner Ansicht nach handelt es sich hier um ein altes symbolisches Vernichtungsopfer. Wilhelm Fabricius, der beste Kenner des deutschen Studententums, weist in seinem prächtigen Werke „Die deutschen Corps" nach, daß man dieses Opfer zuerst einer manchmal imaginären Angebeteten, dann dem Freunde gebracht habe. Um 1770 sind „Landesvater" und Bruderschaftmachen identische Begriffe. Dann erst erhebt sich der Brauch zur patriotischen Burschenfeier, zum Gelöbnis der restlosen Hingabe an das Vaterland. Bei Kindleben findet sich um 1781 im Studenten-Lexikon folgende Erklärung: „Landesvater, Schutz und Rather usw. ein beliebtes Kommerschlied der Studenten, bei dessen Absingung, welche aus Respekt stehend geschieht, der Hut mit einem Degen durchstochen wird." Damals muß sich die Verbindung der allgemeinen Bruderschaft mit dem vaterländischen Weiheakte in dem Liede bereits vollzogen haben. Bald darauf gewinnt der vaterländische Gedanke den Oberton. Wie Kindleben dem Gaudeamus, so hat August Niemann, der 1782 als Jurist in Kiel studierte, dem „Landesvater" in seinem akademischen Liederbuche von 1782 feste Form gegeben. Der heutige Anfang „Alles schweige" findet sich zuerst im „Commersch Buch" von 1795.

Wenn das deutsche Studentenlied die Jahrhunderte hindurch nur dazu gedient hätte, dem Frohsinn der Jugend Ausdruck zu verleihen und die gemeinsamen Feierstunden der Bruderliebe zu verschönen, so hätte es schon genug getan. Aber es hat weit mehr geleistet. Es war ein wertvolles Mittel, die Oriflamme der Vaterlandsliebe zu nähren und höher schlagen zu lassen. Wie die akademische Jugend der napoleonischen Zeit aus den Oden Klopstocks, so hat die deutsche Studentenschaft des späteren 19. und 20. Jahrhunderts aus ihren Kommersliedern wertvolle nationale Kräfte gehoben. Das Burschenband um die Brust und das Burschenlied im Herzen und auf den Lippen sind unsere herrlichen deutschen Studenten im Weltkrieg freudig „zum letzten Gang" vorgestürmt in Kampf und Sieg.

Und so möge es bleiben! Mit dem Klingen der Gläser und dem Donnern der Schläger mische sich noch in mancher jugendschönen Kneipnacht das prächtige Bundeslied Rudolf Baumbachs:

Vaterland, du Land der Ehre,
Stolze Braut mit freier Stirn,
Deinen Fuß benetzen Meere,
Deinen Scheitel krönt der Firn;
Laß um deine Huld uns werben,
Schirmen dich von unsrer Hand!
Dein im Leben, dein im Sterben,
Ruhmgekröntes Vaterland!



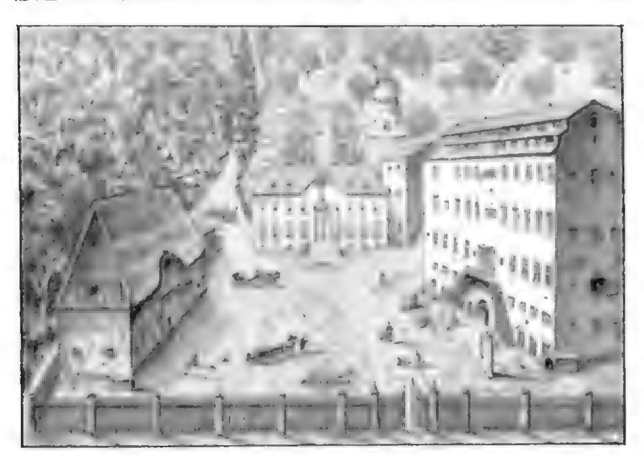
Schloß Babelsberg vom See aus gesehen. Aquarell von Karl Graeb

Schloß Babelsberg

Von Dr. Bogdan Krieger

Mein persönliches Verhältnis zum Schlosse Babelsberg geht zurück auf die Zeit, als ich vor etwa 25 Jahren den dortigen Bücherbestand aufnahm und ordnete. Keine eigentliche Bibliothek, sondern in verschiedenen Wohn- und Arbeitszimmern zerstreute Bücher, wie sie Geschmack und Lesebedürfnis der Bewohner vereinigt hatten. Außer der in nur wenigen Exemplaren hergestellten Originalausgabe der dreibändigen Oeuvres du Philosophe de Sans Souci, der auf Veranlassung Friedrich Wilhelms IV. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem preußischen Historiographen Preuß herausgegebenen Gesamtausgabe der Werke des Großen Königs in 33 Bänden und der Erstausgabe der von Menzel illustrierten Geschichte Friedrichs des Großen von Kugler in Heften nichts von Belang, keine Kostbarkeit, die den Bücherfreund fesseln könnte. Doch, noch eins: ein Exemplar der Lebensbeschreibung der Königin Luise von Adami mit Randbemerkungen und Verbesserungen von des Königs Hand. — Es war im Winter. Das Schloß und die weite Havellandschaft lagen, von der Sonne beschienen, in glitzerndem Schnee. In dem Raume, in dem ich arbeitete, wohlige Wärme. Babelsberg, wie man es nicht oft erlebt, wie verzaubert in seiner stillen Abgeschiedenheit und Ruhe; Erinnerung weckend und belebend an einen Fürsten, der uns immer die Verkörperung majestätischer Hoheit und vornehmer Würde sein wird.

In dem Babelsberg gegenüberliegenden Schlößchen Glienicke, das sich Prinz Karl, des Prinzen Wilhelm jüngerer Bruder, in den Jahren 1825—26 hatte bauen lassen, waren am 3. August 1828 zur Feier des Geburtstages König Friedrich Wilhelms III. seine Söhne vereinigt. Zur gleichen Zeit wie Prinz Karl hatte auch der Kronprinz, der spätere König Friedrich Wilhelm IV., das Schlößchen Charlottenhof vom Vater als sommerlichen Landsitz zum Geschenk erhalten. Der Vergleich mit den beiden Brüdern weckte in dem Prinzen Wilhelm um so mehr den Wunsch, auch ein solches Tusculum sein nennen zu dürfen, als im nächsten Jahre seine Verheiratung mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar bevorstand. Er äußerte ihn dem anwesenden Gartendirektor Lenné, dessen gärtnerischem Geschick und Geschmack Potsdam einen großen Teil seiner schönen Parks verdankt. Beide hatten den gleichen Gedanken, daß der Babelsberg die geeignete Örtlichkeit für ein Sommerschloß sein könnte. Der Prinz hatte sie bereits im Jahre 1811 gelegentlich einer militärischen Übung kennengelernt und war als ganz junger Leutnant dabei, als oben auf der Höhe eine Schanze aufgeworfen werden sollte. Zehn Jahre später hatte er am Fuße des Babelsberges einer Brücken-



Mühle auf dem Babelsberge. Zeichnung des Obertertianers Bruno Wiese. Aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts

schlagung beigewohnt und an dem landschaftlichen Reiz der Gegend solches Gefallen gefunden, daß er in der großherzoglichen Familie in Weimar schon von dem schönen Aussichtspunkt gesprochen hatte.

Kein Ort in der Umgebung von Potsdam weist eine so mannigfache Schreibweise auf als der Babelsberg. In den Akten von 1741 bis 1826 kommen neun verschiedene Bezeichnungen für den Berg vor, Buberow, Baberow, Babertsberg usw.; die älteste Urkunde von 1442 spricht von dem Berg, der da heißet „Buberow mit dem Holtze darauf". Schließlich hat sich aber der Name Babelsberg durchgesetzt, der schon 1750 nachweisbar ist. Unter dem Großen Kurfürsten war dort ein Wildpark, den sein Sohn wieder eingehen ließ. Der Berg war mit schönen Eichen bewachsen. Friedrich der Große erteilte 1753 dem Hofrat Rehnitz die Erlaubnis, am Fuße des Berges eine holländische Wind- und Schneidemühle anzulegen. Die Pläne des Hofrats gingen, als ihm die zwölf Morgen überlassen waren, noch weiter. Er wollte verschiedene Mühlenwerke mit Wind, Ochsen und Pferden betreiben, sowie eine Brennerei und Bäckerei einrichten. Nach dem Tode von Rehnitz, der seine Anlagen nicht in dem beabsichtigten Umfange hatte ausführen können, wechselte das „Etablissement" vielfach seinen Besitzer, ohne daß einer von ihnen wirtschaftliche Erfolge darauf gehabt hätte. Die hier wiedergegebene Bleistiftzeichnung rührt von einem Obertertianer Bruno Wiese her, der, ein Enkel eines der Besitzer, sie mit einer vielfach unrichtigen Geschichte ihrer Entwicklung dem König Wilhelm übersandt hat. Die Mühle ging 1841 in den Besitz des Prinzen über und brannte am 14. Juni 1848 ab.

Während der französischen Invasion 1806—07 hatten die Bewohner von Neuendorf wüst in dem Babelsberger Forst gehaust; sie hatten die starken Eichen größtenteils abgeschlagen; die Forstverwaltung hat die Stümpfe später nicht roden lassen, so daß sie zwischen den unterpflanzten Kiefern neu ausschlugen.

Als Prinz Wilhelm und Prinzessin Augusta am 11. Juni 1829 geheiratet hatten, trugen sie dem König ihren Wunsch nach einem eigenen Besitztum auf dem Babelsberge vor. Friedrich Wilhelm III. hatte Bedenken gegen die Kulturfähigkeit des Geländes und schlug ihnen das von seinem Vater erbaute Marmorpalais im Neuen Garten als Sommeraufenthalt vor. Die Prinzessin gab aber nicht nach. Sie legte ihrem Schwiegervater eine selbst entworfene Zeichnung zu einer „Cottage" auf dem Babelsberge vor. Einige Jahre später er-



Vorderansicht des Schlosses. Zeichnung von Karl Graeb



Zimmer der Prinzessin von Preußen. Photographische Aufnahme

teilte er seine Zustimmung zu dem Bau. Unter dem 7. September 1833 erhielt der Prinz aus Schwedt den nachstehenden Brief von seinem Vater: „Durchlauchtigster Fürst, freundlich vielgeliebter Sohn! Ew. Königlichen Hoheit Wunsche zu entsprechen, will ich Ihnen den Babelsberg bei Potsdam in Erbpacht geben und habe den Finanzminister angewiesen, das Weitere dieserhalb durch die Regierung in Potsdam besorgen zu lassen.“ Das Erbpachtrecht wurde bald darauf aufgehoben. Der Prinz erhielt den Babelsberg als Eigentum, das 1841, 1843 und 1849 durch weitere Schenkungen des Königs vergrößert und mehrfach durch Ankäufe abgerundet wurde.

Das prinzliche Paar beauftragte den Ober-Landes-Bau-Direktor Schinkel mit dem Entwurf für den Bau eines Schlößchens in gotisch-normannischem Stil. Am 1. Juni 1834 wurde der Grundstein gelegt. Nach Kopisch, dem Verfasser des Werkes „Die Königlichen Schlösser und Gärten Potsdams“, hat der Prinz in einem früher in Babelsberg aufbewahrten Gästebuch eine Schilderung des Festes der Grundsteinlegung niedergeschrieben. Es ist weder dort noch im Hausarchiv der Hohenzollern vorhanden. Die Leitung des Baues wurde dem Hofbauinspektor Persius, die Ausführung dem Baucondukteur Gebhardt übertragen. Am 18. Oktober des nächsten Jahres, dem fünften Geburtstage des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich, konnte das Haus mit einem Familienfrühstück eingeweiht werden.

Dieser erste Schloßbau hatte kaum die halbe Ausdehnung des heutigen. Er reichte nur bis zu dem achteckigen turmartigen Bau, der jetzt die Mitte der ganzen Schloßfront einnimmt. Zu ebener Erde liegen die Eingangshalle, Wirtschaftsräume und ein Zimmer für den Kastellan. Die drei Vorderzimmer im ersten Stockwerk waren die Wohnräume der Prinzessin Augusta, ein schmales Vorzimmer, ein Empfangs- und das Arbeitszimmer. In das Vorzimmer gelangte man auch aus einer offenen Halle, die links vom Vestibül sich in der Richtung nach dem Parkeingang von Glienicke her erstreckte. Alle Zimmer in Babelsberg haben gestrichene Wände, keine Tapeten. Das Empfangszimmer hat einen Anstrich in pompejanischem Rot, das Arbeitszimmer ist hellblau gehalten. Hier steht in einem Erker ein in Coblenz gearbeiteter Schreibtisch aus Ebenholz in gotischem Stil. Von diesem Platz hat man einen prächtigen Blick über die Havel und die Glienicker Brücke nach Sakrow und auf den Jungfernsee. Auf dem Schreibtisch stehen die Bronzestatuetten Friedrich Wilhelms III. und Goethes, dazwischen eine silberne Statuette Kaiser Wilhelms I. zu Pferde. Einen sehr freundlichen Eindruck macht der sich an das Arbeitszimmer anschließende, in dem kleineren Turm liegende helle Teesalon. Über einem guten Kinderbildnis des Herzogs von



Ernte. Gemälde von Rosa Bonheur

Connaught, jüngsten Sohnes der Königin Viktoria von England, von Winterhalter gemalt, hängt in einer Nische das Porträt der Kaiserin in jungen Jahren, von Carl Begas, daneben auf einer Staffelei in geschnitztem Eichenrahmen, auf Porzellan gemalt, die vier Schlösser Babelsberg, Coblenz, die Burg Hohenzollern und das Palais Unter den Linden in Berlin. An den Teesalon schloß sich, mit der Front nach Potsdam, ur-



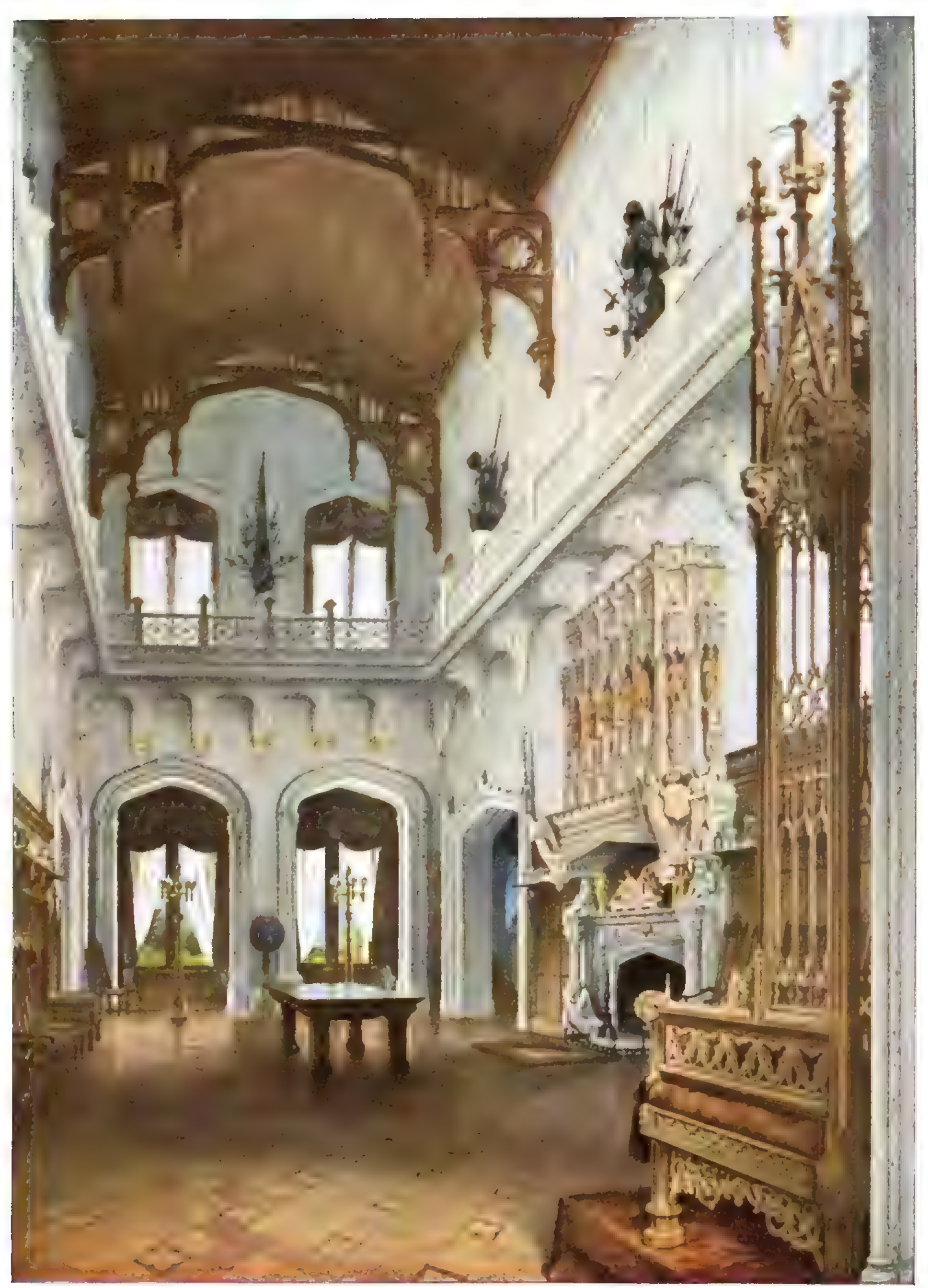
Rinderhirten. Gemälde von Carl Steffeck



Jenny Lind. Gemälde von Franz X. Winterhalter

sprünglich das verhältnismäßig recht kleine Speise-, jetzt Bibliothekzimmer mit einem großen gotischen Bücherschrank, dessen rechte Hälfte ein alter badischer Klosterschrank vom Jahre 1411 bildet; die linke ist ihm genau nachgebildet. Zwischen beiden Schränken ist eine in gleichem Stil gehaltene und mit ihnen verbundene Durchgangstür. Ein kleines Lesekabinett mit einem Ausgang nach der Terrasse ist an die Bibliothek, erkerartig hervortretend, angebaut. Über der Bibliothek liegt das Schlafzimmer, über dem Teesalon das Arbeitszimmer des Kaisers, daran anschließend über den unteren Wohnräumen Schlaf- und Ankleidezimmer seiner Gemahlin.

Das durch Vorhänge abgeschlossene Bett des Kaisers war mit einem englischen, schwarz-weißkarierten Plaid bedeckt; am Kopf- und Fußende zwei Bilder, Erinnerungen an die silberne und goldene Hochzeit des Kaiserpaares am 11. Juni 1854 und 1879, beide mit eigenhändiger Widmung der Kaiserin. Das Kruzifix am Fußende ist ein Geschenk der Großherzogin von Baden, die auch den großen Bettvorleger gestickt hat. Der am Bett stehende leichte Holzlehnstuhl ist eine Arbeit des Prinzen Friedrich Wilhelm, der als Kind die Tischlerei erlernt hatte, getreu der im Hohenzollernhause hergebrachten, jetzt aufgegebenen Sitte, daß jeder Prinz ein Handwerk erlernen mußte. Ein mit einem Deckel geschlossener Waschtisch weist die damals übliche kleine Waschschüssel auf. An den Wänden hängt u. a. eine größere Anzahl russischer Paradebilder in Stichen. Um vom Schlafzimmer in sein Arbeitszimmer zu gelangen, mußte der Kaiser auf die Treppe hinuntersteigen, die von der Eingangshalle in das erste und zweite Stock-



Der Speisesaal. Aquarell von Karl Graeb

werk zu seinem Arbeitszimmer führt, ein für einen alten Herrn recht unbequemer Übergang. Vor dem Fenster des Arbeitszimmers, mit dem Blick auf die Havel, steht ein sehr langer Schreibtisch mit einem rechtsseitigen Aufsatz, bedeckt mit scheinbar unzähligen Erinnerungsgegenständen, die jetzt eine gläserne Hülle vor Staub und Langfingern schützt. Diese mannigfaltigen Andenken pflegte der Kaiser alljährlich, wenn er im Sommer Babelsberg bezog, abzuräumen und vor der Abreise wieder in



Die Bibliothek. Aquarell von Karl Graeb

derselben Reihenfolge, in der sie gestanden hatten, sorgsam aufzubauen. Der Besucher des Schlosses hat den Eindruck, als wäre der Schreibtisch dieses Herrschers niemals benutzt worden. Vor einem mit hellem Schweinsleder bezogenen, über Eck gehenden Sofa steht ein achteckiger Tisch aus hellem Holz, wie im Berliner Palais mit Büchern, Karten und Mappen beladen, die auch Sofa und Stühle bedecken. Ein ungemein schlicht gehaltener Raum, der den Besucher unwohnlich anmuten würde, hätte ihn nicht der alte Kaiser bewohnt.

Es ist kaum zu verstehen, mit wie



Arbeitszimmer des Kaisers

mit der Anordnung über die Aufstellung der Werke Friedrichs des Großen beschäftigt, als er im Nebenzimmer fremde Stimmen hörte. „Kommen Sie hinaus auf den Flur, bis die Gäste fort sind,“ sagte er zu Schneider und zog sich in der Tat so lange zurück, bis die Besucher die Bibliothek besichtigt hatten.

In den Jahren 1841 bis 1842 wurde für den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm nach Angabe der Prinzessin Augusta und einem von Persius gezeichneten Entwurf das Haus des Webers Blume am

gütigem Entgegenkommen König Wilhelm in früheren Jahren sogar während seiner Anwesenheit in Babelsberg die Besichtigung des Schlosses gestattete. Beim Vorfahren pflegte er zu fragen: „Sind Gäste hier?“ und wählte dann einen Weg nach seinem Arbeitszimmer, der die „Gäste“ nicht behinderte. Im Bibliothekzimmer war er einmal — so berichtet der Hofrat Schneider —

Havelufer in seiner Architektur dem Stil des Schlosses entsprechend umgebaut. Hier wohnte der Prinz seit 1844 mit seinem Erzieher Ernst Curtius. Dieser schrieb am 2. September 1845 an seinen Freund Kurd von Schloezer: „Eine schönere Landexistenz habe ich niemals gehabt, frische Luft, frisches Bad, dazu Pferde und Wagen und in Abwesenheit meines Generals (des



Das Schlafzimmer Kaiser Wilhelms I. Photographie



Jugendbildnis der Kaiserin Augusta. Gemälde von Carl Begas d. Ä.

Militär-Gouverneurs von Unruh) und der prinzlichen Herrschaften völlige Unabhängigkeit."

Noch weiter nach Potsdam hin waren bereits in den Jahren 1834—39 das Kavalierhaus, der Marstall und die Wirtschaftsgebäude entstanden. Schon 1833 hatte Lenné mit den Parkanlagen begonnen. Der Prinz hatte nur die nächste Umgebung des Schlosses zu einem Schmuckgarten für Blumen und Zierpflanzen bestimmt, das übrige Gelände sollte den Charakter eines englischen Parks erhalten. In Übereinstimmung mit seinem auch an diesen Arbeiten eifrig teilnehmenden Herrn ließ Lenné die dürren Sandhöhen, auf denen kein Rasenwuchs zu erzielen war, mit Gebüschen decken, entfernte von den Abhängen und aus den Talschluchten die knorrigen Kiefern und schaffte dem jungen Eichenausschlag der alten Wurzelstöcke freie Luft und Spielraum. Unmittelbar vor dem Schloß legte er eine weite Rasenfläche an, an der rechts und links sich schlängelnde Spazierwege zum Havelufer hinunterführten, an dem sich ein mit schattigen Laubbäumen bepflanzter Weg hinzog. Die Ausrodung der alten Kiefern erfolgte nur allmählich, bis die nachgepflanzten Laubbäume hoch genug waren, um das Landschaftsbild anmutig zu gestalten und den bis dahin öden Sandberg mit seinem kärglichen Baumwuchs harmonisch in die laubgeschmückte, wellige Hügelkette um Potsdam einzureihen.

Immerhin blieb die Trockenheit des Bodens ein Hindernis für das Gedeihen der neuen Kulturen. Daher wurde die Anlage einer künstlichen Bewässerung notwendig. Nach dem Entwurf von Persius wurde 1843—45 an der nördlichen Havelbucht unter der technischen Leitung des Kommissionsrates Brix und der architektonischen des Hofbaumeisters Gottgetreu das Maschinenhaus erbaut, das außer der Wohnung für den Maschinenmeister noch einige Kavalierzimmer enthielt. Ein zierlicher Turm verkleidete den Schornstein der Dampfmaschine. Diese treibt das Wasser in zwei auf der Höhe gelegene Bassins, die dann wieder die niedriger gelegenen Springbrunnen speisen. Die Hauptfontäne liegt einige Meter vom Ufer entfernt in Sicht des Schlosses in der Havel und steigt aus der Mitte eines kleinen Hügels von Feldsteinen über 40 Meter hoch. Am 25. Mai 1845 sprangen alle Fon-

tänen zum erstenmal. Damals wurde auf Wunsch des Prinzen der durch die Parkanlagen in seinem Schlosse zu Muskau, durch Herausgabe eines Prachtwerks über dieselben und durch seinen Einfluß auf die Gartenkunst in Deutschland berühmte Fürst Pückler zur Verschönerung des Babelsberger Parkes herangezogen. Außer neuen Baumgruppen und immer weiter greifenden Anpflanzungen entstanden viele kleinere Spazierwege und reizvolle Aussichtspunkte auf den verschiedenen Höhen des Parkes. — Zur gleichen Zeit wurde auch der Erweiterungsbau des Schlosses nach einem auf Ideen der Prinzessin Augusta beruhenden Plan von Persius, nach dessen Tod von Gottgetreu unter Oberleitung des Hofbaurats Strack ausgeführt. In harmonischer Verbindung mit dem Bau des alten Schlößchens überragt ihn der neue Anbau in Gliederung, Ausdehnung und Höhe um ein bedeutendes. Der achteckige Turm enthält den durch zwei Geschosse gehenden, vornehmen Tanzsaal mit reichem Sterngewölbe, an den sich das gleich hohe Speisezimmer in dem von zwei kleinen Türmchen gekrönten Viereck anschließt. Daran reihen sich unten die Räume der Prinzessin Luise, der späteren Großherzogin von Baden, im ersten Stockwerk die der Prinzessin Viktoria, der Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm, der sein Arbeitszimmer in dem den ganzen Bau im Südwesten abschließenden großen runden Turm noch ein Stockwerk höher hatte. Es ist auf dem Gesamtbilde der Vorderfront an den beiden Balkonen zu erkennen. In dem schmalen Turm daneben geht die Treppe hinauf bis zur höchsten Zinne, von der die Fahne die Anwesenheit des Besitzers kündete. Einmal hatte er während der Anfahrt bemerkt, daß der Schloßdiener sie zu früh aufgezogen hatte.



Die restaurierte Berliner Gerichtslaube beim Schloß Babelsberg. Zeichnung von Julius Geißler



Rückseite des Schlosses mit Blick auf die Havellandschaft. Zeichnung von Karl Graeb



Kronprinzessin Viktoria von Preußen. Gemälde von Paul Meyerheim

Oben angekommen sagte er ihm, freundlich mahnend: „August, du hast die Fahne zu früh aufgezogen. Ich war noch auf der Glienicker Brücke, da wehte sie schon. August, das darfst du nicht!“ Auch diese Äußerung kennzeichnet die Sorgsamkeit des Kaisers selbst in kleinsten Dingen.

Der bemerkenswerteste der neuen Räume ist der von einer Galerie umzogene Speisesaal. Die untere Wandfläche zwischen der von Konsolen gestützten Galerie und der Täfelung ist in netzartigem Muster in grauweißem Ton gehalten, um sie gegen die eichene Holzdecke abzuheben. Auf an der Täfelung angebrachten Wandbrettern stehen seltene Gläser, Humpen und Krüge. Der aus Sandstein und Marmor gebaute Kamin zerfällt in drei Abteilungen, deren oberste von Zinnen gekrönte, vergoldete Statuetten von neun Kurfürsten bilden. Rechts vom Kamin läßt sich in Tischhöhe das Tafelwerk öffnen und zeigt ein Büfett, das vom Flur zugänglich ist. Auf diesem wurden die von der Küche im Erdgeschoß heraufbeförderten Speisen abgesetzt.

Die Innenarchitektur des neuen Schloßteils ist im wesentlichen das Werk von Strack. Am 1. August 1849 konnte der Neubau als beendet angesehen werden. In Abwesenheit ihres Gemahls wurde seine Fertigstellung von der Prinzessin Augusta durch ein Festmahl gefeiert, zu dem sämtliche Bauleiter und Arbeiter eingeladen wurden.

Müde vom Schauen und dem anstrengenden Versuch, möglichst viele Einzelheiten uns einzuprägen, gehen wir nun in den im Herbstschmuck prangenden Park und wollen

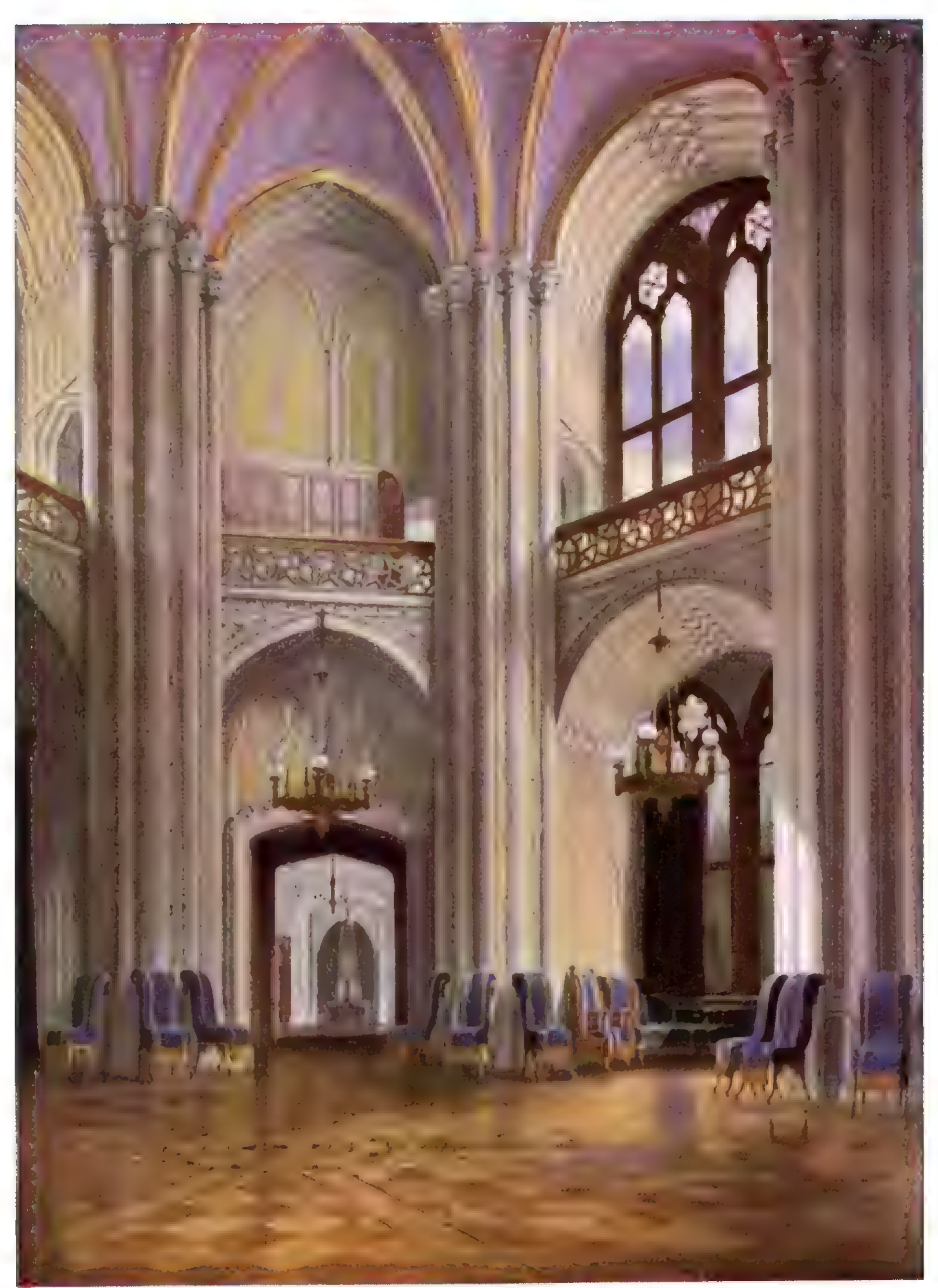


Das Wohnhaus des Prinzen Friedrich Wilhelm (späteren Kaisers Friedrich III.)

die Wanderung durch seine mannigfaltigen Anlagen im Südwesten beginnen. Ich möchte jedem, der Babelsberg besucht, raten, den auch heute noch romantischen Zugang von der Wasserseite zu nehmen, sich von dem Fährplatz an der Holzmarktstraße in Potsdam vom Fährmann übersetzen zu lassen und über Wiesengelände zunächst den auf halber Höhe liegenden Flatowturm aufzusuchen. Auf diesem Wege, staub- und autofrei, atmet man noch die Luft der Zeit vor 70 und 80 Jahren, in denen die Lieb-



Das Maschinenhaus



Tanzsaal. Aquarell von Karl Graeb

lingsschöpfung Kaiser Wilhelms entstand. Der Flatowturm ist dem Eschenheimer Torturm in Frankfurt a. M. nachgebildet und hat in zwei Stockwerken einige recht behagliche Räume, die schöne Ausblicke auf die Havellandschaft und in das weite Nuthetal bieten. Als im Juni 1848 die Babelsmühle abbrannte, war es der Wunsch des Prinzen, an ihrer Stelle diesen Aussichtsturm zu errichten. Er steigt aus der Insel eines bastionartig umrahmten Bassins in sechs Stockwerken empor. Eine Zugbrücke führt



Am Ufer bei Schloß Babelsberg mit dem alten Bildstöckl

zum Eingang und auf ein mit Feldgeschützen, die der Prinz im badischen Feldzuge 1849 bei Rastatt erbeutete, besetztes Vorhaus. Der Name des Turmes ist darauf zurückzuführen, daß er aus Steinen der zum preußischen Kronfideikommiß gehörenden Herrschaft Flatow und Krojanke errichtet wurde. Der Bau wurde während des russisch-türkischen Krieges vollendet und erhielt im Volksmunde nach dem bei der Eroberung von Sewastopol von den Engländern und Franzosen gesprengten Malakow-Turm den gleichen, heute nicht mehr üblichen Namen „Malakow".

Etwas weiter nach dem Schloß zu steht ein dem mit der Geschichte des Schlosses unbekannten Besucher unverständliches Gebäude, ein zweigeschossiger, im unteren Teil



Kaiser Wilhelm I. vor der Ausfahrt mit seinem Schimmelgespann. Photographie

offener Bau aus roten Backsteinen, die Gerichtslaube, ein Vorbau des alten Berliner Rathauses an der Ecke der Spandauer und Königsstraße, den der Kaiser in seinem Park unter teilweiser Benutzung der alten Steine wieder aufbauen ließ. Das Sandsteinkapital des Mittelpfeilers der unteren Halle ist bemerkenswert durch die sinnbildliche Darstellung der menschlichen Torheiten. Der Pfeiler selbst ist als die versteinerte Linde oder Eiche gedacht, unter der die alten Deutschen ihre Gerichtssitzungen abhielten. Am Jahrestag der Schlacht bei Weißenburg, am 4. August 1870, wurde der erste Spatenstich zum Wiederaufbau des historischen Gebäudes getan.



Prinzessin Radziwill. Gemälde eines unbekannten Künstlers

Ein anderes Erinnerungsmal steht am Havelufer des Damenhäuschens, ein altersgraues, steinernes Bildstöckl mit einer Doppelbank, ein Geschenk des Großherzogs von Baden an den Prinzen Wilhelm. Es stand früher zwischen den Dörfern Bischweier und Muggenstein in Baden. Während des Gefechts bei Bischweier am 29. Juni 1849 hielt Prinz Wilhelm mit seinem Hofmarschall, dem damaligen Oberstleutnant Grafen von Pückler, dem späteren Oberhof- und Hausmarschall des Kaisers, in starkem Kugelregen. Das Bildstöckl erinnerte ihn an ein Bildwerk, das er kurz vor seiner Abreise für den Park geplant hatte. Zur Erinnerung an den Schlachttag schenkte es der Großherzog dem Prinzen, nachdem eine steinerne Platte mit dem Eisernen Kreuz und dem Datum daran befestigt worden war.

Geht man vom Maschinenhaus über den vom Glienicker Parkeingang zum Schloß führenden Hauptweg die Höhe hinauf, so kommt man zu der bereits erwähnten Schanze, einem Erinnerungsmal an den ersten Aufenthalt des Prinzen auf dem Babelsberge im Jahre 1811. Wenige Schritte gegenüber der Schanze steht in einer Waldlichtung ein Feldstein mit einer Inschrift, die diesen Platz als Grabstätte der „Sadowa“, des Leibpferdes König Wilhelms, kennzeichnet, das er in der Schlacht bei Königgrätz geritten hatte. Ein Gegenstück zu den Hundegräbern auf der Terrasse von Sanssouci. Das Fell des Pferdes wurde ausgestopft und steht heute noch, wenn auch nicht mehr im Marstall-Museum, so doch im Marstallgebäude zu Berlin, ebenso wie Friedrichs des Großen Leibpferd Condé.

Wenden wir uns von der Schanze wieder gen Westen, so kommen wir auf eine Anhöhe, die einen schönen Blick auf die Niederung des Nuthetals bietet. Hier steht als

Halbrund die Feldherrenbank, auf deren Rücklehne bis zum Jahre 1918 die elf bronzenen Büsten der in den Jahren 1864, 1866 und 1870/71 hervorragend beteiligt gewesenen Generäle: König Albert von Sachsen, Goeben, Manteuffel, Prinz Friedrich Karl, der Kronprinz, Moltke, Roon, Werder, der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin, Steinmetz und Herwarth von Bittenfeld. Den Helden des Schwertes gegenüber stand für sich allein die Büste Bismarcks.

Wieviel freundlicher ist dieses schlichte Feldherrendenkmal als der Obelisk im Park von Rheinsberg, den der Bruder Friedrichs des Großen, Prinz Heinrich, errichten ließ und auf dem er alle bedeutenden Feldherren des Siebenjährigen Krieges durch Nennung ihrer Namen ehrte, ohne seines königlichen Bruders zu gedenken.

Auf dem höchsten Punkt des Babelsberges, nicht weit von der Feldherrenbank, erhebt sich die Siegessäule mit der Rauchschen Viktoria, ein Gegenstück zur Siegessäule auf dem Belleallianceplatz in Berlin, die Friedrich Wilhelm IV. aus den gleichen auf den Rauener Bergen bei Fürstenwalde gebrochenen Monolithen errichten ließ.

Wir wenden uns wieder absteigend dem Schlosse zu, um dessen dem Park zugewandte Fassade kennenzulernen. Hier steht unmittelbar vor dem Schloß das Monumentalbildwerk des Erzengels Michael, von Kiß modelliert und von Fischer in Bronze gegossen. Der Engel steht in einem gotischen Umbau von rotem Sandstein und ist ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. zum Gedenken an die erfolgreiche Niederwerfung des badischen Aufstandes. Die Errichtung dieses Erinnerungsmals im Park von Babelsberg erfolgte gegen den Einspruch des Schloßherrn. Das gleiche Denkmal ließ der König zu Ehren der im badischen Feldzuge gefallenen preußischen Krieger auf dem Friedhof in Karlsruhe setzen.

*

Zwanzig Jahre lang nach des Kaisers Tode blieben Schloß und Park unverändert. 1908 plante Kaiser Wilhelm II. einen neuen Erweiterungsbau, der dem Oberhofbaurat Geyer übertragen wurde. Das Schloß sollte nicht nur vergrößert, sondern durch Licht- und Wasseranlagen heutigen hygienischen Anforderungen entsprechend hergerichtet werden. Es war zum Sommeraufenthalt des Kronprinzen Wilhelm und seiner Familie bestimmt. Schon war das Gelände links vom Schloß zum Neubau abgetragen, als der Plan wieder aufgegeben und Cecilienhof im Neuen Garten als Sommerschloß für die kronprinzliche Familie gebaut wurde. So blieb uns Schloß Babelsberg erhalten, wie es der Prinz und König und Kaiser Wilhelm geschaffen und länger als fünf Jahrzehnte (von 1841 bis 1888) bewohnt hat.



Aus dem Bibliothekzimmer in Schloß Babelsberg. Photographie

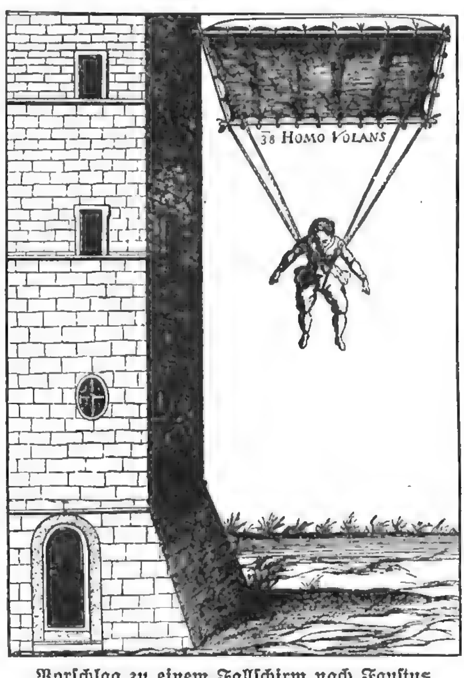
Der Sprung aus den Lüften

Von Dr. Albert Neuburger

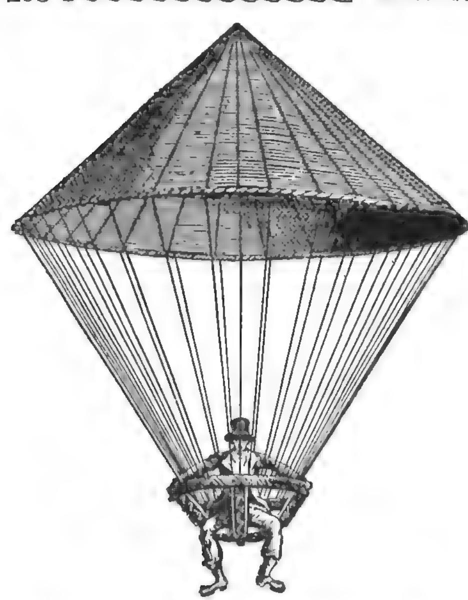
Der Absprung mit dem Fallschirm stellt vielleicht die höchste überhaupt denkbare Steigerung einer dramatischen Spannung dar. Für die Zuschauer sowohl, wie für den, der den Sprung ins Ungewisse wagt. Für ihn sind Entschlußkraft und Mut, kühles Abwägen und rasches Handeln nötig. Aus den Berichten läßt sich erkennen, daß die Vorgänge, wenn auch innerhalb gewisser Grenzen individuell verschieden, so doch im allgemeinen gleichartig verlaufen. Zunächst Erspähen der günstigsten Gelegenheit, Beobachtung der Windrichtung, der Höhe und sonstiger Umstände. Der Geist ist beschäftigt. Er wird abgelenkt. Es ist eigentlich nicht viel Zeit, an die Gefahr zu denken. Dann aber doch eine letzte Willensanstrengung! Im Fall, ehe sich der Schirm öffnet, vielleicht eine Art von Dämmerzustand, dessen Eintreten aber nicht mit Sicherheit feststeht. Erleichterung bei dem Gefühl, daß der Schirm richtig gearbeitet hat, daß man nicht mehr stürzt, sondern schwebt. Was nun kommt, hängt von der Örtlichkeit ab. Von der Luftströmung getragen gleitet der Schirm dahin. Nimmt er die Richtung nach einem sicheren Landungsplatz, nach einer Wiese oder einem Feld, so weicht auch die letzte Beklommenheit. Wälder dagegen, Ortschaften, Schornsteine, elektrische Leitungen und ähnliche Hindernisse einer glatten Landung können derart aufregend wirken, daß die letzten Augenblicke vor dem Aufsetzen als die schrecklichsten bezeichnet werden.

Was der Luftschiffer aktiv empfindet, wird beim Zuschauer zum passiven Erlebnis. Höher und höher steigt der Ballon. Er wird immer kleiner und kleiner. Oft ist er kaum mehr zu sehen. Wann wird der Sprung erfolgen? Wird er überhaupt noch abspringen? Warum springt er nicht? Fragen über Fragen, auf die es keine Antwort gibt! Da — endlich löst sich ein winziges Etwas! Ein Höhepunkt der Spannung ist überschritten, an den sich sofort eine neue Steigerung anschließt. Wird sich der Schirm öffnen? Wann? Hier werden Bruchteile von Sekunden zu langen Zeiträumen. Unheimliches scheint sich zu begeben. Erleichtertes Aufatmen! Der Schirm hat sich entfaltet. Allen ist wieder wohler zumute. Erneutes Absinken der Spannungskurve, dem sofort wieder das Ansteigen folgt: wie wird die Landung verlaufen?

Dieses Auf und Nieder der Gefühle hat den Absturz mit dem Fallschirm schon sehr früh zu einem Schaustück für die breiten Massen gemacht. Nachdem der Luftschiffer Garnerin im Jahre 1797 das Wagnis vollbracht hatte, von einem Luftballon aus 1000 Meter Höhe abzuspringen, erhielt der Fallschirm zunächst seine spätere Gestalt. Garnerin hatte sich den Fuß verstaucht, weil der Schirm während des Niedersinkens stark hin und her pendelte. Man brachte dann oben in der Mitte des Schirms ein kleines Loch an, durch das die unter ihm zusammengedrückte Luft entweichen konnte. Dadurch wurde das durch ihr seitliches Abströmen bewirkte Pendeln gemildert. Nun begann die Zeit zahlreicher Absprünge, die bis etwa zum Jahre 1830 währte. Dann gerät der Fallschirm merkwürdigerweise so ziemlich in Vergessenheit. Erst im Jahre 1886 erkennt der Amerikaner Balduin von neuem seinen Wert. In der ganzen Welt beginnen wieder die Abstürze, nicht immer mit glücklichem Ausgang. Weiterhin bleibt der Fallschirm in erster Linie Schaustück, bis der Weltkrieg ihm eine neue Rolle zuweist. Er dient als Rettungsmittel aus Fesselballon und Flugzeug. Zahlreiche Beobachter und Kampfflieger verdanken ihm ihr Leben. Das Abprin-



Vorschlag zu einem Fallschirm nach Faustus Verantius. 1617



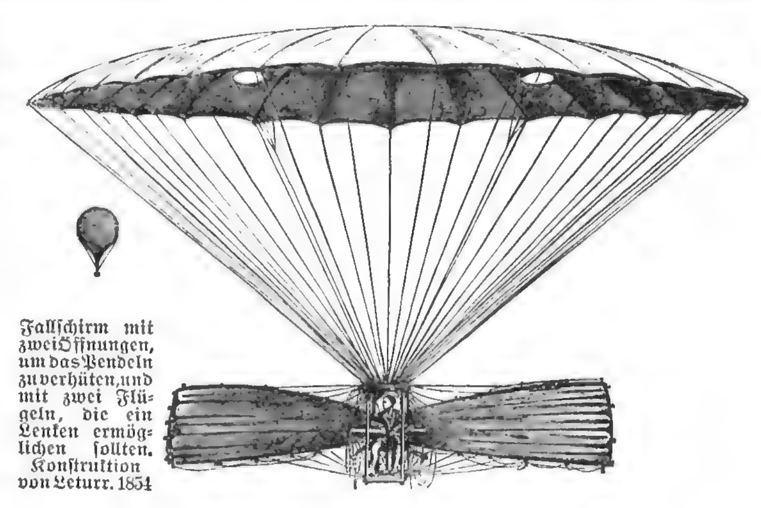
Fallschirm von Sebastien Lenormand. 1783

gen wurde systematisch geübt, ehe man Offiziere und Mannschaften an die Front entließ. Mancherlei Verbesserungen wurden am Schirm selbst angebracht, der aber im großen und ganzen immer noch die Form und Einrichtung zeigte, die ihm Garnerin gegeben hatte.

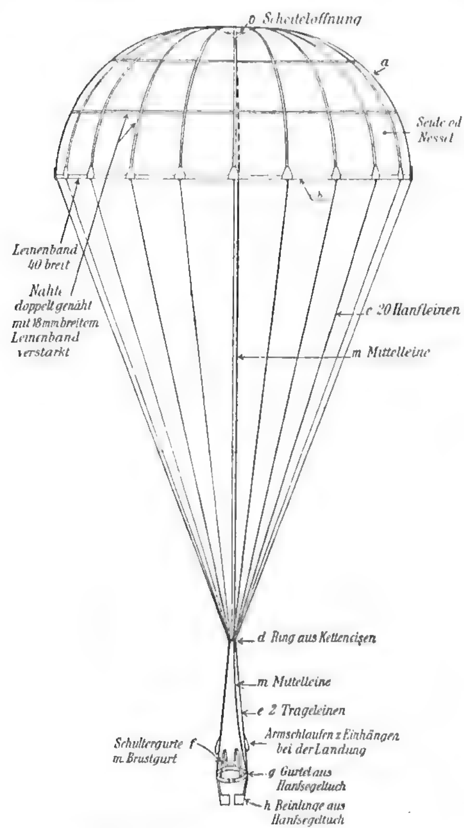
Nach dem Krieg fand der Fallschirm nur wenig Verwendung mehr. Die Zunahme des Luftverkehrs dürfte ihm aber vielleicht schon in nächster Zukunft wieder zu erhöhter Bedeutung verhelfen. Man rüstet Schiffe mit Rettungsbooten aus — wo aber bleibt das Rettungsboot des Flugzeugs? Diese Frage erscheint um so berechtigter, als sich ja die Geschwindigkeit im Luftmeer ständig steigert. Viele weisen auf die Sicherheit hin, die, wie die Erfahrung lehrt, ein Mitführen besonderer Rettungseinrichtungen unnötig machen soll. Es sprechen aber hier auch psychologische Momente mit. Schon das Bewußtsein, daß im Notfall derartige Einrichtungen zur Verfügung stehen, dürfte auf viele eine beruhigende und damit werbende Wirkung ausüben. Wie sich diese Angelegenheit weiter entwickeln wird, läßt sich heute noch nicht sagen. Aber jedenfalls ist es bemerkenswert, daß ihr die Technik bereits erhöhte Aufmerksamkeit schenkt. Insbesondere ist es Dr.-Ing. Waldemar Müller, der diese ganze Frage neuerdings einer eingehenden Betrachtung unterzogen hat und dabei zu beachtenswerten Ergebnissen gekommen ist.

Auf Grund seiner Untersuchungen ergibt sich etwa folgendes Bild: Dr. Müller hält den Fallschirm für ein dringend notwendiges Rettungsgerät für Luftfahrer, dessen weiterer Ausbildung insbesondere für den Gebrauch bei schnellen Flugzeugen die größte Aufmerksamkeit geschenkt werden muß. Der bisherige Fallschirm besteht (Abb. Seite 299) aus einer etwa halbkugelförmigen Tragfläche a. An ihr sind zwanzig Leinen c angebracht, die am Rande b angreifen und unten im Punkte d zusammenlaufen. Von diesem Punkte aus gehen zwei Trageleinen e nach unten, an denen der Gürtel g befestigt ist. Dieser Gürtel g wird um die Brust geschnallt. Von ihm aus gehen die Gurte f über die Schultern, während die aus Hanfsegeltuch hergestellten Beinlinge h die Beine umfassen. Die Befestigung des Abspringenden am Fallschirm ist also eine äußerst gründliche. Vor allem hält er sich durchaus nicht, wie viele glauben, mit den Händen an, die im Dämmerzustand oder aus physischen Gründen versagen können. Fallschirm und Mensch bilden ein einheitliches, untrennbares Ganzes.

Oben im Schirm befindet sich die, wie wir gesehen haben, bereits von Garnerin angegebene Scheitelöffnung o, die das Pendeln zwar nicht vollständig verhindert, aber die Pendelschwingungen doch einigermaßen



Fallschirm mit zwei Öffnungen, um das Pendeln zu verhüten, und mit zwei Flügeln, die ein Lenken ermöglichen sollten. Konstruktion von Leturr. 1854



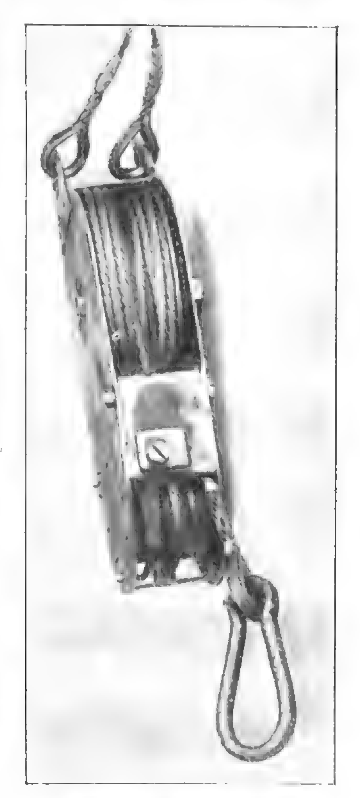
Der Luftschirm der letzten Jahrzehnte

verringert. Durch den Schirm führt die Mittelleine m herab. Zieht man an ihr, so ändert sich seine Form, er sinkt schneller. Sobald der Flieger den Boden erreicht hat, zieht er die Leine vollständig ein. Dadurch wird der Schirm umgeklappt. Ähnlich, wie ein vom Winde umgestülpter Regenschirm dem Druck der Luft keinen Widerstand mehr darbietet und uns deshalb durch sie nicht mehr aus den Händen gerissen werden kann, so auch hier: die Luft verfängt sich nicht mehr in der Kuppel des Schirms. Sie gleitet vielmehr an den trichterförmigen Außenwänden entlang. Bei diesem Abgleiten findet sie keinen Widerstand. Der Schirm bleibt liegen. Der Bodenwind kann ihn nicht fortführen. Erst mit diesem durch Ziehen an der Mittelleine herbeigeführten Umklappen hat der Absturz praktisch sein Ende erreicht.

Man hat nun noch mancherlei Konstruktionen geschaffen, die bezwecken, dem Fallschirm während des Absturzes eine andere Form zu geben, um das Herabsinken zu beschleunigen. Sieht der Abstürzende eine gute Landungsgelegenheit unter sich, so will er sie natürlich möglichst schnell erreichen. Er wird nervös, wenn der Schirm langsam weiter trudelt und ihn vielleicht nach einer gefährlichen Stelle führt. Deshalb hat man (Abb. S. 300 unten) z. B. Schirme geschaffen, bei denen mehrere Zugleinen c vorhanden sind. Durch diese Leine kann die Form des Schirms rasch verändert werden.

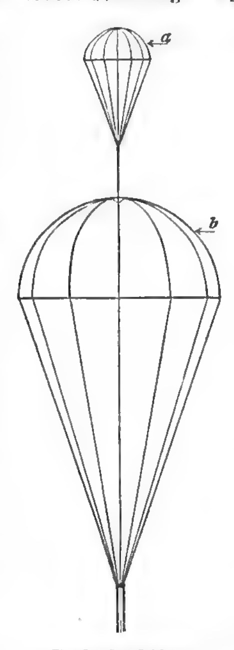
Soll nun der Fallschirm als Rettungsmittel für Ungeübte dienen, wie es ja beim Verkehrsflugzeug der Fall ist, so müssen an ihn besondere Ansprüche gestellt werden. Zunächst einmal handelt es sich darum, möglichst rasch und sicher vom Flugzeug wegzukommen. Der Schirm ist in bestimmter Weise zusammengelegt und befindet sich in einem Stoffbehälter, der am Gürtel befestigt ist. In einem bestimmten Abstand vom Flugzeug muß sich der Stoffbehälter öffnen und den Schirm freigeben. Es gibt nun zwei Wege, um die Öffnung des Behälters herbeizuführen. Entweder der Abstürzende öffnet ihn selbst oder die Freigabe erfolgt automatisch. Man kann es dem Ungeübten nicht überlassen, die nötigen Griffe zu tun. Die meisten würden in dieser Lage versagen, die soviel des Aufregenden mit sich bringt. Deshalb ist für den Flugverkehr die automatische Öffnung vorzuziehen.

Dann ist ein weiterer Umstand zu berücksichtigen. Beim Absturz bleibt der Schirm zunächst noch geschlossen. Erst nach einer bestimmten Zeit öffnet er sich. Die Entfaltung geht erst langsam, zum Schluß aber sehr schnell vor sich. In Abbildung auf Seite 300 unten erkennen wir die verschiedenen Formen, die der Schirm bei der Entfaltung



Bremse für Fallschirme

nacheinander annimmt. Auf die mit A bezeichnete Gestaltung folgt B, dann C. Je größer der Rauminhalt des Schirms ist, desto mehr Zeit verstreicht bis zur Entfaltung, da ja mehr Luft nötig ist, um den Schirm vollständig zu füllen. Man hat es also durch die Größe des Rauminhalts in der Hand, den Entfaltungsweg zu verlängern oder zu verkürzen. Deshalb wird man zum Absprung aus einem schnellen Flugzeug lieber einen großen Schirm wählen, der sich langsamer entfaltet. Der kurze Entfaltungsweg hat nämlich seine großen Gefahren. Zunächst einmal wirkt die beim raschen Öffnen unter dem Schirm verdichtete Luft mit starkem Druck gegen die Stofffläche. Dadurch kann ein Zerreißen herbeigeführt werden, was natürlich den sofortigen tödlichen Absturz zur Folge hätte. Dann aber würde kein Mensch den heftigen Stoß ertragen können, der sich bei einer sehr raschen Entfaltung ergibt. Der Schirm stürzt in die Tiefe. Plötzlich öffnet er sich. Die unter ihm sich verdichtende Luft stoppt ihn ab. Der am Schirm hängende Körper fällt mit der alten Geschwindigkeit weiter, dann überträgt sich urplötzlich die Bremsung des Schirms auch auf ihn. Seine Geschwindigkeit verringert sich von einem Augenblick auf den anderen ganz beträchtlich. Das entspricht praktisch einem außerordentlich starken Stoß.

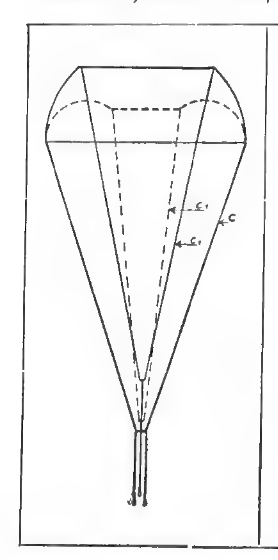


Stufenfallschirm

Man hat nun verschiedene Mittel erwogen, um diesen Stoß abzuschwächen. Zunächst Federn und Gummizüge. Beim deutschen Unz-Fallschirm und beim englischen Calthrop-Schirm hat man Federn zwischen den Fallschirm und den Menschen eingeschaltet. Die Federn können aber nur Stöße von nicht allzu großer Stärke aufnehmen. Außerdem schnellen sie wieder zurück. Der Mensch wird daher auf und ab bewegt. Er schwankt hin und her. Erst nachdem er, an der Feder hängend, einige Zeit lang auf- und niedergehende Bewegungen ausgeführt hat, kommt er schließlich zur Ruhe. Daß diese Art der Abmilderung des Stoßes für ihn nicht sehr angenehm ist, bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen.

Um eine bessere Abschwächung des Stoßes zu erzielen, hat man am Fallschirm eigene Bremsen angebracht. Eine derartige Bremse, wie sie von den B. C. Textilwerken Tempelhof zu Versuchszwecken hergestellt wurde, zeigt die Abbildung auf Seite 299.

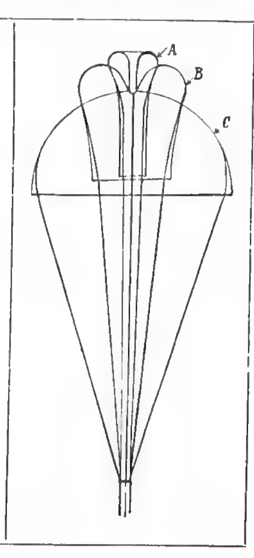
Ein weiteres Verfahren, den Stoß bei der Entfaltung des Schirms abzuschwächen, besteht darin, daß man den Schirm in einzelnen Stufen zur Entfaltung bringt. Der Stufenfallschirm kann in verschiedener Ausführung hergestellt werden. Er kann z. B. aus zwei (Abb. Seite 300 oben) übereinander angebrachten Schirmen bestehen, von denen sich der kleinere a zuerst, der größere b später öffnet. Es gibt eine ganze Anzahl von



Links: Fallschirm mit mehreren Zugleinen c



Rechts: Darstellung der Formen, die der Fallschirm beim Entfalten annimmt





Stufenfallschirm
Erster Abschnitt der Entfaltung

Konstruktionen, die auf dieser Grundlage beruhen. Eine andere Art des Stufenfallschirms ist der Ringschirm. Er besteht aus einem Stoffring, in dem der übrige Teil des Schirms in Form eines Bündels hängt. Bei einem Absprung oder Absturz öffnet sich zunächst nur der äußere Ring, der ein großes Luftloch einschließt, durch das die Luft entweichen kann. (Abb. Seite 301). Dann schwebt dieses Bündel von unten her in dieses Luftloch hinein und entfaltet sich hier (Abb. Seite 301). Mit dieser zweiten Stufe der Entfaltung ist der Stufenfallschirm vollkommen geöffnet. Zwischen Innenteil und Ring bleibt ein schmaler, offener Rand, durch den auch weiterhin ein Entweichen der Luft stattfinden kann, so daß der ganze Schirm langsam zur Erde niederschwebt, ohne daß seine Teile bis zu einer Gefahr drohenden Grenze beansprucht werden.

Wir verfügen also über hinreichende Mittel, um den Absturz aus dem Flugzeug stoßfrei zu machen, um so mehr, da wir verschiedene dieser Mittel miteinander vereinigen können. Der Rauminhalt des Schirms sowie seine Form lassen sich den gegebenen Verhältnissen anpassen. Diese Tatsache ergibt die Möglichkeit, Fallschirme herzustellen, die nicht nur für den Menschen, sondern für das ganze Flugzeug in Betracht kommen. Auch große Geschwindigkeiten können abgefangen werden, sobald man nur den Schirm groß genug macht. Dr. Müller ist der Ansicht, daß man bei sehr hohen Geschwindigkeiten von 300 bis 400 Kilometer die Stunde kleine Flugzeuge am besten vollkommen durch Riesenschirme abfangen wird. Bei diesen Geschwindigkeiten ist es ja auch gar nicht mehr möglich, das Flugzeug zu verlassen und abzuspringen. Ist das Flugzeug durch den Riesenfallschirm abgefangen und zur Ruhe gekommen, so können die Fahrgäste — jeder für sich — noch mit kleinen Fallschirmen abspringen. In vielen Fällen wird dies infolge der Wirkung des großen Schirms aber gar nicht nötig sein.

Wir fügen hinzu, daß praktische Versuche, die in Amerika durchgeführt wurden, tatsächlich die Möglichkeit ergeben haben, ganze Flugzeuge mit Hilfe von Fallschirmen sicher zur Erde zu bringen. Der Militärflieger Oelze stieg mit einem mit Fallschirm versehenen Flugzeug, einem Doppeldecker, bis zu etwa 900 Meter Höhe auf. Dann ließ er das Flugzeug bei abgestelltem Motor in die Tiefe stürzen, nachdem er die Lösevorrichtung für den Fallschirm in Tätigkeit gesetzt hatte. Der Schirm entfaltete sich und wirkte vorzüglich. Er brachte das Flugzeug samt Piloten in etwas mehr als einer Minute sicher zur Erde. Der von Oelze benutzte Riesenfallschirm hatte einen Durchmesser von nahezu zwanzig Metern. Da auch die kleineren Fallschirme hinreichend erprobt sind, die zur Rettung der Insassen des Flugzeugs dienen sollen, so läßt sich wohl heute schon behaupten, daß der Luftverkehr über Rettungsmittel verfügt, die in bezug auf Wirksamkeit hinter denen anderer Verkehrsmittel nicht zurückstehen.



Stufenfallschirm
Zweiter Abschnitt der Entfaltung:
Vollständige Öffnung

Der Doppelgänger

Erzählung von Theophile von Bodisco

Die Kinder nahmen mit ungeheurer Lebendigkeit das geheimnisvolle Geschehen auf. Schon immer hatten sie es gewußt, daß der Großvater, diese überaus hohe, herrschende Gestalt, einen unheimlichen Begleiter hatte, der sich ab und zu zeigen sollte. Aber etwas aus weiter Ferne wissen oder es selbst aus nächster Nähe erleben, war etwas Grundverschiedenes. Das Gerücht, das zuerst flüsternd in den Bedientenstuben auftauchte, dann den Weg über die Bonnen zu den Kindern nahm, war von den Erwachsenen nicht widerlegt worden. Der Doppelgänger des Großvaters war wirklich erschienen. Wer ihn gesehen, wie alles verlaufen war, blieb zunächst noch Geheimnis, doch das Unheimliche war Wirklichkeit geworden; es wehte jetzt so schauerlich verhalten durch das große weiße Schloß.

Die Kinder, eine ganze Schar, aus zwei Familien stammend, führten, so verwunderlich das bei den streng bewahrten äußeren Formen des Schloßlebens scheinen mochte, ein eigenes freies Leben. Es wohnten hier soviel Menschen, der ganze Anhang eines großen Hauses. Aus der Monarchie der Erwachsenen sah man lächelnd auf die Republik der Kinder hinab. Die Kinder wieder empfanden die Welt der Erwachsenen als sehr abgegrenzt von der ihren, ja, es waren zwei große Kapseln, die gegeneinander abgeschlossen blieben.

Die kleine Marie Therese, meist bloß Trou genannt, hatte das Geschehen mit dem Großvater mit besonders leidenschaftlicher Gefühlskraft an sich genommen. Sie trug noch ein schwarzes Kleid, da ihr Vater, der Kammerherr mit den vielen Orden, der so schön von den russischen Kaisern und vom Hof erzählt hatte, vor einigen Monaten gestorben war. Trou war ein unruhiges Kind, sie liebte es, auf die höchsten Bäume zu klettern und oben in den Wipfeln zu schaukeln und zu singen, aber wenn sie wieder hinunterstieg, war ihr Gesicht ganz unbewegt, höchstens ein wenig bleich. Trou sprang höher und lief schneller als ihre Altersgenossen, war oft nicht zu bändigen, dann aber wieder blieb sie stundenlang still und versonnen, lag auf dem Rücken im Grase, sah auf die Wolken und den Himmel, bis ihre treue kleine Kusine und Spielgefährtin Kara ihr endlich ungeduldig zurief, doch wieder zurückzukommen. Trou versteckte sich auch zuweilen vor den anderen Kindern, saß dann im Dunklen, die Fäuste an die Augen gepreßt. Sie nannte das bei sich selbst: innerlich fliegen. Sie sah dann farbig rollende Kreise, herrliche bunte Flecken, Sterne blitzten auf. Es war zauberhaft. Das Kind liebte es auch, nachzudenken. Es griff dabei gleich nach dem Höchsten: was war eigentlich Gott, gab es Gott und gab es wirklich eine Ewigkeit? Waren Himmel und Hölle nicht dasselbe wie Hänsel und Gretel oder Schneewittchen?

Trou vertraute ihre Gedanken niemand, Kara hätte sie nicht verstanden, und Mama, so schien es ihr, wollte sie nicht verstehen. Mama war immer so weit, sie lebte eben auf ihrem eignen Stern. Ein jeder Mensch hatte seinen eignen Stern. Es schien bloß so, als gehöre man zusammen. Das war Trous Lebenserfahrung. Einmal sah sie durch ein umgekehrtes Opernglas, alles war so ganz klein, ganz weit. „So wie Mama," sagte Trou und legte unmutig das Glas wieder hin. Ja, Trou konnte niemand so richtig alle ihre Nöte sagen, höchstens hätte sie noch mit ihrem Vetter, mit Ralf, über sie sprechen können, aber er lachte sie zu oft aus. Der Großvater allerdings mußte viel wissen, doch war es nicht lachhaft zu denken, dieser alte, vornehme, große Herr wolle in das Herz seiner kleinen Großtochter, das sich selbst nicht verstand, hineinsehen? Das durfte sie gewiß nicht glauben, vollends nun, da der Großvater so ins Ungeheuerliche wuchs. Er war beschattet vom Unbegreiflichen, das erschien Trou ganz furchtbar traurig, ja, schwer mußte es ihm erscheinen, so ganz anders als alle anderen Menschen zu sein . . .

„Trou, Trou, wo bist du?" riefen Ralfs und Karas Stimmen.

Trou machte den Ton, mit dem sie sich stets zu erkennen gab, und kroch aus ihrem Versteck.

„Ralf weiß jetzt alles von Apapas Doppelgänger, er wird es uns erzählen," flüsterte Kara erregt, Trous Hand ergreifend. „Komm, wir sollen auf den Boden gehen."

Wie war das doch geheimnisvoll. Trou hüpfte einige Male vor Freude und Ungeduld. Wie groß, wie dämmerig und verstaubt, wie unergründlich schauerlich war nicht dieser Boden. An der einen vorspringenden Wand die verspritzte Blutspur. Ein Majoratsherr, so hieß es, hatte vor vielen Hunderten von Jahren hier seine Frau ermordet. Sie spukte seitdem als

weiße Frau in der Nacht ihrer Ermordung durch die vielen Zimmer und erschien dem jedesmaligen Majoratsherrn.

„Setzt euch," flüsterte Ralf. Er war ein langer, magerer Junge von dreizehn Jahren, ein wenig kränklich und von seiner Mutter verhätschelt.

Kara im rosa Musselinkleidchen drückte sich fröstelnd an Trou, die die stickige Bodenluft mit gespreizten Nasenlöchern tief einzog.

„So war es also, so hat Mami es mir erzählt," begann Ralf, immer noch leise sprechend, „sie selbst hat Apapa gesehen."

„Oh!" machten Trou und Klara mit großen Augen.

„Ja. Darum war sie auch damals zwei Tage lang krank." Ralf sprach wichtig. „So also war es. Mammi stand mit der Kunze am Wäscheschrank im großen Vorzimmer, und sie nahmen beide Wäsche heraus. Mammi wendet sich, da sieht sie, wie am anderen Ende des Zimmers Apapa durchgeht. Ganz braun ist er angezogen. ‚Papa,' ruft sie erstaunt, ‚bist du schon aufgestanden?' Aber Apapa sagt nichts, er geht mit einem fremden Gang. ‚Sahen Sie, wie merkwürdig . . .' sagt Mammi und faßt die Kunze an der Hand. ‚Da ging doch jemand hinaus . . .?' fragt die. ‚Jawohl, der Graf . . .' sagt Mammi und fängt an zu zittern. Sie hat furchtbares Herzklopfen. ‚Was ist denn, Frau Gräfin?' fragt die Kunze, aber Mammi kann nicht sprechen. ‚Ich bringe jetzt die Wäsche ins Zimmer des Grafen, da er doch weg ist,' sagt die Kunze und geht mit einem großen Packen Wäsche in Apapas Zimmer. Aber sie kommt gleich wieder zurückgelaufen mit der ganzen Wäsche und ist ganz blaß im Gesicht. ‚Der Graf ist im Schlafzimmer,' sagt sie. Mammi sinkt auf einen Stuhl. ‚Ach Gott!' sagt sie. Die Kunze streichelt sie und weiß nichts zu sagen. ‚Sie meinten doch auch,' fragte Mammi, ‚der Graf wäre erst eben hier durchgegangen?' — ‚Ach ja, Frau Gräfin, und Sie meinten doch selbst, Sie glaubten doch . . .?' — ‚Sprechen Sie nicht davon, sprechen Sie nie mehr davon!' ruft Mammi und weint vor Angst."

Trou und Kara seufzten schwer auf. Trous Zähne klapperten aufeinander, sie stieß hervor: „Sah Apapa, sah — der andere Apapa genau so aus wie er selbst?"

„Ja, genau so, und doch sagt Mammi, sie hätte es nicht beschreiben können, wie er eigentlich aussah. Der Umriß der Gestalt, die Züge, alles war unverkennbar Apapa, aber dieser andere Apapa schien ihr kein Alter zu haben. Und dann — er sah sie mit so leeren Augen an."

„Mit so leeren Augen . . .?" hauchte Trou.

„Ja. Und Mammi sagte auch, daß, wenn sie jetzt daran denke, fühle sie sich wie von einer anderen Welt berührt."

Trou saß ganz steif da, aber es tönte in ihr: ‚von einer anderen Welt . . .' Kara sah scheu auf Trou hin. „Pfui, wie schauerlich!" rief sie plötzlich und versteckte ihr Gesicht an Trous Schulter.

„Und was nun?" fragte Trou.

„Wieso, was nun?" fragte Ralf entgegen. „Was jetzt wird, meinst du? Nichts wird sein, es wird sein wie immer. Wir wußten es doch alle, daß Apapa einen Doppelgänger haben sollte und daß man ihn oft gesehen hat, wie er noch Offizier war. Nun hat man ihn eben auch hier gesehen, das ist alles."

„Jesus erschien auch seinen Freunden, und sie glaubten, er wäre ein Fremder," begann Trou zögernd, aber Ralf schnitt ihre Worte mit wegwerfender Handbewegung ab. „Ich glaube, daß wir alle Geister sind," fuhr Trou erregt fort. „Was glauben denn die großen Menschen, was ein Doppelgänger ist?"

„Ja, da kannst du alle Professoren fragen, sie wissen das alle nicht," antwortete Ralf. „Aber es ist klar, daß es viele Doppelgänger unter den Menschen gibt. In einigen Ländern sind sie häufiger, in andern seltener."

„Kann ein Doppelgänger auch sprechen?" fragte Kara.

„Es scheint nicht. Glaubt nur ja nicht, daß ein Doppelgänger etwas Gewöhnliches ist, in gewöhnlichen Familien kommt er überhaupt nicht vor, wenn wohl auch nicht alle Grafengeschlechter einen haben. Er ist eben etwas Besonderes," schloß er, sich mit einem leichten Anflug von Männlichkeit aufrichtend.

„Ja, etwas Besonderes . . ." wiederholte Trou. „Kann er auch an mehreren Stellen zugleich sein?"

Ralf stutzte. „Aber nein, gewiß nicht, der Doppelgänger, das ist eben ein anderer. Der andere, verstehst du nicht, Trou?"

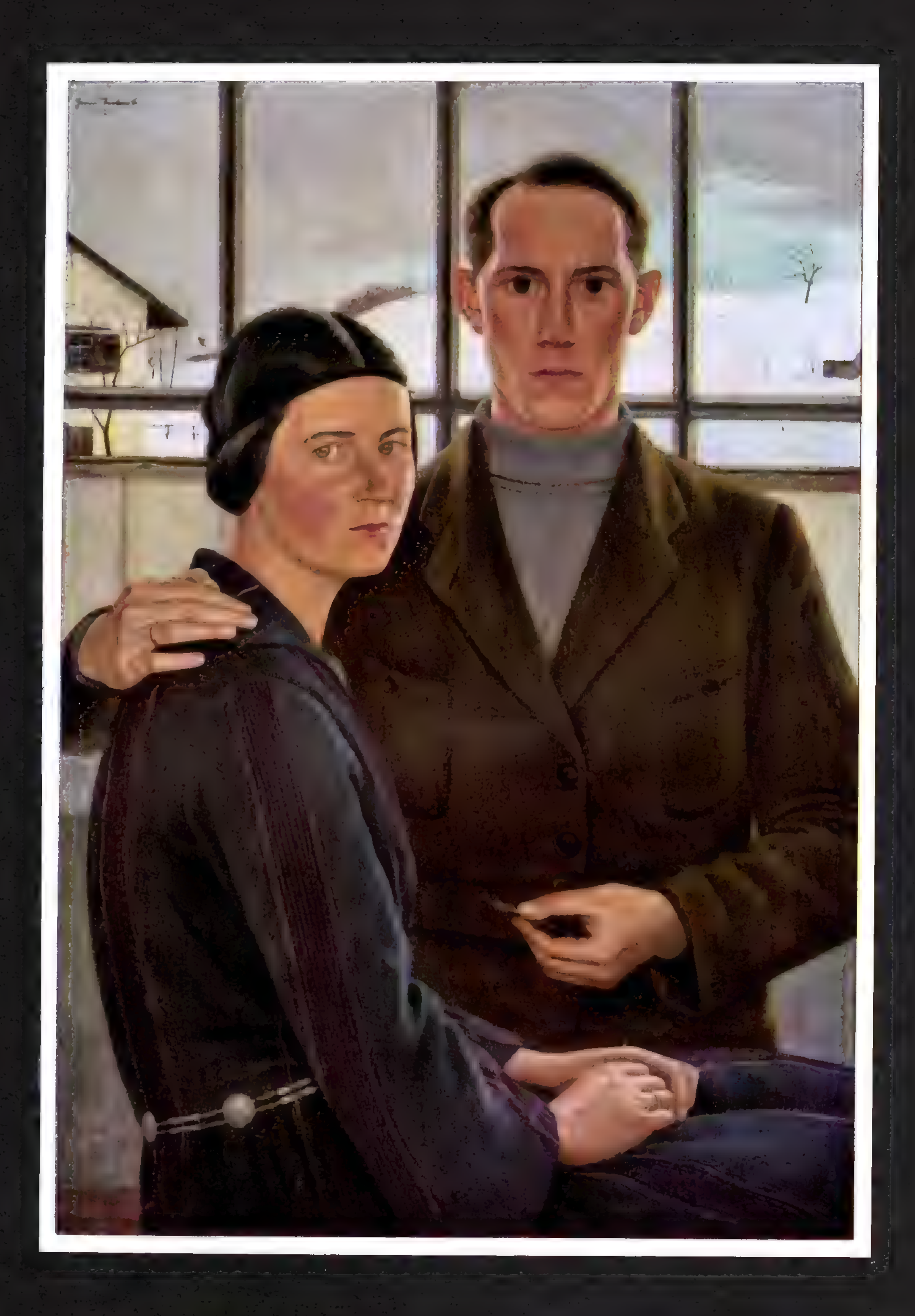
„Ja, ja, das verstehe ich schon," sagte Trou schnell, „gerade das: der andere. Der andere in uns." Ganz benommen stieg sie die Bodentreppe hinab.

⋆

Wie eine Sage wächst und sich befestigt, bis sie aller Eigentum wird, so geschah es mit der Erscheinung des Doppelgängers. Jetzt waren es schon viele im Schloß, die ihn gesehen haben wollten. Der Heizer, ein schattenhafter, uralter Greis mit erloschenen hellblauen Augen, sagte aus, daß der alte

Graf sich über ihn gebeugt habe, als er noch in halber Nacht vor einem der mächtigen Kachelöfen kniete. Die Kinder sahen in der Dämmerung scheu in die Ecken und vermieden die dunklen Zimmer. Ralf schlich häufig um den großen Stuhl des Großvaters im Kaminzimmer in der schauervollen Hoffnung, den Doppelgänger da sitzen zu sehen. Trou beobachtete den Vetter dabei, fühlte die gespannte Atmosphäre, aber es war doch zugleich etwas in ihr, das sich dagegen auflehnte. Es schien ihr so, als wolle niemand das Geheimnis des Doppelgängers so recht verstehen. Sie empfand, daß hier etwas Verborgenes lag, das in letzte Tiefen griff. Sie wußte sehr wohl, daß wir etwas in uns tragen, von dem wir nur sehr wenig wissen. Oft schien es ihr, als wären tief im Menschen offene Tore, durch die man entschlüpfen könne, ganz weit, weit fort. Aus dem Verborgenen in uns kommen zuweilen so sonderbare Antworten. Wer sprach von da aus? Trou hatte versucht, aus Kara herauszulocken, ob auch in ihr solch verborgenes Volk wohne, aber Kara, trotz ihrem großen Einfühlungsvermögen, hatte sie nicht verstanden. Trou mußte jetzt soviel an geheimnisvolle Dinge denken, soviel, daß sie unaufmerksam wurde in den Stunden und häufig getadelt ward. Sie fühlte es so, als triebe sie Entscheidendem, Großem entgegen. Dann hatte sie schließlich in einer Nacht ein seltsames Erlebnis.

Sie konnte nicht einschlafen. Ein sausender, langatmiger Wind strich an den Fenstern vorüber, seufzte im Korridor, in den Kaminen. Die Bonne im Nebenzimmer schnarchte schon, die kleinen Geschwister atmeten tief und zart. Der goldene Lichtstreif unten an Mamas Tür war erloschen. „Mama," hatte Trou heute abend gefragt, „kann ein Doppelgänger sich vererben?" — „Unsinn," war Mamas Antwort gewesen, „was sprichst du nur, denke überhaupt nicht daran." Nicht daran denken! Konnte man denn Gedanken aufhalten? Warum hatte Mama wieder nicht verstanden, was sie gemeint hatte? Ach, sie meinte so oft etwas andres, die kleine Trou, sie konnte sich nur nicht ausdrücken. So war es auch in diesem Fall: sie wollte ja nur eines, daß der Doppelgänger nicht etwas furchtbar Schauerliches sei, vor dem sich alle fürchteten. Sie wollte nicht, daß er ganz allein auf dem Großvater ruhen sollte. Nein, sie wollte es nicht, daß sie alle auf der einen Seite standen und Apapa ganz allein auf der anderen. Bei diesem Gedanken füllten Trous Augen sich mit Tränen. Wie schwer doch die Dunkelheit war, sie lastete wie ein dichter, schwarzer Sammetmantel auf ihr. Von weitem schlug die Uhr, es mußte jetzt halb eins sein. Der Schlag verweilte in der Stille, als riefe er: ‚Schlafe noch nicht, Trou, es ist ja Geisterstunde.' Die Erwachsenen waren jetzt alle in ihren Zimmern verstreut, Nachtmenschen wären sie nun geworden. Trou hatte es einst voll tiefem Schrecken erkannt, daß es so etwas wie falsche Haare, falsche Zähne und noch so manches andere Erstaunliche gab. ‚So in der Nacht,' dachte sie ‚hört doch die ganze Maskerade des Tages auf.' Sie versuchte es immer wieder, einzuschlafen, aber es gelang ihr nicht. Alle Zimmer des großen Hauses zogen langsam an ihr vorüber wie Bilder der Laterna magica. Nun kam der große Saal mit all den Ahnen. Ein Locken ging von den so bekannten Bildern aus. ‚Komm, sieh uns doch an, wenn wir ganz allein sind unter uns,' sagten sie. Trou setzte sich auf, ihr Herz klopfte. Ganz leicht schlug sie die Bettdecke zurück, wie auf Befehl ging sie zur Tür. Hier blieb sie einen Augenblick lang stehen, das weiße Nachtkleid reichte ihr tief bis zu den Füßen, deren Zehen sich fröstelnd zusammenkrallten. Nein, die Tür knarrte nicht. Wie schwarz doch der Korridor war, als ginge Trou in einem Schlauch dahin. War irgendwo ein blasser Mond versteckt, oder machten es die großen Laternen, die vor dem Hause brannten, daß sich die mächtigen Fenster als hellere Vierecke abhoben? Die Gegenstände, kaum angedeutet, erstanden mehr aus Trous genauer Bekanntschaft mit ihnen. Sie erschienen ihr anders jetzt in der Nacht, sie hätte sich nicht gewundert, wenn der große, geschnitzte Schrank mit einem langen Arm nach ihr gegriffen hätte. Zögernd tastete sie sich weiter. Nun stand sie im Ahnensaal. Sie wußte um jedes Bild, jede Rüsche, jeden Degenknauf, jedes Paar Augenbrauen. Sie glaubte alles zu erkennen. Wie der König Gustav Wasa doch wieder so gelb aussah und starr, ganz wie eine Leiche! Und der Feldmarschall, war der nicht noch mächtiger und böser als am Tage? Sie stand da und lauschte, jeder Muskel an ihrem zarten Körper war angespannt. Und während sie so ganz still dastand, ging etwas Merkwürdiges mit ihr vor. Es war noch Geisterstunde, sie hatte sich immer vor Geistern gefürchtet, nun aber, in Vorbereitung und Erwartung, daß irgend etwas Großes geschehen sollte, war alle Furcht vollkommen von ihr gewichen. Es war geradezu so, als wäre sie ausgetauscht oder als träume sie. Um sie raunten leise die Dinge der Nacht, sie hatte eine Schwelle



Meine Frau und ich. Gemälde von Hermann Tiebert

überschritten, stand wie in einem anderen Leben . . .

‚Oh, ich verstehe,' dachte die kleine Trou, ‚ich verstehe. Ich bin es, die hier steht, und ich bin es doch nicht. Eine andere Trou bin ich nun. Die geträumte Trou, die aus mir herausging, bin ich nun, die andere. Die eigentliche Trou, die liegt da im Bett zwischen Mamas Zimmer und dem der Kleinen und fürchtet sich. Sie liebt nicht die dunkle, schwarze Nacht. Sie füllt das Bett aus, ja, das Bett ist gewiß nicht leer. Wie aber, wenn mir nun, mir, der anderen Trou, der andere Apapa begegnet, der Apapa, der ausgeschickt wird — denn alle Menschen und alle Dinge können etwas aus sich herausschicken — wie soll ich ihn dann begrüßen, was geschieht, wenn ich ihn sehe?' Was für eine seltsam starke Stille war nicht um Trou. Leise, traumhaft ging sie weiter bis ins Kaminzimmer, bis zu jenem großen Stuhl des Großvaters. Es war zu dunkel, um hier wirklich etwas zu sehen, aber dennoch — saß da nicht jemand im Stuhl? Eine kleine, kalte Hand streckte sich aus und tastete. Nein, es war nichts. Trou zitterte, mit einem Satz sprang sie in den Stuhl, kauerte sich fröstelnd zusammen. Ihr Herz raste. ‚Nein, nein, dies ist alles gar nicht schauerlich,' versuchte sie sich immer wieder einzureden. ‚Armer, armer Apapa, alle haben sie dich verleumdet. Nicht schauerlich ist dies, sondern nur natürlich, wie auch die andere Trou, die ich jetzt bin, nur natürlich ist.' Aber da, schurrte da nicht ein langsamer Schritt heran? Trous Glieder wurden ganz steif, ihre Haut sträubte sich, daß sie hart wurde und porös. ‚Nein, nein, es ist nichts, es ist nichts,' sagte sich Trou, aber sie glitt doch vom Stuhl herab und ohne anzuhalten und ohne sich umzusehen lief sie auf ihren kleinen, bloßen Füßen bis in ihr Zimmer. Vor dem Bett stehend streckte sie die Hand aus. Tastete sie ihr Bett ab. Oh, kleine Trou, ist das Schauspielerei, ist das Wahrheit? Ach, können wir Erwachsenen das denn allemal bei uns selbst unterscheiden? So wie Trou im Bett lag, fühlte sie nachträglich eine gewaltige Furcht. ‚Aber die Trou im Saal, die andere Trou, die hat sich doch nicht gefürchtet . . .?' dachte sie zusammenschauernd.

*

Kara und Ralf wollten es nicht glauben, daß Trou ganz allein in der Nacht durch das Haus gegangen war und sogar in Apapas großem Lehnstuhl gesessen hatte. Als Ralf den Kopf schüttelte, wurde Trous Gesicht kalt und hochmütig. Mit ruhiger Stimme sagte sie, sie hätte es jetzt entdeckt, was ein Doppelgänger wäre, er sei nämlich gar nichts Besonderes, sondern etwas ganz Natürliches. „Bloß eine Teilung ist es, das kann uns allen passieren, sonst nichts."

Ralf starrte sie an, dann platzte er lachend heraus: „Seht doch Trous Gesicht, jetzt glaubst du wohl, daß du auch einen Doppelgänger hast?"

Trou wandte sich wortlos. Sie kam sich seit dieser Nacht verändert vor, so wie abseits von den anderen. Sogar ihr Gang war nicht mehr der gleiche. Der Name Bachstelze, den man ihr oft gab, wäre heute verfehlt gewesen. Sie ging heute ganz gerade, alle drolligen Serpentinen, zu denen sie sonst durch die großen Zimmer verführt wurde, fielen aus. Das Erlebnis der Nacht lag zwar weit hinter ihr, erschien ihr fast wie ein Traum, aber sie wußte, daß es doch eine starke Wirklichkeit war. Nach Ralfs, ihr so verächtlich erscheinenden Worten, begann ein Vorsatz, der im Unbewußten keimte, hervorzusteigen und nach Form zu suchen. Zum Frühstück konnte sie nichts essen. Es saß ihr ein Stück in der Kehle. Sie fühlte, wie sich spöttische Augenpaare auf sie richteten. ‚Schadet nichts,' dachte sie, ‚um so mehr wächst die andere Trou.'

„Warum ißt du denn nichts?" fragte einer der großen Vettern. Ralf mußte also geklatscht haben. „Du gerade müßtest doch viel essen, denn ich habe sagen hören, daß Leute, die nachts umgingen, besonders hungrig wären am Tage. Es muß doch wohl sehr anstrengend sein?"

„Was muß anstrengend sein?" fragte Trou entgegen, und ihr Gesicht war mit einemmal ganz weiß und doch glühend, die Augen sehr dunkel und drohend. „Einen Doppelgänger zu haben, meinst du?"

„Que dit-elle?" flüsterte die Französin der Gouvernante zu, die der Kinder Gespräch gehört hatte und mißbilligend den Kopf schüttelte. Die Vettern gaben sogleich das Necken auf, als sie bemerkten, daß die Lehrgeister zuhörten. Sie sprachen davon, daß sie nach dem Frühstück in den großen Wald fahren wollten zu den Holzhauern.

„Wir auch, Trou, nicht wahr?" flüsterte Kara, die Trou heute stets mit ängstlich fragenden Augen ansah.

„Du ja, ich nicht, ich habe Kopfschmerzen," sagte Trou abweisend.

„Sehr begreiflich," flüsterte einer der Vettern, „so etwas ist sehr ermüdend für den Kopf."

Trou sah nicht auf. Sie wies Kara, die ihr in ihr Zimmer folgen wollte, schroff ab. Sie streckte sich lang auf ihr Bett aus und schloß die Augen. Nicht darum lag

Trou so still, weil sie müde war, auch fühlte sie keinerlei Kopfschmerz, wie sie vorgegeben hatte. Sie lag einfach deshalb da, weil sie auf etwas wartete. Sie lag so still da, als wäre sie tot. Da, mit einemmal schnellte sie auf, band sich ein Tuch um, zog die Brauen finster zusammen und lief hinaus. Sie lief durch den Korridor zu einer verborgenen Treppe, tastete sich hinab, kam in den breiten Korridor bei den Dienstbotenzimmern. Von dort aus trat sie hinaus, lief hinter Büschen und Hecken zum Park, durchquerte ihn und erreichte den Wald. Ach, Trou kannte ja jeden verborgenen Weg, jede Wegkürzung durch alle die vielen herrlichen Räuber- und Wanderspiele! Jetzt war sie schon nah an der Lichtung, wo die Holzhauer arbeiteten. Ganz bleich und atemlos blieb sie stehen. Da — fernes Rollen. Sie ging nah an den Fahrweg heran, hier mußte sie bleiben. Sie begann langsam im Wald dahinzugehen, mit schleppendem Gang, als wären ihre Füße gebunden. ‚Jetzt wächst sie,' empfand sie. ‚Jetzt ist sie da, jetzt bin ich wieder die andere geworden.' Ihre Gebärden, ihr Gesicht nahmen etwas Fremdes, Geisterhaftes an, sie schloß einen Augenblick lang die Augen. ‚Die wirkliche Trou liegt auf dem Bett, ganz still, wie tot liegt sie da . . .' Das Rollen war jetzt ganz nah. Trou richtete den Blick starr nach vorn, sah nur die grau-lila Stämme der Kiefern, sah sie eigentlich nicht, denn es sauste in ihren Ohren so stark, daß sie sich davongetragen fühlte, ganz weit, weit weg. Sie hörte auch nichts, glaubte wenigstens nicht zu hören, daß der Wagen schnell vorüberfuhr, daß eine bekannte Stimme aufkreischte, daß eine andere Stimme ihren Namen rief. Was gingen die anderen Menschen diese schattenhaft erstarrte Trou denn an? Dennoch, es war etwas zu ihr gedrungen, jähe Furcht erfaßte sie, sie mußte fort, sich verbergen. Das prickelnde, seltsame Gefühl, aus Angst, Tollkühnheit und Lust gemischt, das sie stets überkam bei Fang- und Versteckspielen, fiel über sie her. Dort — das Dickicht! Trou arbeitete sich keuchend durch, als wäre eine Meute wütender, kläffender Hunde hinter ihr her. Sie lief wie gehetzt, bis sie oben in ihrem Zimmer war. Hier warf sie sich wieder aufs Bett und zog die Decke über den Kopf. Aber die brennende Sonne, der frische Wind, der Wald, das Wagenrollen, alles kam mit unter die Decke, bedrängte sie so sehr, daß sie sie wieder abschleuderte. Sie versuchte, sich noch länger auszustrecken und langsam zu atmen, bis ihr Herz sich allmählich beruhigte. Schritte kamen zur Tür, eine Spalte öffnete sich, Flüstern ertönte. „Ja, sie liegt da." Das war Karas Stimme, die sprach. „Siehst du, sie schläft?" Die Schritte entfernten sich wieder. Eine wilde Genugtuung schoß in Trou empor, zugleich aber fühlte sie ein leises, mahnendes Bangen. Wie diese dicken, vollgestopften Kissen doch rauschen konnten, ganz wie die Wellen der See rauschte es aus ihnen entgegen! Dazu fing das Bett jetzt noch an zu schaukeln. ‚Wohin trägt es mich nur...?' war Trous letzter Gedanke, dann fiel ein tiefer Schlaf über sie.

*

Trou, Trou!" ganz erschreckt leuchtete die Bonne mit einem Licht in Trous Gesicht. Es hatte schon sechs geschlagen, Mittagsstunde. Trou fuhr auf, verstand nichts, war ganz benommen, aber sie sprang doch auf. Es war nun keine Zeit mehr zum Umziehen. Sie wusch sich nur schnell die Hände, fuhr sich mit der Bürste übers Haar und lief zum Speisesaal. Hier standen schon alle hinter den Stühlen, den Großvater erwartend. Er trat gerade durch die großen Flügeltüren herein, als Trou durch die kleine Tür auf ihren Platz schlüpfte. Immer noch war sie nicht ganz wach, erst an den Augen der anderen Kinder erwachte sie, und zwar auf eine grausame Art, denn alle diese blanken Augenpaare sahen sie spöttisch an. Mademoiselle und die Gouvernante sprachen leise miteinander, stießen sich an und deuteten mit dem Kopf auf sie hin. Trou fühlte es so, als stände sie ganz allein auf einer Klippe. Um sie herum zischte und tobte ein böses Gewässer. ‚Warum sind sie alle so anders?' dachte sie. ‚Fühlen sie schon, daß ich etwas anderes bin wie sie? Ist es Mitleid mit der Fremdheit oder ist es Verachtung, weil auch ich . . .?' Sie sah zum Großvater hinüber, der liebenswürdig und ruhig wie immer mit seinen Nachbarn sprach. ‚Fühlte er es nicht damals auch so, als ob alle fremd und feindlich gegen ihn wären . . .?' Trou beugte sich über die dampfende Bouillon, sie nahm eine der kleinen Piroggen, die der alte Peter ihr anbot.

„Ach, Trou, warum denn, wir sahen dich alle, und Ralf glaubte wirklich —?" Ralf machte Kara ein Zeichen zu schweigen. Trou sah in sein Gesicht, es war bitterböse und kalt abweisend. Da empfand Trou mit einemmal, daß sie in etwas Furchtbarem stand, ja, es war geradezu so, als werde ihr das schreckliche Agamemnonsgewand übergeworfen, das den Tod herbeiführte. Ein kalter Schauer rieselte über sie hin. Oh, wie furchtbar war doch die Welt, wenn die Menschen alle, alle nichts verstanden! Der

alte Peter wollte ihr noch Piroggen anbieten. „Tut nichts, Fräuleinchen, essen muß man doch immer.“ Sogar Peter war nun so wie die anderen. ‚Ja, warum sehen sie mich alle auf diese Art an, glauben sie denn wirklich, ich hätte nichts anderes im Sinn gehabt, als sie alle zu betrügen?‘ Warum sah Mama so fragend besorgt aus? Und dieses entsetzlich aufgeregte Getuschel der Gouvernanten! Trou machte sich trotzig. ‚Ich weiß aber, was ich weiß. Ich weiß von der anderen Trou, die niemand außer mir kennt. Und da sind vielleicht noch ganz andere versteckte Trous . . .‘ Das herrliche Blanc-manger mit der roten Himbeersauce schmeckte ihr gar nicht, sie würgte es nur herunter. Sie wurde angeredet, aber verstand nichts. Sie sah nur, wie Ralf und Kara sich ununterbrochen leise zankten. Ja, alles war so verhalten, so böse. Als die Mahlzeit endlich zu Ende war, lief Trou so schnell, daß niemand sie erwischen konnte, weg. Sie versteckte sich auf der geheimen Treppe, saß auf einer Stufe, barg das Gesicht in den Händen. Es währte geraume Zeit, ehe ihr Herzschlag sich beruhigte. Doch es konnte ja nicht anders sein, als daß Trou, wenn sie allein mit sich und vollends wenn sie im Dunklen war, wieder hineinglitt in ihre eigene Vorstellungswelt. Wieder überkam sie jenes eigene traumhafte Gefühl. ‚Welche Trou bin ich denn nun?“ fragte sie sich. ‚Jedenfalls bin ich doch wohl jene andere fremde Trou, die ich selbst gerufen habe? Vielleicht kam es dieser verborgenen Trou immer so vor, als säße sie im Dunklen auf einer Treppe? Sie ist wohl immer gebunden und fest, nur wenn ich sie loslasse, ist sie da . . .?‘ Sie suchte sich die gewöhnliche Trou so vorzustellen, als wäre sie die fremde Trou. Jene Trou lief eben mit den anderen Kindern. Sie trug offenes Haar mit einer Schleife darin und ein helles Kleid. Sie führte die Spiele an und wurde von allen geliebt. Die großen Vettern griffen ihr ins offene Haar und sagten: „Oh, die schöne Löwenmähne.“ Sie sagten auch noch: „Paßt auf, aus der Trou, so unausstehlich sie auch sein kann, wird noch einmal etwas Besonderes. Ein Mordsmädchen ist sie doch.“ Ja, das war die andere Trou. Sie aber, die bisher verborgene Trou, saß auf einer kalten, dunklen Treppe, und doch war das vielleicht die wahre Trou und die laute, helle Trou war die falsche, war der eigentliche Doppelgänger? Ganz fest glaubte Trou es in diesem Augenblick, zweimal dazusein. Sie freute sich fast darüber, sie freute sich, daß diese Vorstellung ihr Schmerzen brachte. Sie dachte dabei an den Großvater und daß er doch nicht allein sei in der Welt mit einer solchen Eigentümlichkeit. Der Unglaube der andern wuchs fast körperlich vor ihr auf, wie eine große, feste Mauer, aber auf dieser Mauer glitt der Schatten jener anderen Trou auf und ab, auf und ab . . .

Vergingen Stunden, Minuten? Trou wußte nichts mehr von Zeit, Bilder kamen in ihre Dunkelheit, viele Bilder. Erst als sie fühlte, daß sie sehr müde wurde, schlich sie in ihr Zimmer. Die kleinen Geschwister schliefen schon, aber die Tür zu Mamas Zimmer stand offen. Mama trat heraus, ein Buch in der Hand.

„Wo bist du gewesen, was soll das heißen, sich so zu verstecken?“ Keine Antwort. „Nun? Dann sage ich dir, warum du dich verstecktest: weil du dich schämtest.“ Schweigen.

„Was ist dir eigentlich eingefallen heute vormittag, was war das für eine Dummheit, warum wolltest du die anderen betrügen und gerade noch mit so etwas?“ In Trous Augen flackerte es unruhig. „Du weißt, wie pietätvoll alle anderen Kinder zu Apapa stehen. Ralf ist sehr gekränkt. Tut es dir nicht jetzt leid, was du getan hast, tut dir dieser häßliche Scherz nicht leid?“

Trous Fäuste hatten sich unwillkürlich geballt. „Das war kein Scherz!“ rief sie und ihre Augen flammten auf.

„So? Du wolltest es also die anderen wirklich glauben machen, daß du einen Doppelgänger habest? Nun, dann ist es ja so, wie ich vorhin sagte, nämlich ein Betrug.“

Trou wurde von einer blinden, sie selbst überwältigenden Wut und Verzweiflung erfaßt. „Nein, das ist kein Betrug, das ist so!“

„Wie denn, was heißt das? Das Küchenmädchen hat dich doch in vollem Galopp zurücklaufen sehen? So etwas macht man doch nicht, Trou. Unglücklicherweise hast du etwas vom Doppelgänger gehört, scheinst aber viel zu kindisch zu sein, um zu verstehen, daß das etwas sehr Unheimliches ist.“

Trou lachte auf. Sie wußte, daß es ein unartiges, fühlte, daß es ein böses Lachen war. ‚Höllisch,‘ dachte sie bei sich selbst. Aber sie lachte ja nur deshalb, weil sie nicht aufweinen wollte. Wäre ihre Seele nicht schon verschlossen gewesen, die Tore wären jetzt bei den Worten der Mutter fest zugefallen. Trou war ganz blaß geworden, ein heftiges Weh zuckte über die feinen Züge.

Mamas Gesicht rötete sich, sie zog die Augenbrauen zusammen, heftig sagte sie: „Ich schäme mich, ja, ich schäme mich, und

jetzt lachst du noch. Pfui. Du kannst dich wirklich oft sehr häßlich betragen, Trou. Aber glaube nicht, daß ich dein Leugnen und deinen Betrug dulden werde. Ich werde es nicht gestatten, daß du lügst."

„Ich lüge nicht," sagte Trou sehr langsam, und ihr Gesicht war merkwürdig klar, als sie sprach, denn so wie sie die bekannten Anzeichen der Heftigkeit auf der Mutter Gesicht sah, war eine Ruhe über sie gekommen, die ihr selbst unheimlich dünkte.

Die Augen der Mutter und des Kindes begegneten sich. Welch ein Leid lag nicht auf diesem blassen Kindergesicht. Nie lief doch alles glatt ab mit der Trou! Ihre Haltung erschien der Mutter anmaßend. Sie wandte sich ungeduldig. In der Bibliothek warteten schon alle darauf, daß sie ihnen aus dem interessanten neuen französischen Roman vorlesen sollte.

„Geh jetzt schlafen, Trou. Morgen wirst du wieder vernünftig aufwachen. Du wirst es Kara und Ralf sagen, daß es dir leid tut, und du wirst nicht eher dein Zimmer verlassen, als bis du um Verzeihung gebeten hast für dein trotziges Betragen und dafür, daß ich mich heute so sehr wegen dir geschämt habe."

Trou setzte sich auf den Bettrand und sah der Mutter mit großem, verdunkeltem Blick nach, wie sie hinausging. ‚So ist es also, jetzt bin ich eine Gefangene.' Eine seltsam starke Neugier stieg in ihr auf: es war doch verwunderlich, was aus dieser ganzen Sache noch werden würde? Dieses Erleben brachte, wie alles das, was groß ist im Leben, Schmerz. In diesen Gedanken, der ihr schon oft gekommen, versank die kleine Trou ganz tief, als sie sich langsam auszog.

⋆

Am anderen Tage lag auf Trous Gesicht, oder schien der Mutter auf diesem Gesicht, jener gleiche Hochmut zu liegen, den sie an ihrem verstorbenen Gatten, dem Kammerherrn, so gefürchtet hatte. Trou blieb verschlossen, sie gab nichts zu und wollte auch nicht um Verzeihung bitten. Die Mutter sah wohl, daß das Kind sich vollkommen in die Rolle einer Gefangenen hineinphantasiert hatte. Sie verbot vorläufig den kleinen Geschwistern, mit ihr zu sprechen, Trou müsse allein bleiben. ‚Oh, welche Macht haben doch diese Erwachsenen über uns,' dachte Trou, ‚sie brauchen bloß zu befehlen, und das Unwahrscheinlichste geschieht.' Dabei fühlte sie aber deutlich, daß es etwas in ihr gab, was durch keinerlei Befehl erreicht wurde, ja, ein wildes, starkes Freiheitsgefühl durchbrauste sie. Freilich fühlte sie immer wieder blutenden Schmerz. Ach, wozu hatten Ralf und Kara mit Mama gesprochen, wozu überhaupt hatten sie die Erwachsenen mit hineinbezogen? Hätten sie nicht alles untereinander abmachen können? Auch Kara war es wohl verboten, zu ihr zu kommen? Trou ging rastlos auf und nieder. Sie dachte dabei an Silvio Pellico und an den Gefangenen von Chillon. So und so viele Schritte, dann umgekehrt und wieder von neuem die gleiche Zahl von Schritten . . . Sie hatte es doch schon immer so empfunden, als gliche der große Hof da unten, der so fest von den Wirtschaftsgebäuden umschlossen war, mit seinen zwei abgezirkelten Rasenvierecken in der Mitte einem Gefängnishof. Wie seltsam doch alles das war, eigentlich wie unerhört, einen lebendigen Menschen einzusperren! Noch dazu, wenn man im Recht war. Ja, aber war sie denn so ganz im Recht? Es war da doch etwas, ja, trotz allem Leugnen auch vor sich selbst war da doch etwas, was bedrückte. Aber das gehörte jetzt zu ihr, da sie sich doch für das Dunkle entschieden hatte. Sie durfte es jetzt nicht scheuen, den Kampf gegen die ganze Welt aufzunehmen. Die Gouvernante kam zu ihr. Sie sprach lebhaft und eindringlich auf sie ein, erklärte es ihr, wie häßlich es doch sei, daß sie ihre Mutter, die noch so unter dem Verlust des Vaters leide, betrübe, wie sie zu tadeln sei wegen dem Betrug. „Es ist so, Lüge, Lüge, das ist unser Erbfeind." Über Trous Lippen kam kein Wort, sie saß da wie aus Holz geschnitzt. Zornig verließ die Gouvernante sie, um bald darauf von der Französin abgelöst zu werden. Lebhaft zwitschernd kam die auf Trou zu, sie solle sich doch all den Unsinn nicht so zu Herzen nehmen und wieder die lustige, kleine Trou sein, sie solle doch lächelnd sagen, man möge ihr ihren Scherz nicht verargen. Während die Französin sprach, sah sie staunend in das bleiche, stille Kindergesicht, das sie so verstummt und duldend ansah. Ärgerlich ging sie, im Herzen die Psychologie dieser schwerfälligen nordischen Menschen verwünschend. Trou war wieder allein, aber dort hinter der Tür, war das nicht Karas Stimme? „Trou, liebe Trou, Ralf ist auch so traurig, er läßt dich sehr grüßen. Ach, Trou, ich glaube ja natürlich, daß du einen Doppelgänger hast, Ralf ist auch sehr böse auf sich selbst, daß er davon mit den anderen gesprochen hat. Verzeih, Trou, liebe, liebe Trou." Trou stand vor der Tür, ihr Herz klopfte, sie beugte sich und legte leise die Lippen aufs Schlüsselloch und küßte es. Aber dann richtete sie sich wieder gerade auf und sagte streng: „Geh, Kara, sonst wird man auch

dich bestrafen, niemand darf zu mir kommen, ich bin jetzt eine Gefangene." Sie hörte, daß jemand kam und Kara fortbrachte, es schien ihr, als ob Kara aufschluchzte. Dann kam die Bonne, die das Frühstück brachte. Sie liebte eigentlich Trou nicht sonderlich, weil sie ihr zu lebhaft war und die kleinen Geschwister zu allerlei Unsinn verführte, aber sie war heute doch verdrießlich und ärgerlich, denn ihre gutmütige slawische Natur fand, daß Trous Mutter zu streng mit dem Kinde umging. Und sogar, wenn Trou gelogen haben sollte, war das denn solch ein Unglück? Logen denn nicht überhaupt alle Menschen? „Bitt' doch schnell Mamachen um Verzeihung, wenn sie es schon so will, und alles ist wieder in Ordnung." Trou schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. Obwohl sie hungrig war, rührte sie das Essen kaum an, denn es schien ihr, als dürfe sie in ihrer Lage keinen Appetit entwickeln. Nach dem Essen trat völlig unerwartet die Gouvernante in Hut und Mantel wieder bei ihr ein, und befahl ihr, sich gleichfalls sofort anzuziehen, denn Mama wünsche, daß Trou spazieren gehen solle, um dann nachher bei ihrer Rückkehr die nötige Entschuldigung zu machen. Trou verzog ihr Gesicht, aber sie folgte wortlos. Sie gingen durch den Korridor, sahen vom großen Vorhaus aus in den Ahnensaal hinein. Hier ging Mama auf und nieder, ganz allein im großen Saal sah sie so merkwürdig klein aus, die lange, schwarze Trauerschleppe fegte hinter ihr her. ‚Wie ein schwarzer Komet,' dachte Trou. Die Gouvernante ging nicht in den Park, sie schlug den Seitenweg ein, der an der Schmiede vorbeiführte. ‚Absichtlich tut sie das,' dachte Trou, ‚als wäre ich nur wert bei den Wirtschaftsgebäuden vorüberzugehen.' Aber da stand der Schmied so prachtvoll groß und flammenbesprüht da, das war so wunderschön, daß Trou an Siegfried denken mußte, wie er sein Schwert schmiedete. Und nun kam auch schon bald der Wald. Die Gouvernante sagte, daß sie sich auf einen Stein am Wege setzen werde, Trou dürfe ein wenig im Walde umherlaufen. Trou ließ sich das nicht zweimal sagen, es durchzuckte sie: nun war sie frei! Gab es irgend jemand, der schneller laufen und sich besser verbergen konnte als Trou? Sie schoß davon schneller als ein Gedanke, ganz berauscht von Sonne, Luft, vom Duft der Bäume. Als sie endlich anhielt, war sie schon weit, weit weg. Nun war wieder etwas geschehen, nun war die Gefangene entschlüpft! Oh, der herrliche Wald, diese großen, grauen, langen Bärte der Tannen, dies hohe, zitternde, hellgrüne Farnkraut, dies weiche, tiefe Moos! Oh, dies Glück der Geborgenheit! Versunken war das große, weiße Schloß, die Forderung der Mutter, ein neues Waldleben begann nun. Johannes der Täufer hatte sich nur von Wurzeln und von Honig genährt. Hier gab es doch so herrlichen sauren Hasenklee. Gewiß waren auch einige von diesen Wurzeln eßbar. Dann gab es ja noch Pilze, und mancherlei Harz konnte man gewiß auch im Notfalle essen. Unter solch einer alles überschattenden, geheimnisvoll mütterlichen Tanne konnte man gewiß ganz herrlich schlafen! Aber vor allem wollte Trou noch umherschweifen. Es war ihr, als hätte sie tagelang in einem engen Kerker gesessen, solch ein Bedürfnis empfand sie nach Bewegung und Licht. Der Fluß mußte ganz in der Nähe sein, schon hatte sie die Empfindung von etwas Starkem, Fließendem. Sie war mit einemmal ungeheuer durstig und lief weiter, immer weiter . . .

*

Kara weinte laut auf, als die Gouvernante, nachdem sie im Walde hin und her gelaufen war und sich heiser nach Trou geschrien hatte, ganz aufgelöst und verzweifelt wieder zurückkam. „Was habt ihr mit Trou gemacht, jetzt bleibt sie ganz im Walde, oh, ihr wißt es ja nicht, wie meine Trou ist!" rief sie, die Hände vors Gesicht schlagend. Ralf biß die Zähne zusammen, die beiden großen Jungen brummten etwas Unverständliches vor sich hin. Die Nachricht von Trous Flucht verbreitete sich sogleich im ganzen Hause. Die Erwachsenen versammelten sich im Kaminzimmer um das erregte Fräulein. Sie waren alle der Meinung, daß Trous Betragen unerhört sei. Trous Mutter versäumte zum erstenmal die Stunde, in der sie ihrem Vater aus dem russischen Memoirenwerk vorlas. Dies hatte zur Folge, daß der alte Graf aus seinem Zimmer kam. Niemand hörte seinen leisen, etwas schurrenden Schritt, das leichte Aufschlagen des mit einem Gummiende versehenen Stockes, sie erschraken daher alle heftig, als der alte Herr mit einemmal mitten unter ihnen stand. Er aber sah die Verwirrung, hatte Bruchstücke des erregten Gesprächs schon gehört und stellte nun Fragen. Die Tochter mußte ihm alles ausführlich erzählen. Sie tat es stockend und verwirrt, das eigene Kind nicht schonend, sich im Gegenteil heftig über Trous Verstocktheit und Anmaßung beklagend. Der alte Herr stand da, leicht auf den Stock gestützt, den Blick gesenkt. Er erfuhr es erst jetzt zum erstenmal durch eine direkte Mit-

teilung, was er wohl schon gewußt hatte, nämlich daß sein Doppelgänger gesehen worden war. Keine Miene seines Gesichts verriet, wie er dies aufnahm. Mit gedämpfter Stimme fragte er ganz genau nach jedem Wort, das zwischen Trou und ihrer Mutter gefallen war, dann, mit scharfem, klarem Blick, der über die kleinen Verwirrungen des Lebens hinaussah, aufschauend, gab er seine Befehle. Die Jungen sollten sogleich im Jagdwagen in den Wald fahren, sich vorzustellen suchen, wo Trou wohl am besten zu finden sei. Als er Karas große, flehende blaue Augen, die bittend erhobenen Händchen sah, nickte er ihr freundlich zu, ja, auch sie müsse durchaus mitfahren. Als die Jugend stürmisch davonlief, sah er seiner Tochter einige Augenblicke lang forschend ins Gesicht und traf dann die Anordnung, daß Trou, wenn sie wieder zurück sei, sogleich zu ihm geschickt werden solle. Die Mutter atmete erleichtert auf: nun würde sich alles wieder lösen, sie selbst hätte nicht gewußt, was sie mit dem widerspenstigen Kinde jetzt machen sollte. Es geschah nur in ganz seltenen Fällen, daß der alte Graf als letzte und höchste Instanz selbst ein Enkelkind strafte, das war etwas, was nie vergessen wurde. Nun, es geschah der Trou recht, daß sie das jetzt erleben sollte. Dies Kind war bei aller Lebendigkeit und Leichtigkeit des Temperaments doch zu schwer zu lenken. Jetzt würde eine Zeit qualvoller Erwartung kommen. Der alte Vater ging wieder in sein Zimmer zurück, und auch die andern alle wandten sich wieder ihren Beschäftigungen zu. Trous Mutter setzte sich, wie immer, wenn sie unruhig war, an den Flügel und phantasierte. Das Haus wurde so groß, so weit und so still in der Dämmerung, die Gesichter der Ahnenbilder waren nur noch helle Flecken. Jetzt konnten die Gedanken weit, weit wandern, während die Tonfluten nur so auf und nieder gingen. Dann ebbte die Phantasie, eine Beethovensche Sonate wuchs auf, eine zweite. Wie schnell es doch dunkel wurde, wo waren nur jetzt die Kinder? Die Frau im schwarzen Trauerkleid erhob sich und schritt zur Balkontür, sie konnte sie nur mit Mühe öffnen, sie war schon fest verschlossen, denn es war ja jetzt schon Herbst geworden, wehmütiger Herbst. Oh, wie herrlich doch diese starken, weißen Säulen sich emporstreckten, wie hallenartig, wie großzügig war doch dieser mächtige Balkon! Da lag der große, runde Rasenplatz dunkel inmitten hellerer Wege, die Büsche ballten sich so sonderbar zusammen, ganz matt grüßten gelbe und rote Bäume aus den lila Schleiern der Dämmerung. Vielleicht mußte man doch Leute ausschicken in den Wald? Die Kinder blieben ja solange aus. Vielleicht war Trou etwas zugestoßen? Aber da, war das nicht ein Rollen? Das Herz der Mutter schlug schneller. War Trou gefunden oder nicht? Ja, das war der hohe Jagdwagen, der da einbog, und da saß Trou, zwischen Ralf und Kara und sah so merkwürdig klein aus und zusammengeduckt. Kara und Ralf hatten beide den Arm um sie gelegt. Die Mutter stand im hohen Vorzimmer, ihr Kind zu empfangen, fast feierlich geleiteten die anderen Kinder Trou die Treppe hinan, als bildeten sie eine Garde um sie.

„Trou!“ rief die Mutter impulsiv, aber sie wich zurück vor Trous Gesicht, Staunen faßte sie vor diesem Kinde. Woher kam ihm nur dieser stolze Gleichmut? Es wuchs wieder etwas auf zwischen Mutter und Kind. ‚Nicht ich brauche jetzt zu entscheiden,‘ dachte die Mutter befreit, und dann sagte sie Trou, daß sie sich sogleich umzukleiden und dann zum Großvater zu gehen habe, er wüßte um alles. Sie sah Trou zusammenzucken und schnell in ihr Zimmer flüchten. „Warum ist denn Trou so naß und so schmutzig, Kara?“ rief sie erschreckt, und da erzählte ihr Kara stolz, wie sie Trou am Fluß gefunden hätten, sie hätte gerade Krebse gefangen und wollte sich ein Feuer anmachen, aus der Mühle einen Kessel borgen, sich ihre Krebse zu kochen. „Ich wußte es doch gleich, wo Trou war,“ schloß Kara voller Freude. Die großen Jungen sahen finster zur Seite: sie fürchteten für Trou, die jetzt vor dem mächtigsten Gerichtshof zu bestehen haben würde.

*

Kein anderer Gedanke war in Trou als nur der: ‚Apapa weiß jetzt alles!‘ Sie hatte es doch alle diese Tage so empfunden, als stünden der Großvater und sie in einem näheren Zusammenhang. Warum erschrak sie jetzt so sehr bei der Vorstellung, daß er um alles wußte und sie bald vor ihm stehen sollte? War ihr nicht schon eine Furcht gekommen, als sie auf dem hohen, weißen Sandufer des Flusses gesessen und auf das Geräusch der Mühle gehorcht hatte? Warum hatte sie immer denken müssen: ‚Zermahlen müssen wir doch alle werden, zermahlen, zermahlen?‘ War das jetzt ihre Stunde, sollte von ihr nichts mehr nachbleiben? Sie wusch sich besonders sorgfältig, aber sie zog sich nur ein einfaches, dunkles Kleid an. Sie bemerkte es nicht, wie ihr die Mutter aufmerksam von ihrem Zimmer aus zusah. ‚Wie das Kind doch wußte, was sich gehörte,‘ dachte diese, und welch ein Ausdruck von

Leid lag nicht auf dem schmalen Kindergesicht! ‚Ja, Kinder waren unbegreiflich, Kinder waren eine verschlossene Welt . . .'

Als Trou fertig war, richtete sie sich gerade auf. Sie ging mit festem Schritt durch die langen, dunklen Korridore, in denen nur ab und zu ein Lämpchen brannte. ‚Ich gehe wie einer, der verurteilt ist, zum Tribunal,' dachte sie, und etwas wie eine blutige Guillotine schwebte vor ihr. Es war alles so ganz anders geworden jetzt, so als wäre nichts mehr wirklich. ‚Ich gehe wie ein Schatten, vielleicht sind wir alle Schatten? Ich gehe in der Unterwelt, so wie Orpheus in der Unterwelt ging...' Nun stand sie vor der Tür des Großvaters. Nichts war der kleinen Trou leicht gemacht heute. Die Tür stand nicht offen, auch mit keinem Spältchen offen . . . ‚Klopf' ich? Nein. Er erwartet mich ja . . . zur Aussprache,' dachte sie. Was war das nur wieder für ein Wort? Ihr Herz klopfte stärker, sie drückte die Klinke herunter. ‚Was auch mit mir geschieht, schlimmer als eben kann mir nicht zumut sein,' dachte sie. Sie stand nun im Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu.

Zuerst sah Trou nichts deutlich, denn es war wie Nebel vor ihren Augen. Vielleicht war es auch der Rauch der langen Pfeife, der den Raum so blau erfüllte? Mitten im Zimmer am runden Tisch im hohen Lehnsessel saß der Großvater. Zwei Lichte brannten im Silberleuchter, vom grünseidenen Schirm abgeblendet, und zwei andere Lichte waren an der Wand zu beiden Seiten des Bildes vom schwarzen Ritter angezündet, der riesengroß in ganzer Gestalt und blanker Rüstung dastehend, Peter, den großen Zaren, darstellte. Trou blieb bei der Tür stehen, mit großen Augen ins Zimmer blickend, das ihr so sehr geheimnisvoll und feierlich erschien. Sie fühlte den Unterschied von Kerzenhelle und dunklem Schatten geradezu an ihrem Herzen. Alle Lehnsessel standen so besonders großartig und steif da um den runden Tisch. Vielleicht saßen in ihnen des Nachts Geister als des Großvaters Gäste? Trou verneigte sich tief. Der Großvater blies den blauen Rauch aus. Vor sich hinstarrend erwiderte er den Gruß des Kindes nicht. Trou rührte sich nicht. ‚Und wenn ich ein Jahrtausend warten sollte, ich bewege mich nicht,' dachte sie. Da ließ der alte Herr die Pfeife sinken, und immer noch ohne Trou anzusehen, winkte er ihr zu. Sie machte nochmals eine tiefe Verbeugung und näherte sich.

Der Großvater hatte ein ernstes Gesicht, die buschigen Augenbrauen waren zusammengezogen. Mit seinen merkwürdig hellblauen, scharfen Augen sah er nun in das blasse Kindergesicht mit den fast überlebendigen Augen. Trou stand nicht ruhig auf einem Fleck, sie schwankte so sonderbar hin und her.

„Steh gerade," sagte er ruhig und streng.

Trou richtete sich sogleich auf, sie machte sich so steif sie nur konnte. Ihr war, sie wüchse dabei höher und immer höher in diesen geheimnisvollen Raum hinauf.

„Man hat heute viel von dir gesprochen, Marie Therese. Viel zu viel hat man von dir gesprochen. Du bist nur ein kleines Mädchen. Du bist dann im Wald davongelaufen? Nun, wie ich sehe, bist du jetzt wieder zurückgekommen."

Trou hob den Kopf, der sich gesenkt hatte, ihre Seele hörte einen Ton. Er sagt nicht, man hat dich zurückgebracht, er sagt: ‚Wie ich sehe, bist du jetzt wieder zurückgekommen . . .?' — „Ja," sagte sie mit einer ganz fremden Stimme, viel zu laut kam ihr das Wort heraus.

„Warte, bis ich dich frage. Du durftest nicht Fräulein Andersen davonlaufen. Erzieherinnen sind dazu da, daß sie die Kinder erziehen und daß die ihnen gehorchen. Du bist stockig und eigensinnig gegen deine Mutter gewesen, das war sehr unrecht, das darf nie sein. Gott hat den Kindern Eltern gegeben, die Eltern sorgen für die Kinder, sie wissen, was sein muß. Zwischen Eltern und Kindern darf nie etwas sein, das weißt du wohl auch selbst."

Trou begann zu zittern. Ja, das wußte sie wohl selbst, aber des Großvaters Worte machten aus diesem Wissen Gesetze in steinernen Tafeln.

„Man hat mir die Veranlassung von allem erzählt, Marie Therese. Du bist gestern im Wald gewesen bei den Holzhauern und hast nachher so gemacht, als wärest du das nicht gewesen, sondern als sei es dein Doppelgänger, den die andern gesehen hätten. Nun sage mir aber, Trou, ob du denn wirklich glaubst, einen Doppelgänger zu haben, oder ob du die andern zuerst nur necken wolltest?"

Trous ganzes Gesicht hatte sich verändert, es war bisher nur ein aufgewühltes, erregtes Kindergesicht gewesen, nach den Worten des Großvaters war es einen Augenblick lang so, als löse es sich auf, als werde es von unendlichem Durchfluten zersprengt. Ein Seelenlicht, das fast am Verlöschen gewesen war, flammte wieder auf, ja, Trous Gesicht leuchtete, dabei aber ward es von Tränen überschwemmt. Trou konnte das furchtbare Zittern nicht beherrschen, konnte auch kein Wort sagen; die Ge-

kunden dehnten sich schier zu Ewigkeiten, sie weiteten sich zu einem gewaltigen Raum, und darin tanzte ihr Erleben mit dem Doppelgänger wie eine kleine, bunte Kasperlefigur grotesk hin und her. Ja, alles, was Trou doch so bestürmt hatte, schrumpfte vor dem stillen, forschenden Blick des Großvaters in nichts zusammen und rückte von ihr ab. Ein Unverständliches, ein mildes Göttliches hatte begonnen: gütig hatte der Großvater zu ihr gesprochen, er, gerade er. Ja, still und gütig sah er sie an. Ihre Lippen zuckten so eigenwillig, etwas packte und schüttelte sie, warf sie auf die Knie, sie hob die Hände und rief flehend: „Verzeih mir, Apapa, verzeih!“

Im Blick des alten Herrn war ein Staunen, dann aber nahmen seine Züge einen Ausdruck leichter, verlegener Reserve an. „Nein, nein, Trou,“ sagte er, und nochmals: „Nein, nein, steh auf.“

Aber das Kind weinte zu leidenschaftlich und blieb auf den Knien liegen. Es dachte, daß das dunkle Zimmer unendlich feierlicher sei als eine Kirche. Trous Herz brannte und glühte so, daß sie es nicht wagte, den Blick zu erheben.

„Jetzt wirklich genug, Trou. Wenn ich dir verzeihen soll, muß ich zuerst alles wissen. Darum steh auf, setz' dich dort auf den Stuhl und sprich. Es wird schon gehen. Wie ist dir dieser Gedanke gekommen? Kinder sind auch nichts mehr als Menschen, nur kleine Menschen mit anderen Proportionen . . .“ fügte der alte Graf, nach seiner Art leise für sich sprechend, hinzu. Aber Trou hörte diese leisen Worte, sie wußte, daß sie nicht für sie gesprochen waren, und darum nahm sie sie mit ganz besonders geheimnisvoller Feierlichkeit in ihr Herz. Auf den Fußspitzen, zart auftretend wie eine kleine Bachstelze, ging sie zum bezeichneten Stuhl. Sie saß da mit gefalteten Händen, und sie sprach und sprach. Sie erzählte alles, was mit ihr vorgegangen war seit jener Nacht im Ahnensaal, wie sie begriffen habe, daß ein Doppelgänger etwas ganz Natürliches und gar nichts Schauerliches sei, wie sie immer darüber nachgedacht hätte, bis sie es ganz verstanden habe, besser als die andern. So hätte sie schließlich geglaubt, so zu sein wie der Großvater, und da habe sie gewollt, die andern sollten es auch glauben . . .

Ganz still mit gesenktem Haupt saß der alte Herr da und lauschte. „So, so, Trou, so so,“ sagte er, als die lange Rede des Kindes endlich ihr Ende erreicht hatte. „So war es also. Was soll ich dir denn noch mehr sagen, als was du selbst schon weißt? Ich sage dir nicht, daß das Lüge oder Betrug war, denn mit der Lüge ist es etwas sehr Seltsames. Es kann sogar so sein, daß etwas vor Gott Wahrheit ist, was vor den Menschen als Lüge gilt. Das zu entscheiden liegt im Gewissen. Das weißt du alles selbst am besten.“

„Verzeih, lieber Apapa, bitte verzeih. Ich durfte das nicht tun, es tut mir so leid, bitte verzeih mir.“

„Ich habe dir schon lange verziehen, Trou, darüber wird nicht mehr gesprochen. Ich sage dir nur eines: solch einen Begleiter sucht man nicht auf. Ich spreche dich frei von ihm. Du mußt deine Mutter um Verzeihung bitten, daß du trotzig gegen sie gewesen bist, man kann nie genug um Verzeihung bitten, selbst wenn man glaubt, recht zu haben. Nur Gott kann in die Herzen sehen, wir Menschen können das nicht.“

„Ich will alle, alle um Verzeihung bitten,“ rief Trou leidenschaftlich, „ich will bekennen vor allen Menschen, gleich, soll ich?“

Der alte Herr schüttelte lächelnd den Kopf. Er erhob sich, er zog an einer perlengestickten Klingelschnur, knipste sich etwas Tabak vom Rock und sagte: „Wir essen heute abend eine ganze Stunde zu spät zu Mittag wegen einem gewissen kleinen Mädchen. Nun gehen wir aber zu Tisch. Gib mir die Hand.“

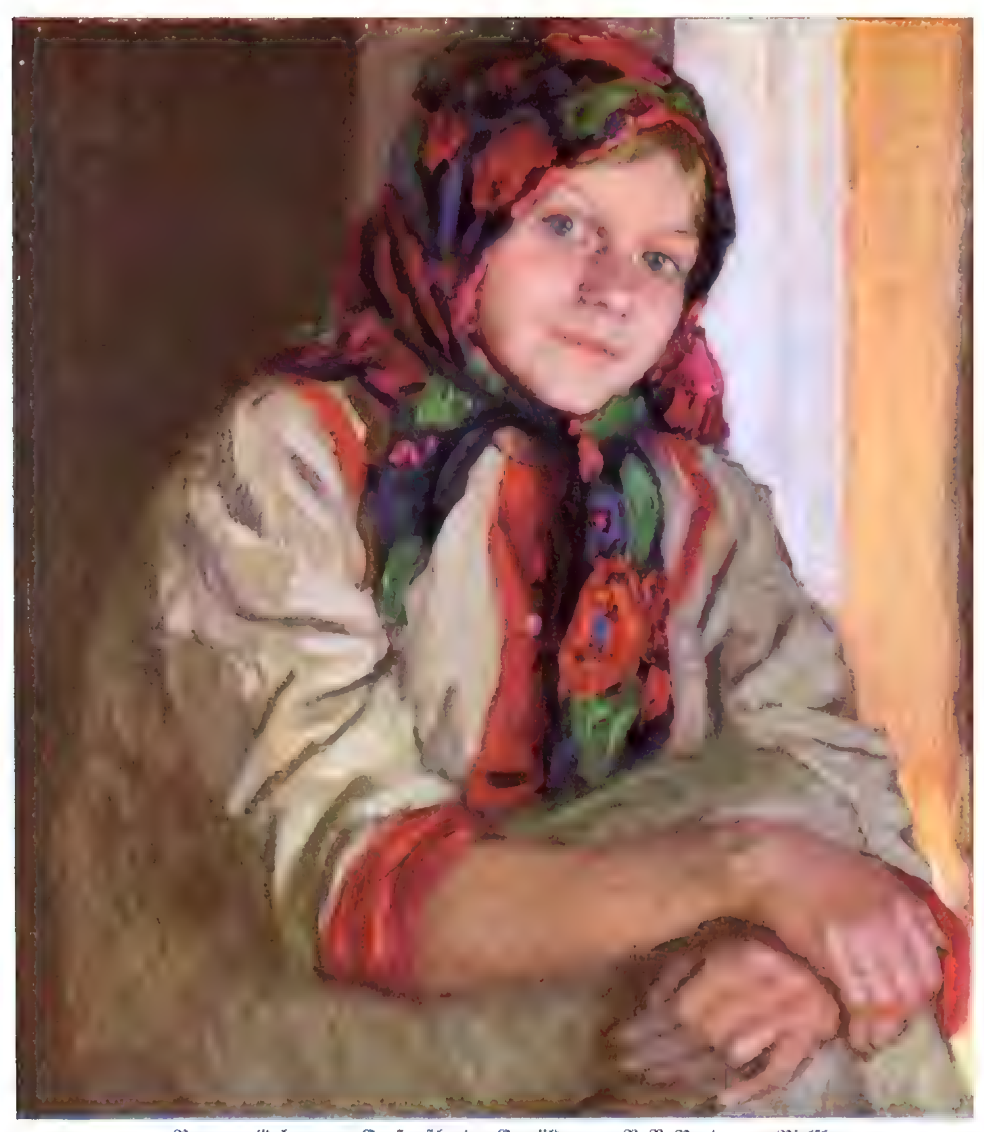
O, wie Trous Hand sich in die große, kühle Hand des Großvaters schmiegte. Sie ging so leicht dahin, als hätte sie nicht mehr Schwere als ein Rosenblatt. Sie gingen durch die vielen Zimmer, der Gong ertönte, es klang Trou wie eine wunderbare Musik, ihr schien, als wäre alles erfüllt von Licht und Glanz. Sie standen in der Tür des Speisesaals, und flüchtig strich es Trou durch die Seele, daß es ein Gestern gegeben hatte voll Feindlichkeit und Furcht. Aber das lag so weit, so weit zurück . . .

„Wir kommen spät,“ sagte der alte Herr, „aber dafür ist jetzt alles in Ordnung. Trou und ich haben die Geschichte abgemacht, davon wird nicht mehr gesprochen.“

Russische Bäuerinnen

Von Dr. Rie O. Stahn

Und wieder jagt der Wagen den Postweg entlang mit seinen altbekannten Bildern zu beiden Seiten: seinen Meilensteinen, Stationsbeamten, Brunnen, Fuhren, Lastwagen, den grauen Dörfern mit ihren Teemaschinen, den Bauernfrauen und dem forschen, bärtigen Hausherrn, der mit einem Hafersack aus der Herberge gelaufen kommt, dem Wanderer in zerrissenen Bastschuhen, welcher vielleicht schon viele hundert Werst zurückgelegt hat, den munteren Städtchen, den scheckigen Schlagbäumen, den ewig in Reparatur befindlichen Brücken, den unübersehbaren Feldern hüben und drüben, den Erntewagen, dem reitenden Soldaten, den grünen, gelben oder frisch aufgeworfenen schwarzen Streifen Ackerlandes, die hie und da in der Steppe auftauchen, dem aus der



Bauernmädchen aus Großrußland. Gemälde von N. P. Bogdanow-Bjelsky

Ferne herüberklingenden melancholischen Gesang, den Kiefernwipfeln in zartem Nebeldunst, dem verhallenden Glockengeläute, den Scharen wilder Raben, die vorüberziehen gleich Fliegenschwärmen, und dem endlosen, grenzenlosen Horizont . . . Oh, Rußland! mein Rußland! ich sehe dich, sehe dich aus meiner herrlichen, wundersamen Ferne. Arm, weit verstreut und unfreundlich sind deine Gaue, kein frohes Wunder der Natur, gekrönt von frechen Wunderwerken kühner Kunst, erheitert oder erschreckt hier den Blick . . ."

Die Gleichförmigkeit des europäischen Rußlands, seine unendliche Weite hat Gogol mit diesen Worten in den „Toten Seelen" meisterhaft geschildert. Plastisch ersteht vor unserem geistigen Auge ein Bild von der Natur des Landes, und wir glauben, uns in diese Szenerie auch die dazugehörigen Menschen hineindenken zu können. Doch hier scheitern wir an der Wirklichkeit. Der Russe, der russische Bauer — die Bevölkerung ist zum ganz überwiegenden Teile auch heute noch bäuerlich — weist nämlich seelische Eigenschaften auf, die nicht in der ihn umgebenden Natur ihre Wurzel haben können; sie sind ein Erbe der Vergangenheit.

Gewiß, manche Charakterzüge lassen sich durch Einflüsse der Umgebung erklären, wie z. B. die Gemütstiefe, die Schwermut und ein in Verschwommenheit übergehender Tiefsinn im Gegensatz zur Klarheit und plastischen Gestaltungskraft des Südländers. Indessen, die unglaubliche Passivität, der Mangel an Energie, die Geduld, Fügsamkeit und Zähigkeit muß man auf geschichtliche Erlebnisse zurückführen. Tatarenherrschaft, zarische Despotie, Leibeigenschaft, byzantinische Kirche und die uns gar nicht faßbar erscheinende Bindung an die Dorfgemeinde und Unterwerfung unter sie, haben hauptsächlich bewirkt, daß der russische Bauer in seinem Denken, Fühlen und Wollen viel mehr dem Menschen des Mittelalters oder selbst der vorderasiatischen Länder gleicht als dem modernen Westeuropäer. Hieran vermochten auch die Sowjets noch nichts zu ändern.

Der großrussische Bauer gehört einem derben Menschenschlag an von auffallend gedrungenem Körperbau. Sein Gesicht mit der kleinen, starken, breiten Nase, den roten Wangen, den blauen oder braunen Augen zeigt im allgemeinen Ernst und Gutmütigkeit. Wundern muß man sich über seinen Frohsinn, der sich häufig in jauchzender Lebensfreude äußert. Lebenslust trotz des kärglichen Lebens! Doch ebenso ungehemmt gibt er sich auch melancholischen Gefühlswallungen hin. „Er pendelt," wie Nötzel sagt, „zwischen himmelhoher Begeisterung und tiefster Niedergeschlagenheit, zwischen abweisendem Hochmut und im Staube winselnder Selbstzerknirschung." Er kennt kein Maß, und seine Gutmütigkeit bewahrt ihn nicht vor unglaublicher Roheit und Grausamkeit. Die Frauen sind wackere Arbeiter, die häufig noch mehr leisten als der Mann. Sie sind sehr geschickt in Handarbeiten und verstehen sich auf Spitzenklöppelei, die im Gouvernement Nishnij-Nowgorod weitverbreitet ist, während Wologda für seine Stickereien mit alten eigenartigen Mustern bekannt ist. Auch in der übrigen Hausarbeit sind sie recht erfahren und helfen dem Mann bei der Anfertigung von Gegenständen aus Leder, Holz, Metall oder Ton.

Uns, denen Rußland verschlossen ist, schlägt der Künstler eine Brücke wenigstens zur Vergangenheit; das Heute vermögen wir trotz vieler, vieler schöner Berichte noch nicht klar zu erkennen. Grellrot den Sarafan, bunt das Kopftuch, das breite Gesicht zu behaglichem Schmunzeln verzogen, so setzt der Akademiker Archipow seine „Bäuerin" vor uns. Es ist, als ob sie uns in ihrer Behäbigkeit erzählen will, daß sie heute nicht zu werkeln braucht, weil Sonntag ist.

Eine ganz andere Auffassung spricht aus den „Bauernweibern" von Maljawin. Das lodert und brennt in diesen Bildern, daß man fühlt, sie sind von einem ungestümen Temperament geschaffen. Das sind keine tanzenden Bauerndirnen mehr, sondern wirbelnde Flammen. Dieser Maljawin (geb. 1869) ist sicher eine der interessantesten künstlerischen Persönlichkeiten. Mönch im Athos-Kloster, Mitglied der Akademie, Bruch mit dieser, Triumph auf der Pariser Weltausstellung und — Verstummen, das ist sein äußeres Leben. Wo ist hier der Zusammenhang, wo der schroffe Übergang von der Mönchszelle zum Leben, von den ermüdenden Parastasen zu dem trunkenen Lachen, das leidenschaftlich zum Genießen ruft? Mit seinem kurzen, überwältigenden



Bauernkinder

Gemälde von N. P. Bogdanow-Bjelsky



Bojarin in altrussischer Tracht. Gemälde von K. Makowsky

Wirken war er allen ein Rätsel und blieb in der russischen Malerei meteorgleich und einsam (s. „Schlittenfahrt" im Januarheft 1927).

Bogdanow-Bjelsky, auch 1869 geboren, steht die Kraft der Darstellung nicht zur Verfügung, die Maljawin so auszeichnete. Die Bauernbälger „Auf der Treibjagd" weisen einen kleinen Schuß von Idealisierung auf und sind unserem heutigen Empfinden nach ein wenig zu glatt gemalt. Aber er bewährt sich auch hier als ein Meister der Zeichenkunst und feinsinniger Beobachter der Natur. Nahe verwandt ist seiner Kunst M. Iwanow, ein talentierter Schüler von Rjepin.

Auch Makowsky (1839—1916), der unter



Junge Bauersleute
Gemälde von M. Iwanow

den hier wiedergegebenen Reproduktionen durch die „Bojarin“ vertreten ist, gehörte den „Wanderausstellern“ an, einer Künstlervereinigung, die die Kunst dem Volke nahebringen will. Sein Gemälde „Die Butterwoche“ bedeutete für seine Zeit einen gewaltigen Schritt vorwärts. Die Winterluft, der Dampf, der sich über die hölzernen Schaubuden zusammenballt, die charakteristischen Gesichter der Feiertagsgaffer, mit einem Wort: das zeitgenössische Kolorit: — alles ist in ruhige Harmonie zusammengefaßt.

Einer der vielseitigsten russischen Meister ist Konstantin Korowin (geb. 1861). Zu Beginn seiner künstlerischen Laufbahn mußte er, der erste ausgesprochene Impressionist, eine ganze Flut von Spott über sich ergehen lassen nicht nur von seiten des vorurteilsvoll gestimmten Publikums, sondern auch



Mädchen mit altrussischem Kopfschmuck. Gemälde von K. Lebedew



Bäuerin im roten Sarafan mit farbigem Kopftuch
Gemälde von A. E. Archipow

von seinen Berufsgenossen. Die Kühnheit seiner Pinselführung, das Skizzenhafte und Leichte seiner Manier haben jedoch seine Feinde bald besiegt und seinen Namen an die Spitze der neuen russischen Schule gestellt. Anfang 1922 veranstaltete die Tretjakow-Galerie in Moskau, wo Korowin hauptsächlich lebte und arbeitete, eine Ausstellung seiner Werke. Ungeachtet aller Schwierigkeiten, die sich den Veranstaltern in den Weg stellten, hat sie die erste und vollständigste Übersicht über seine Arbeiten aus den Jahren 1883—1920 gegeben. Damals, wo die Kubisten, Futuristen, Strahlenmaler, Suprematisten und wie sie alle heißen, ihre unbedingte Herrschaft ausübten, war diese Ausstellung eine Tat. Jetzt wird man wieder „vernünftig", volkstümlich.



Nachbarinnen. Bauernfrauen aus Großrußland. Gemälde von A. Morawow

Ein unbekannter Brief Heinrich von Kleists

Zum 150. Geburtstage des Dichters veröffentlicht von Dr. Paul Hoffmann

Wenn am 10. Oktober hoffentlich Deutschland sich im Banne des Wortes Kleists fühlt, so soll es auch einen Brief auf sich wirken lassen, den es bisher noch nicht kannte, einen Brief aus den letzten Lebenstagen des Dichters, der von dem „unerhörten Unglück" Zeugnis ablegt, an das jeder unwillkürlich denkt, wenn er den Namen Heinrich von Kleist vernimmt.

Am 30. März 1811 war die letzte Nummer der Kleistschen „Berliner Abendblätter" ausgegeben. Die erste täglich in Berlin erscheinende Zeitung mußte geschlossen werden aus „Gründen, die nicht angegeben werden" konnten. Sogleich aber pochte Frau Sorge an Kleists Tür, und die Not fragte hart und bitter: „Woher das tägliche Brot?" Da las der Dichter in Nr. 13 der „Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten" (auf S. 165 bis 168) die „Verordnung" vom 28. März 1811 „über die Einrichtung der Amts-Blätter in den Regierungs-Departements und über die Publikation der Gesetze und Verfügungen durch dieselben und durch die allgemeine Gesetzsammlung", und er fragte sich, ob man ihm wohl die Redaktion übertragen würde, wenn er darum einkäme. Wohl kaum je mag Kleist ein Entschluß so schwer geworden sein wie dieser, der preußischen Regierung seine Dienste anzutragen. Von den elf Paragraphen des Königlichen Erlasses kamen für ihn vor allem drei in Betracht; sie setzen folgendes fest:

„§ 1. Es soll in jedem Regierungsdepartement sogleich ein öffentliches Blatt unter dem Titel: „Amts-Blatt der (Churmärkischen) Regierung" erscheinen . . .

§ 2. Das Amtsblatt erscheint an bestimmten Tagen und enthält:

b) alle zur allgemeinen Bekanntmachung geeignete Verfügungen der verschiedenen Landesbehörden, also sowohl der Regierungen und der Ober-Landgerichte, als sonstigen öffentlichen Provinzialbehörden, welche ein gemeinsames Interesse für das ganze Departement, einzelner Kreise und Oerter desselben; oder auch nur für einzelne Klassen der Einwohner des Departements haben. Es fallen mithin alle schriftlichen Circularien an die Unterbehörden, und soweit es irgend möglich ist, auch die Circularien der Letztern an einzelne Gemeinden hinweg.

c) Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten.

§ 7. . . . Die Redaction und der Abdruck erfolgt unter Aufsicht und an dem Sitze der Regierungen. . . ."

Das klang nicht sehr verheißungsvoll, und wenn Kleist sich trotzdem um die Schriftleitung bewarb, so tat er es, weil er hoffte, daß sich im Rahmen der „Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten" eine Möglichkeit für eine freiere Entfaltung schaffen lassen würde. „Ein officielles Regierungsblatt" zu schaffen, war als „eines der ersten Erfordernisse" der Staatsverwaltung seit Jahren erkannt worden. Einen Plan zu einem solchen hatte unter andern auch Kleists Freund, der Hofrat Adam Müller, dem Urteil der Behörde unterbreitet. Er „getraute" sich, auch darin der Philosoph des Gegensatzes, seltsamerweise einmal „öffentlich und unter der Autorität des Staatsrats ein Regierungsblatt" und zum andern „anonym und unter der bloßen Connivenz" desselben „ein Volksblatt, mit andern Worten eine Ministerial- und eine Oppositionszeitung" zu gleicher Zeit herauszugeben. Einem solchen gesinnungslosen und unwahrhaftigen Vorschlage gegenüber verdient es hervorgehoben zu werden, daß ein ebenso pflichttreuer Beamter als umsichtiger und uneigennütziger „Geschäftsmann", wie man damals sagte, nämlich der Geheime Staatsrat Sack in einem unveröffentlichten Pro Memoria vom 3. Juli 1810 klagt, er habe „bald nach der Reorganisation unseres Staates", die durch eine Kabinettsorder vom 6. Dezember 1808 eingeleitet wurde, seine „Meinung" über ein solches Organ „bei dem Ministerio wiederholt; aber bisher ohne Erfolg" abgegeben. Er gedachte der „preußischen Nation . . . eine vollständige authentische Sammlung aller ergehenden Gesetze und allgemeinen Anordnungen der höchsten Gewalt" zu schaffen und sie „offiziell von den zur Publizität geeigneten, und für sie Interesse habenden Verhältnissen des Staates zu auswärtigen Mächten, von interessanten Vorfällen der innern Landesverwaltung, von erheblichen Fortschritten der inländischen Kultur, Kunst und Gewerbe, selbst von merkwürdigen Ereignissen und Erfindungen des Auslandes, insofern sie für den Preußischen Staat von Einfluß sein könnten, zu unterrichten". Ein solches Programm aus- und durchzuführen, wäre Kleist der geeignete Mann gewesen; ob aber die Kabinettsorder vom 28. März 1811 in diesem Sinne zu verstehen sei, das war die Frage. Dazu kam, daß sie vom Staatskanzler v. Hardenberg und dem Minister v. Kircheisen gegengezeichnet war, und daß Kleist es mit Hardenberg hinlänglich verdorben hatte. Er wagte es nicht, sein Gesuch, den Brief, den wir im Facsimile hier zum ersten Male aus dem Besitz des Geh. Staats-Archivs in Berlin-Dahlem veröffentlichen, an den Staatskanzler unmittelbar zu senden, sondern er bediente sich eines Mittelmannes, nämlich des Regierungsrates

Hoch und Wohlgeborner Freiherr,
Hochgebietender Herr Staatskanzler,

Ew. Excellenz unterstehe ich mich, gestützt auf die Huld und Gnade, womit Hochdieselben sich in Ihrem Schreiben vom 11ᵗ v. M. über die, in Bezug auf die Abendblätter statt gefundenen, Mißverständnisse zu erklären geruhten, ein unterthänigstes Gesuch vorzutragen. Es betrifft eine, meinen Kräften und Verhältnissen angemessenen Anstellung bei der Redaction des so eben durch die Gesetzsammlung angekündigten, officiellen, churmärkischen Amtsblatts. Ich führe, Ew. Excellenz gnädigste Entscheidung zu bestimmen, ehrfurchtsvoll für mich an, daß ich nicht nur ein Cabinets-Schreiben Sr. Maj. des Königs vom 13ᵗ April 1799 besitze, worin Höchstdieselben mir, bei meinem Austritt aus dem Militair, als ich die Universitäten besuchte und auf Reisen ging, eine Anstellung im Civil allergnädigst zu versprechen geruhten; sondern auch, daß ich bereits,

Friedrich von Raumer. Vor wenigen Wochen aber hatte Kleist den Staatskanzler gebeten „gehorsamst und untertänigst", „in der Sache des Abendblattes" die Meinung des Herrn v. Raumer „nicht mehr zu Rate zu ziehen", hatte er demselben Raumer geschrieben, „daß er die Zugrunderichtung des Abendblattes ganz allein seinem Einfluß" zuschreibe, und daß „kein Grund mehr für ihn vorhanden" wäre, seinen „Unwillen über die unglaubliche und unverantwortliche Behandlung, die ihm widerfahren, zurückzuhalten", und hatte denselben Raumer genötigt, ihm zu erwidern: „Wenn Sie glauben, daß ich auch auf andere Weise gegen Sie gefehlt, bin ich zu jeder Genugtuung bereit, welche Sie irgend zu fordern sich für berechtigt halten." Das alles Herrn von Raumer vergessen zu machen, mußte Kleist sich angelegen sein lassen. Er tat den schweren Schritt, und unter Abstattung seines gehorsamsten und innigsten Dankes für die durch Raumers „gütige Vermittelung erfolgte Beseitigung der stattgefundenen Misverhältnisse" „ersuchte" er ihn „ganz ergebenst, im Vertrauen auf seine edelmütige Vergebung alles Vorgefallenen, diese Sache zur Befriedigung aller Interessenten in Schutz zu nehmen", und Hardenberg das Schreiben zu übergeben. Er tat es „in der Überzeugung, daß, in Rücksicht des großen Verlustes, den er erlitten, seine Bitte, falls ihr nicht unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege stehen, erfüllt werden" würde. Kleist wußte offenbar, daß die Gewährung seiner Bitte zum guten Teil von Raumers Stellungnahme abhinge, und daß er Hardenberg gewänne, wenn er Raumer gewonnen hätte. Hardenberg gegenüber berief Kleist sich auf dessen „Huld und Gnade", wie sie in einem Schreiben vom 11. März 1811 zum Ausdruck gekommen war.

Und welches war der Erfolg dieses Kniefalles? Die Antwort, welche Kleist erhielt, war, wie die Handschrift zeigt, von Raumer entworfen, von Hardenberg nur unterschrieben; sie lautet:

An den Herrn H. v. Kleist
Hochw.

Ehe ich die Churmärkische Regierung befrage ob Ew. die Redaction des Churmärkischen Amtsblatts übertragen werden könnte, muß ich Sie auf einige Puncte aufmerksam machen die schon an und für sich die Zurücknahme Ihres Gesuchs begründen möchten. Zuvörderst

Ew. Excellenz höchsteigenem Befehl zufolge, im Jahr 1805 und 1806, wirklich bei der Königsbergischen Cammer gearbeitet habe, und nun, mir bestimmte Anstellung bei einer der fränkischen Cammern, nur späterhin durch den Ausbruch des Krieges, wieder rückgängig ward. Ew. Excellenz in Ihrem huldreichen Schreiben vom 11t. enthaltenen Äußerungen voll Gewogenheit flößen mir das Vertrauen ein, daß Hochdieselben auf dies mein unterthänigstes Gesuch einige Rücksicht nehmen werden; und unter der gehorsamsten Versicherung, daß es mir, in diesem Fall, weder an Eifer noch an Kräften fehlen wird, mich derselben würdig zu machen, ersterbe ich in der tiefsten Ehrfurcht,

Ew. Excellenz

Berlin, d. 4t. April, 1811.

unterthänigster
H. v. Kleist.

würden Sie Ihren Aufenthalt in Potsdam nehmen müssen; dann kann die Redaction weil alle Inserate von dem Collegium selbst entworfen und vollzogen werden, blos in dem ganz äußerlichen Geschäft des Corrigirens des Drucks und in einigen andern gleich unerheblichen Bemühungen bestehn. Ich glaube nicht daß diese an sich zwar nöthige aber uninteressante Beschäftigung Ihren Wünschen angemessen seyn kann, und gebe Ihnen zu bedenken daß die Vergütung für diese Geschäfte immer nicht füglich höher bestimmt werden kann, als sie von dem zahlreichen Nebenpersonal der Regierung verlangt werden wird.

Sollten Sie aber überhaupt wünschen wieder in den Königl. Dienst einzutreten, so wird dies keine Schwierigkeiten haben, sobald Sie sich den allgemeinen gesetzlichen Bedingungen unterwerfen.

Bl. d. 18./4. 11. Hbg.

Ein Aktenvermerk ergibt, daß der Bescheid sogleich „mundirt", und das „abgs. 19t ej.", daß die Reinschrift am folgenden Tage abgeschickt wurde. Sie läßt an Sachlichkeit nichts zu wünschen übrig und kann an Kühle kaum übertroffen werden. Kleist war um eine Enttäuschung reicher. Die erste Nr. des „Amts-Blatt der Königlichen Churmärkschen Regierung" erschien d. d. „Potsdam den 19. April 1811." In dem Einführungsartikel hieß es, es solle enthalten: „endlich unter der Rubrik: Vermischte Nachrichten und Aufsätze: Belehrungen über öffentliche Angelegenheiten, über gemeinnützige Anstalten und Bemühungen, statistische, polizeyliche und ökonomische Notizen usw." Was man sich unter diesen Titeln vorstellen sollte, ergab z. B. die Nr. 9 vom „14ten Junius" desselben Jahres. Sie brachte auf S. 71 bis 76: „Thaers Anweisung zur Behandlung der feinwolligen Schaafe" — „Hundts neu erfundene Bauart für ländliche Gebäude" — und: „Über die zweckmäßigste Anlegung und Verschönerung der Dorfkirchhöfe und Begräbnißplätze." Ob Kleist das Blatt in die Hand bekam, gegebenen Falls, mit welchen Empfindungen er es las, wissen wir nicht. Daß aber die Raumer-Hardenbergsche Entscheidung mit dazu beitrug, den Dichter seinem Verhängnis entgegenzuführen, das läßt sich, leider, nicht bezweifeln.

Revue der Gespenster

Novelle von Heinz Steguweit

Der Meister Europas war übermütig geworden, er hatte sich zum Kaiser Frankreichs gemacht und zwang Kohorten von Fürsten, seine Diener zu sein. Des Rheinbunds Fahnen defilierten vor ihm, in Jena fiel Preußen auf die Knie, der Friedländer Sieg trieb ihm den russischen Osten zu, nun hieß ihn sein Ehrgeiz das stolze Österreich erobern, mit großem Erfolg, denn fünf Tage nur rangen die Armeen zu Regensburg, dann mußte Wien für den welschen Despoten illuminieren. Und nirgends stand ein Befreier auf, der, wie Wellington nach Trafalgar, die Ohnmacht des Kontinents kurierte, der, wie er in Spanien und Portugal, in Preußen und Österreich die Trommeln zur Freiheit wirbeln ließ. Wohl knirschte zu Stargard der Eisenkopf Blücher, er wolle keine Fesseln mehr tragen, wohl stürmte ein Schill mit 1000 kühnen Husaren von Berlin nach Dessau, von dort hinauf nach Stralsund, um mit Kopf und Kragen die Sehnsucht nach Deutschlands Erneuerung zu büßen. Aber was richteten diese verlorenen Posten aus?

Spitzeltum und niedrigste Verräterei waren in Preußen ein lohnendes Handwerk geworden. So nur wurde es möglich, einen Freund der Freiheit, wie den Buchhändler Palm, zu Braunau vor die Steinschloßflinten Frankreichs zu stellen. Ein Brausekopf wie Friedrich Staps, der achtzehnjährige Pastorensohn aus Naumburg, wollte ein deutscher Brutus werden, ein Held wie Scaevola, wie Aristogeiton und Harmodios, aber auch ihn, der zu Schönbrunn den Dolch gegen Napoleon zückte, auch ihn warfen die Kugeln von dreißig Chevaulegers in den Sand.

*

Wir sehen Kaiser Napoleon nach Österreichs zweiter Niederlage bei Wagram an Erzherzog Karl einen grausamen Frieden diktieren. Zu müde und aufgerieben, um weiterzukämpfen, zu hungrig und entwaffnet, um noch länger den Brandschatzungen standzuhalten, beugte das Volk der Donau der Schande den Nacken, verpflichtete sich zu einer Kontribution von 100 Goldmillionen, verlor Salzburg, Böhmen und Westgalizien, dazu Krakau und die Wiesen am Inn. Überall gehorchte die Welt dem Tyrannen. Nur da, wo Natur und Mensch sich mit der Scholle der Väter verbündeten, wo kernhaftes Bauerntum von Entartung und fremder Willkür nichts wissen wollte, dort hatte die Freiheit unter den Fahnen Tirols eine Zuflucht gefunden: Hofer, der Sandwirt im Passeier Tal, der herrliche Speckbacher und der Kapuziner Haspinger, den man den Pater Rotbart hieß, diese Getreuen schliffen ihre Sensen am Iselberge, riefen zum letzten Aufgebot und schürten das Feuer auf ihren Felsen. Kinder, Greise und Frauen trugen den Kämpfern das Pulver zu, und der schlichte Kuhhirt auf der Senne versprach seine Sache besser zu machen, als der Zeitgenosse in den Städten, der kapitulierte, sobald keine warme Suppe mehr auf dem Tisch stand.

Gegen den Trotz Tirols sammelte Bonaparte jetzt seine Soldaten, und er befahl eine gewaltige Musterung im Park von Schönbrunn.

Am 20. Oktober 1809 in der Frühe um fünf trommelte und blies die Reveille. Aus den Schulen, Arsenalen und Privatquartieren Wiens marschierten die Kolonnen mit geschultertem Bajonett den herbstlichen Büschen Schönbrunns zu. Die Marschälle Bernadotte, Berthier und Duroc, die Generale Savary und Rapp standen hoch in den Sätteln ihrer Pferde. Auch Champigny, des Kaisers Minister und Herzog von Cadore, war zur Revue kommandiert, mit ihm Monsieur Corvisart, der schmächtige Leibarzt, der sich um Salben und Pillen für Bonapartes Gesundheit zu bemühen hatte. Zu alledem Pauken, Standarten, Trompeten, Geschütze und unendlich viel gaffendes Volk!

Alles war zur Parade gerichtet. Aus dem friedlichen Lustpark war ein lärmendes Feldlager geworden. Man wartete zu Tausenden. Einer fehlte noch. Und das war Napoleon selber, der sich gegen alle Gewohnheit peinlichst verschlafen hatte.

Endlich stürzte der Freund und Vasall Graf Rapp selber in das Quartier und mahnte zur Eile. Mit hellem Schrecken sah der Kaiser den Zeiger seiner Uhr über die siebente Stunde rücken. Er bat Rapp, die Truppen und Offiziere mit einer Rede hinzuhalten. Er selber aber schlüpfte, ohne sich heute bedienen zu lassen, in Montur und Pantalons, in Stiefel, Weste und Handschuh, um endlich im Spiegel der Kammer mit erneutem Unmut festzustellen, daß ihm der Bart zu einer zottigen Hecke gewuchert war. Mit unrasiertem Gesicht aber wollte er, der Blankheit und Glätte vom geringsten seiner Soldaten verlangte, nicht zur Revue er-

scheinen. Das kaiserliche Beispiel ging dem Feldherrn über alles. Darum läutete er heftig die Tischglocke und befahl seinem Diener, unverzüglich den Leibbarbier herbeizuzitieren. Der Domestik aber konnte nur mit bebender Stimme melden, daß alles, selbst der Leibbarbier, zur Musterung angetreten sei, und von der im Schloßhof verbliebenen Eskorte dürfte sich wohl keiner auf die Kunst des Bartschneidens verstehen.

Jetzt stampfte Bonaparte wütend den Fuß aufs Parkett, sah die Uhr um fünfzehn kostbare Minuten weitergerückt, riß das Fenster auf und schrie in seiner Verzweiflung drei Reiter der aufgesessenen Eskorte heran, sie hätten unverzüglich binnen drei Minuten den nächsten Barbier aus Wien zu requirieren. Und da des Kaisers Garden solchen Befehl auch nicht um eine Viertelsekunde zu spät zu vollführen sich getrauten, darf man sich nicht wundern, daß prompt nach drei Minuten ein biederer Bürger aus Wien in der kaiserlichen Kammer stand, ein Mann in den Vierzigern, aufrecht und gar nicht devot, der mit fester Stimme erklärte, daß ihn bewaffnete Gewalt zu diesem Dienst im Schloß gezwungen habe.

Napoleon, der allein war, dem die Eile wie Nesseln unter den Füßen brannte, Napoleon überhörte die Erklärung des Bürgers, er lehnte sich in seinem Sessel hintenüber und spürte das ungestüme Blut erst ruhiger werden, als ein warmer Seifenschaum seine Wangen bedeckte. Der Barbier strich an einem Ledergürtel sein Schermesser scharf, biß auf die Zähne, da er nicht anders konnte, als das ihm in tiefster Seele verhaßte Bubengesicht des Welttyrannen in nächster Nähe zu beobachten. Wahrhaftig, diese kleine, aufzuckende Grube am rechten Winkel der Lippe verriet den zügellosen Ehrgeiz eines Gewordenen. Diese Spalte, die mittlings in die Stirne über dem Nasensattel sprang, war das Mal des skrupellosen Egoisten. Am schärfsten aber wollten ihm die winzigen Krähenfüße der Augen den Hohn eines Unterdrückers, den hämischen Spott eines Spielers offenbaren, der mit tausend blinden Würfeln die Torheit Europas sich dienstbar zu machen verstand.

Und da der Barbier Wangen, Kinn und Lippen des Allmächtigen bereits geglättet hatte, blieb ihm noch die scharf hintenüber gespannte Kehle übrig, und diese Gurgel sollte die knirschende Wut des Wiener Patrioten schauerlich spüren. Die sichere Stille des Ortes, die unheimliche Einsamkeit mit dem Kaiser löste dem Figaro die Zunge. Er drückte das zuckende Messer fest an die Kehle seines Opfers, ließ die haarscharfe Klinge spielen und springen, sprach leise dabei und zischelnd, gefaßt, ein Kind des Todes zu sein, gefaßt aber auch, mit dem geringsten Überdruck seines Messers das Schicksal Europas in einer halben Sekunde wenden zu können.

Erschrecken wir alle vor der Laune des Zufalls, werden wir demütig vor solch lächerlichem Streich des Geschicks, das in diesem Augenblicke ungezählte Armeekorps, das Kronen, Zepter, Verträge, Siege der Schlachtfelder und zur See, das Welten von schrankenloser Gewalt zu albernen Besengespenstern machte, die sich nicht mit zwei Zoll einer simplen Rasierklinge messen konnten.

„Sire, die Eskorten ritten aus dem Hof, sie mögen wiederkommen, schon recht, aber in dieser Minute sind wir allein!"

Das waren des Barbiers einzige Worte, doch sie schnitten so scharf wie sein Werkzeug selber, und der mit rücklings gestrecktem Haupte im Sessel hing, war wehrlos wie der Fuchs im Eisen. Den glühenden Kopf nur halb nach vorne zu beugen, das wagte der Korse nicht, ein Zucken nur, und die Klinge zerriß ihm die Gurgel. Die Wachen standen außer Rufweite mit präsentierter Muskete am Tor. Was nützte solche gedrillte Bereitschaft? Und die Diener mochten jetzt die Bügel seines Pferdes mit beflissener Eile zur Verfügung halten. Sollte er dennoch mit jähem Hilfeschrei kundtun, daß der Meister der Welt in Gefahr sei?

Es war zu geschmacklos, seine Angst vor einem dürftigen Schaumschläger preiszugeben. Und keiner war Zeuge, die erhabene, allgewaltige Majestät zum jämmerlichen Barbierkunden gewandelt zu sehen. Immer noch stand das Messer am Halse, stand und sprang, indes der Kaiser Gelegenheit hatte, den ganzen Grimm dieser Zeit im Antlitz des blassen Bürgers zu studieren. In seiner Brust geschah ein lautloser Einsturz, und alle Kraft schmolz aus den Gliedern. Die Adern strömten schier aus. Und jeden, der gegen ihn aufgestanden war, der aber auch unerbittlich fallen und verbluten mußte, sie alle sah er in schauerlichem Märtyrerzug vor seinen Augen defilieren: den Schill von Stralsund, den Palm von Braunau, den Jüngling Staps aus Naumburg; mit ihnen die Elfe von Wesel, die Keffenbrink und Galle, Wedell und Jahn, Flemming, Trachenberg, Felgentreu, Schmidt, Gabain und Keller hießen! Dann aber drohten die lebenden Todfeinde mit geballten Fäusten: Wellington und Blücher, der Herzog von Öls, Hofer, Speckbacher, Haspinger, Martin Teiner und Josefus Steub!

Er mußte schon denken, daß diese Revue der Gespenster, die sein düsteres Gewissen hielt, doch eine andere war als jene, die im Schönbrunner Park seiner wartete. Und was den Bartschneider anbetraf, so kannte er nicht einmal seinen Namen, dennoch mußte er von ihm dies erste, fürchterliche Quousque tandem, dies erste Memento mori mit entsetzlicher Klarheit vernehmen. Er hatte Preußen gedemütigt, Österreich geschlagen, Rußland bestochen, Holland diente ihm, der Rheinbund, Dänemark, Bayern, Italien, die ganze Welt huldigte mit Zeptern, Degen und Fahnen, vom Kadetten zu Brienne hatte er es zum Cäsar Europas gebracht, draußen, knapp hundert Meter zum Park, harrten Marschälle und Generale, Herzoge und Offiziere, lauerte eine Armee auf die Gnade seines hoheitsvollen Besuches, und hier, zwischen vier morschen Tapeten, ratlos, hilflos, verlacht von der Grimasse seines eignen Genies, ganz und gar nur Staub und Fleisch ...

*

Auch der Figaro war heiß geworden; jetzt aber, da ein Rasseln durch die Gewichte der Zimmerpendüle lief, floß alles zu besonnener Kühle in ihm zusammen: Ein Meuchelmord wäre kein Heldenstück gewesen!

Mit hämischem Grinsen rasierte er den Monarchen zu Ende, und sein heiteres: „Fertig, Sire!" löste einen Kontinent von Klammern aus der Seele des Kaisers. Stumm schwankte Napoleon an das Vertiko, öffnete seine Schatulle, eine Stange roten Dukatengoldes platzte auf den Tisch, aber der Wiener Patriot warf den Sold zurück in die Kassette. Er begnügte sich mit dem frostigen Gruß, daß er Seiner Majestät für soviel Vertrauen und Stillehalten danke. Und verschwand, um bereits eine halbe Stunde später mit der Post über die Stadtgrenze bei Simmering zu entfliehen, denn keiner bot ihm Gewähr, daß die Rache des Korsen sich nicht plötzlich erneut entzünden könne.

Wir wissen von diesem 20. Oktober 1809 nur noch soviel, daß Napoleon aus nie aufgeklärten Gründen die Revue plötzlich abblasen ließ, daß er indes nicht zögerte, den Vizekönig von Italien mit 50 000 Mann zur Unterwerfung Tirols zu bestimmen. Er selbst beeilte sich, binnen wenigen Tagen die Kunst des Bartschabens mit eigner Hand zu erwerben.

Und du! Von A. Glitz-Holzhausen

Durch meine Gedanken geht mancherlei
In des Abends blaugrauer Dämmerung,
Und du und du bist immer dabei,
Erst süßes Flüstern, dann wilder Schrei;
Wie Mohn blüht die Erinnerung:
Du und ich, wir waren jung,
Und unsere Jugend rast vorbei.

Rot blühte der Mohn im Weizenfeld,
Viel röter als Mohn war unser Blut;
Und Liebe die vollen Segel schwellt;
Wir fuhren durch Gottes Sternenwelt;
Erst süßes Tasten, dann wilde Glut;
Ein Sturmwind riß uns vom Kopf den Hut
Und hat unser Segelboot zerschellt.

Wie Mohn blüht die Erinnerung,
Durch meine Gedanken geht mancherlei
In des Abends blaugrauer Dämmerung.
Und du und ich, wir waren jung,
Und du und du bist immer dabei;
Erst süßes Flüstern, dann wilder Schrei,
Rast unsere Jugend vorbei, vorbei!

Aus den Werdetagen der deutschen Einheit

Rheinische Erinnerungen von Präsident Dr. Dr. Dr. Paul Kaufmann

Das Frühlingswehen einer neuen, großen deutschen Zeit erfüllte meine Kinderjahre. Ein stolzer Aufstieg unseres Volkes, das wie kaum ein anderes das unerbittliche Gesetz des ewigen Hoch und Niedrig an sich erfahren hat, kündete sich an. Mit den Eltern verkehrte ein in Bonn im Ruhestande lebender alter General, der dem Prinzen Wilhelm von Preußen bei seiner Flucht von Berlin im März 1848 behilflich gewesen war. Als Kutscher verkleidet, lenkte er den Wagen, in dem der Prinz die Hauptstadt verließ. Und nun sollte der einst so bitter geschmähte „Kartätschenprinz", siegreich in drei Kriegen, durch Erneuerung des deutschen Kaisertums die Sehnsucht einer lange der Auferstehung harrenden Nation erfüllen. Preußen und Österreicher fochten für die Befreiung der deutschen Nordmark. Begeistert sangen wir „Schleswig-Holstein meerumschlungen", zupften mit der Mutter Scharpie und brachten Liebesgaben in die Lazarette. Auch Österreicher lagen dort, meist Tiroler Kaiserjäger, liebe, prächtige Menschen. Der Düppeler Schanzensturm und der Übergang nach Alsen, beides durch ihre Kühnheit unvergleichliche Heldentaten der preußischen Armee, brachen bald den feindlichen Widerstand. Schon nach wenigen Monaten klangen die Friedensglocken durch das Land.

Seit mehreren Jahren stand Preußen unter dem Zeichen des Verfassungskonflikts, eines erbitterten Kampfes der Regierung, an deren Spitze 1862 Otto von Bismarck getreten war, mit der kleinlich nörgelnden, einsichtslosen Volksvertretung über die Umgestaltung des Heerwesens.

Die Fortschrittspartei, der Herd des heftigen Widerstandes, deren geistige Führung in Berlin und in den alten Provinzen lag, hatte auch am Rhein eine zahlreiche Gefolgschaft im Bürgertum und in den breiten Massen. Das Abgeordnetenfest, das im Juli 1865 in Köln unter dem Vorsitz des Kölner Stadtverordneten Classen-Kappelmann gefeiert wurde, gestaltete sich daher zu einer lebhaften Huldigung für die Widersacher der Bismarckschen Politik. Dabei kam es zu wiederholten Zusammenstößen mit den Behörden. Wie ein Märchen aus längst verklungenen Tagen hört es sich an, daß die Polizei den Gürzenich in Köln, wo das Festmahl stattfinden sollte, im letzten Augenblick schloß, die nach dem Zoologischen Garten verlegte Versammlung auflöste und daß am nächsten Tage bei einer Rheinfahrt der Festgenossen in Bonn das Husarenregiment, in Lahnstein nassauisches Militär aufgeboten wurden, um eine Landung zu hindern. Ich erinnere mich, wie aus dem an Bonn vorüberfahrenden Dampfboot der Gesang des höheren Orts nicht genehmen und noch bis 1870 den preußischen Militärkapellen verbotenen Arndtschen „Was ist des Deutschen Vaterland" erscholl, während am Ufer abwehrend das Preußenlied „Heil dir im Siegerkranz" angestimmt wurde. Der Hauptheld der Kölner Tragikomödie, der würdige Bürgermeister von Longwich mit dem denkwürdig gewordenen weißen Filzhut, steht noch vor mir. Die Scherzworte:

Aber Herr Bürgermeister von Longwich,
Wir sind noch alle so hongerich!

welche ihm aus der Versammlung im Zoologischen Garten, die er auflöste, zugerufen wurden, haben lange in Karnevalsliedern fortgelebt. Auch bei der Enthüllung des Arndtdenkmals auf dem Alten Zoll in Bonn, die in jenen Tagen stattfand, war eine fortschrittliche Kundgebung geplant gewesen. Ihr hatte mein Vater auftragsgemäß entgegenzutreten, wodurch auch seine Person vorübergehend in den politischen Streit hineingezogen wurde. Bei einer Eisenbahnfahrt mit dem Vater nach dem Ahrtal wurde der Bonner Vorfall lebhaft besprochen. Einer der Reisenden meinte, der Bonner Oberbürgermeister müsse ein rechter Esel sein. Um einer unbedachten Äußerung seines Sohnes zuvorzukommen, erwiderte der Vater, er kenne das Bonner Stadtoberhaupt ziemlich genau und glaube, daß es richtig gehandelt habe. Nachdem er dann in seiner ruhigen, klaren Weise den Verlauf der Angelegenheit dargestellt, meinten schließlich alle, daß den Oberbürgermeister Kaufmann kein Vorwurf treffen könnte. Dem stimmte selbst der Reisende zu, der ihn zunächst für einen rechten Esel gehalten hatte. Er stellte sich, als wir den Zug verließen, als ein Justizrat aus Köln vor. „Ich empfehle mich, Herr Justizrat," erwiderte der Vater beim Aussteigen, „ich bin der Bonner Oberbürgermeister." Das erstaunte Gesicht des Justizrats sehe ich noch.

Welch furchtbar blutig Handwerk der Krieg ist, empfanden wir schon deutlicher im Jahre 1866. Auch das rheinische Armeekorps wurde mobil gemacht. Gegen den Gedanken eines Krieges zwischen Preußen und Österreich hatte man sich am Rhein, von wo viele alte Beziehungen nach der Donau gingen, lange gesträubt. In zahlreichen Volksversammlungen war gegen den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bund Einspruch erhoben worden. Der Kölner Erzbischof Melchers hatte sogar den König feierlich vor einem „Bruderkriege" gewarnt,

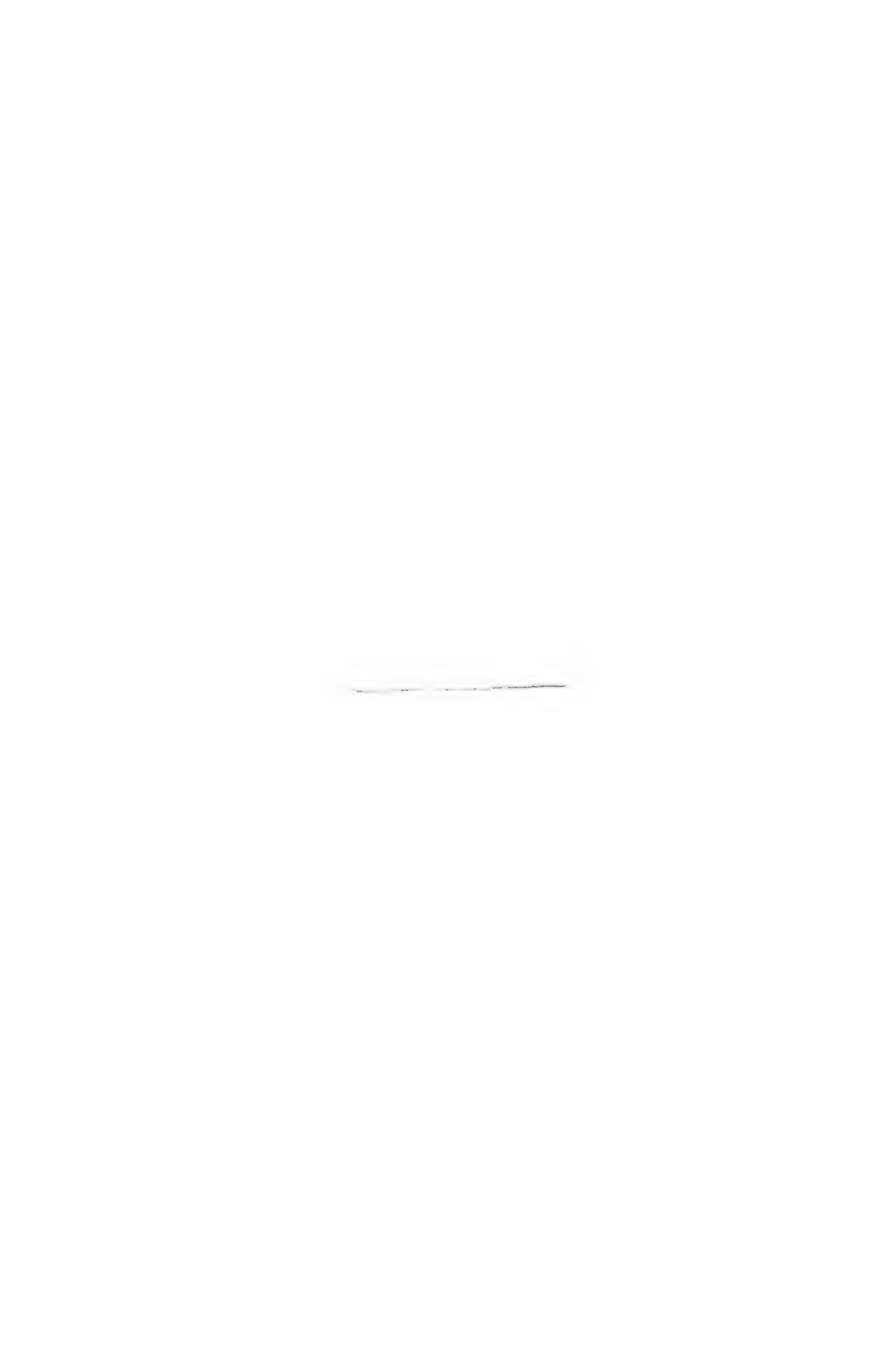
in dem die Rheinländer dem Rufe ihres Kriegsherrn „nur mit Unmut und Abneigung, ohne Begeisterung, Gehorsam leisten würden“. Aber schließlich zwang die verwirrte deutsche Frage zu einer gewaltsamen Lösung. Zur Erholung von den Aufregungen der Kriegsmonate, die, den meisten unbewußt, die Einheit Deutschlands im Schoße trugen, reisten die Eltern im Herbste 1866 mit uns nach dem alten Rheinstädtchen St. Goar. Die Ruine der ehemals hessischen Feste Rheinfels, die ihr Kommandant 1794 den Sansculotten schmählich preisgegeben, war ein Lieblingsplatz für unsere soldatischen Spiele. In unserem Absteigequartier, dem Gasthof zur Lilie, wurden eine vergoldete Messingkrone, Becher und andere Erinnerungen an die St. Goarer Hanse aufbewahrt, eine alte Handelsgilde, in die reisende Kaufleute unter lustigen Zeremonien aufgenommen wurden. In den Abendstunden dienten uns diese Stücke als willkommene Unterhaltung. Wir haben mit den Eltern die Brüderburgen bei Bornhofen und den trutzigen Felsen bestiegen, auf dem die von Klemens Brentano erfundene und durch Heinrich Heine weltbekannt gewordene schöne Zauberin Lorelei mit süßem Gesange die Vorüberfahrenden lockt. Ehrfürchtig saßen wir in Rhens, wo die Gebiete der vier rheinischen Kurfürsten zusammenstießen und viele deutsche Könige, als erster der hochgesinnte Heinrich von Lützelburg, ausgerufen wurden, auf dem Königstuhl.

Die Erfolge des deutsch-österreichischen Feldzuges hatten die politische Stimmung in Preußen überraschend umgewandelt, auch den Rheinländern den Anschluß an die Regierung erleichtert. Wie gründlich dem fortschrittlichen Widerstand der Konfliktszeit der Boden unter den Füßen verloren gegangen war, zeigte sich im Sommer 1868 bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier der Bonner Friedrich-Wilhelms-Universität, an der König Wilhelm I., seine Gemahlin und der Kronprinz teilnahmen. Der begeisterte Empfang stand in auffälligem Gegensatz zu den billigen Triumphen der Abgeordneten im Jahre 1865. Ich habe die stürmisch begrüßten hohen Herrschaften auf dem Weg zur Festversammlung in der Universitätsaula in großem Aufzug vorüberfahren sehen. Der Kronprinz war schon einen Tag vor den Eltern eingetroffen. Er hatte von 1850 bis 1852 in Bonn studiert und sich durch sein einfaches, leutseliges Wesen allgemeine Hochschätzung und Verehrung erworben. Das ist ein wirklich „gemütlicher Prinz“, hatten die Bonner damals gemeint. Sein mit einer freundlichen Widmung versehenes Bild, das er beim Abgang von der Universität dem Vater schenkte, schmückt noch mein Arbeitszimmer. Die Stadt Bonn ließ es sich nicht nehmen, dem Kronprinzen durch ein Fest im Kleyschen Garten ihre dankbare Anhänglichkeit zum Ausdruck zu bringen. Ich stand an der Türe des Saales, in dem die zahlreichen Gäste an kleinen runden Tischen speisten und von Bonner Wirtssöhnen, die 1866 mitgefochten hatten, bedient wurden. In der Mitte des Saales hate der Kronprinz mit mehreren gekrönten Häuptern, ehemaligen Studiengenossen, und dem Vater Platz genommen, Das Essen ging zu Ende, es sollten Kaffee und Zigarren gereicht werden. Da trat ein Bonner Stadtrat mit der scherzhaften Aufforderung an mich heran, dem Kronprinzen die Havannas anzubieten. Ich faßte das ganz ernsthaft auf und stand bald darauf mit einer Zigarrenkiste an seiner Seite. Fürstlichkeiten waren für Bonner Kinder nichts Ungewöhnliches. Aber den mit frischem Kriegslorbeer geschmückten preußischen Thronfolger aus nächster Nähe zu beobachten und zu sprechen, erschien mir als besondere Gunst des Schicksals. Der Kronprinz, dem ich mit klopfendem Herzen die Zigarren anbot, sah mich zunächst überrascht an, klärte jedoch durch die Frage an meinen ebenso überraschten Vater: „Ist das Ihr Junge?“ die Sachlage rasch befriedigend auf. Dann gab er mir freundlich die Hand, erkundigte sich, wie alt ich sei, welche Klasse des Gymnasiums ich besuche, und versenkte schließlich einige Havannas in meine Rocktasche mit den Worten: „Rauch' sie, wenn der Vater es nicht merkt.“ Dieser Aufforderung bin ich aber nicht gefolgt, habe vielmehr die denkwürdigen Zigarren sorgfältig aufbewahrt, bis sie durch meine rauchlustigen Brüder schließlich ihre eigentliche Bestimmung erfüllten. Nach dem Essen begleitete mein Vater den Kronprinzen durch den hellerleuchteten Garten. Auf einem Rasenplatz erglänzte eine aus bunten Lichtern gebildete Kaiserkrone. Noch sehe ich den Kronprinzen, der aus seiner kurzen Kriegspfeife rauchte, dem Vater mit dem Finger drohen und höre ihn sagen: „Aber so etwas, lieber Kaufmann, das ist um einige Jahre verfrüht.“

Durch die Gründung des Norddeutschen Bundes unter Preußens Führung war das zum guten Teile auf der Ohnmacht Deutschlands beruhende französische Übergewicht schwer erschüttert worden, aber die Welt ahnte nicht, daß Frankreich trotz der heuchlerischen Friedensbeteuerungen seines Ministerpräsidenten für einen zum Frühjahr 1871 geplanten Vorstoß nach dem Rhein Österreich und Italien als Bundesgenossen gewonnen hatte. Erst die Verhandlungen über die spanische Königskrone wiesen, für die meisten völlig überraschend, auf das am politischen Horizont heranziehende Unwetter hin. In den ersten Julitagen, erzählte der Vater, waren die Offiziere des Bonner Husarenregiments beim König in Ems gewesen. Nach der Tafel hatte der Monarch gefragt, wann das Regimentsexerzieren beginne und ob die Schwadronen für die Herbstübungen gut vorbereitet seien. Als der Regiments-



Sonne und Erde. Gemälde von Prof. Dr. Ludwig Dettmann



kommandeur etwas unbedacht erwiderte, alles sei fertig zum Manövrieren und zum Marschieren, wenn es sein müßte, bis nach Paris, nahmen die Züge Wilhelms I. einen ernsten Ausdruck an. „Das wolle Gott gnädig verhüten," sagte er, „ich habe einen großen Krieg geführt und hoffe, der Himmel wird mir die Notwendigkeit ersparen, meinem Volke die schweren Lasten und Opfer ein zweites Mal aufzuerlegen."

Alle Besorgnisse verschwanden wieder, nachdem der Erbprinz von Hohenzollern auf Spaniens Krone verzichtet hatte und damit der Anlaß zur französischen Verstimmung beseitigt schien. Um so unerwarteter, wie ein Blitz aus heiterer Luft, schlug die bald darauf erfolgende französische Kriegserklärung ein. Was der König befürchtet hatte, ward Wirklichkeit, Frankreich war durch sein ungezügeltes Rheingelüst schicksalsmäßig in den Krieg getrieben worden. Man besorgte am Rhein einen baldigen Einbruch der angeblich schon lange marschbereiten Franzosen. Es wurde alles vorbereitet, um das linke Rheinufer preiszugeben und die Bonner Garnison über den Strom zu schaffen. Darüber wurden zwischen dem Vater und dem Kommandeur unseres Husarenregiments viele geheimnisvolle Beratungen gepflogen. Die Eltern verbargen die Wertsachen in einem der Türme der Bonner Münsterkirche. Dorthin durften auch meine jüngeren Geschwister die schönsten Stücke aus ihrem Spielzimmer bringen. Mit fieberhafter Sorge wurden Nachrichten von der Grenze erwartet. Von unbedeutenden Vorpostengefechten und den Neckereien bei Saarbrücken abgesehen, blieb zunächst alles ruhig. Die französische Lüge über ein glänzendes Gefecht, bei dem Prinz Louis seine Feuertaufe erhalten und mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit mitten im Kugelregen den ersten Schuß aus einer Mitrailleuse auf Saarbrücken getan haben sollte, hatte kurze Beine. Schon bald brachten ungezählte Eisenbahnzüge die Truppen aus dem Osten an den Rhein. Alle Versuche Frankreichs, Preußen zu isolieren, waren erfolglos geblieben. Wie ein Mann hatte sich ganz Deutschland erhoben. Eine Siegesnachricht folgte der anderen. Nach der Schlacht von Wörth erschien spät in der Nacht ein Fackelzug vor unserem Hause. Der Vater hielt in hastig übergeworfener Bekleidung vom Balkon aus eine Ansprache an die freudig bewegte Menge.

Alle freie Zeit brachte ich auf dem nahe der elterlichen Wohnung gelegenen Bahnhof zu, wo immer etwas Neues zu sehen oder zu hören war. Bonn lag nämlich an einer wichtigen Eisenbahnlinie. Vom Prinzen Friedrich Karl, dem roten Prinzen, der sich in Bonn an einem Becher Rheinwein labte, hörte ich: „Beruhigen Sie sich, wir werden die Franzosen schon unterkriegen." Den Zug sah ich, der den König, begleitet von seinen Paladinen Bismarck, Moltke und Roon, still bei Nacht zur Armee brachte. In Köln war der König während seines kurzen Aufenthaltes mit einer beispiellosen Begeisterung gefeiert worden. Bismarck hat sich noch nach Jahrzehnten an den „ohrengellenden, freudigen Zuruf am Kölner Bahnhof" erinnert. Im Gegensatz zu 1866 war der Krieg auch für die Rheinlande ein wahrer Volkskrieg geworden. Später folgten viele Züge mit Kranken und Verwundeten, die nicht selten in Güterwagen ungenügend untergebracht waren. Das „große Sterben" früherer Kriege, Cholera, Ruhr und Typhus, forderte noch empfindliche Opfer. In freier Liebestätigkeit wurde Außerordentliches geleistet. Bonn mit seinen zahlreichen Hospitälern bot für viele Verwundete und Kranke Raum. Die Mutter pflegte in einem Lazarett des Vaterländischen Frauenvereins. Genesende Krieger brachte man in Familien unter. Bei uns war ein hochgewachsener Grenadier aus dem I. Garderegiment zu Fuß viele Wochen aufgenommen worden.

Die von schlichter, gottesfürchtiger Siegesfreude, landesväterlichem Schmerz über die blutigen Opfer und von teilnehmender Empfindung für den tapferen, aber unglücklichen Gegner erfüllten Depeschen des Königs an seine Gemahlin brachten immer neue Kunde von Niederlagen des Erbfeindes. Wie oft haben wir in diesen Tagen des Württembergers Max Schneckenburger prächtiges Sturmlied „Die Wacht am Rhein" gesungen. 1840, kurz nach des Bonners Nikolaus Becker Rheinlied, das, wie Bismarck später einmal gesagt hat, auch damals ein paar Armeekorps wert gewesen sei, zur Abwehr gegen die Kriegspläne des Ministeriums Thiers entstanden, war das vergessene Schneckenburgersche Lied 1870 mit Blitzesschnelle Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Bonn wurde ein bevorzugter Gastort für französische Offiziere, deren Zahl schließlich fast zweitausend betrug. Die Deutschen zeigten sich wie immer als edelmütige, ritterliche Sieger. Alles war darauf bedacht, den Gefangenen ihre Lage möglichst erträglich zu gestalten. Höchst zuvorkommend behandelt, genossen diese freieste Bewegung. Auf den Bonner Promenaden entfaltete sich ein Leben wie auf Pariser Boulevards. Die französischen Mannschaften, darunter viele Turkos und Zuaven, wurden mit Notstandsarbeiten beschäftigt. Die zum Teil höchst verwegen ausschauenden französischen Kulturträger könnte ich noch malen. Unter den Offizieren befanden sich Kriegsminister Leboeuf, der ruhmredige Chef der französischen Kriegsverwaltung, und General Felix Douay. Leboeuf ritt oft durch die Poppelsdorfer Allee. Sein Pferd hat später viele Jahre anstatt des Marschalls einen kranken Bonner Sonderling auf dem Rücken getragen. Nahe bei uns war in einem Gasthofe der Artillerieoberst Parmentier untergebracht, den

seine Frau, die berühmte Geigenkünstlerin Teresa Millanillo, in die Gefangenschaft begleitet hatte. Wie ihre früh verstorbene Schwester, war sie einst ein entzückendes musikalisches Wunderkind gewesen. Aus Adalbert Stifters Erzählung „Zwei Schwestern“ hatten wir davon erfahren. Die Mutter besaß auch ein Bild, auf dem die Schwestern in weißen Kleidchen, Teresa mit gescheitelten Haaren und langen Zöpfen, Maria mit einem vollen Lockenkopf, geigend dargestellt waren. Leider ist es zu einer Begegnung mit der jeden Verkehr meidenden Frau Parmentier nicht gekommen. Die französischen Offiziere schieden sich in zwei streng getrennte Lager. In dem einen fanden sich die Kameraden von der Armee Mac Mahons zusammen, in dem andern die als „Verräter“ von ihnen gemiedenen des Bazaineschen Korps. Bei besonderen Anlässen sah man die Offiziere, die für gewöhnlich bürgerliche Kleidung trugen, in ihren bunten, phantastischen Uniformen. Bei den vielen stattlichen Gestalten unter ihnen war das ein schönes, farbiges Bild.

Höchste Begeisterung löste Sedans Übergabe und die Gefangennahme Kaiser Napoleons und später die Kaiserproklamation im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles aus, bei der Wilhelm I. gelobte, daß er und seine Nachfolger an der Krone allezeit Mehrer des Reichs sein wollten, aber nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens. Rascher als der Kronprinz 1868 beim Anblick der Kaiserkrone im Kleyschen Garten zu Bonn geglaubt, hatte sich die Zeit erfüllt, in der Preußens König Deutschlands Kaiser werden sollte. Wie nach einem warmen Regen die Pilze sind damals Gedichte zum Preise der deutschen Waffen und der „Germania ohne Witwenschleier“ aus der Erde geschossen. Diese bunte Kriegspoesie ist zum größten Teile längst vergessen. Aber aus einem Hymnus, den ein braver Bonner Handwerksmeister verfaßt und meinem Vater gewidmet hatte, leben folgende unsterbliche Zeilen in meinem Gedächtnis fort:

Bazaine und Mac Mahone
Waren beide auch nicht ohne.

Schon wenige Wochen nach Einstellung der Feindseligkeiten waren die Friedensbedingungen festgesetzt. Es kam den Deutschen nicht in den Sinn, die besiegten Gegner lange durch bange Ungewißheit zu quälen. Ein schöner Frühlingstag begrüßte das Bonner Friedensfest, welches Ende März 1871 in der Beethovenhalle gefeiert wurde. Den Trinkspruch auf den neuen deutschen Kaiser brachte der Vater aus. Nicht endenwollenden Beifall entfesselten seine Worte: „Was unsere Väter kaum mehr zu hoffen wagten, das sehen wir erreicht, die alten Reichslande kehren wieder zu uns zurück, das zerrissene, uneinige, schwache Deutschland ist jetzt einig, stark und mächtig unter dem Schutz und Schirm des siegreichen deutschen Kaisers.“

Mit den alten Gegensätzen zwischen den östlichen und westlichen Teilen der preußischen Monarchie war aufgeräumt worden. Auch für die Rheinländer, welche 1866 noch nach Österreich hinübergeschielt hatten, war die Bedeutung der nach einem Ausspruch Karl Immermanns „mächtigen historischen Wahlverwandtschaft“ offenbar geworden, die durch Mischung des knapperen, gemessenen altpreußischen Geistes mit dem heiteren Blute, der Phantasie und dem fröhlichen Sinne der Rheinländer gestiftet worden war“. Das Rheinland, der ehrwürdige Mutterboden der deutschen Kultur, hatte in die Ehe mit Preußen eine reiche Mitgift, Wichtiges, zum Teil sogar Wesenbestimmendes eingebracht. Seine Erwerbung machte Preußen zur Großmacht, bahnte ein neues Deutsches Reich und die Wiederherstellung der Einheit des Rheintals an. Dafür wurde aber dem Rheinland viel, sehr viel von Preußen geschenkt. Beide haben sich nach dem Gesetz organischer Körper wechselseitig befruchtet und aufgebaut. Das Rheinland ist unter dem preußischen Adler vor dem Schicksal bewahrt worden, ein Spielball in den Händen der Großmächte zu werden. Die Verbindung mit dem starken, schöpferisch wirksamen preußischen Staate, der mit fester Hand den deutschen Schicksalsstrom beschützte, hat dem jahrhundertelang durch Kriegsnot heimgesuchten, politisch heillos zerrissenen Westen eine lange, reich gesegnete Friedenszeit geschenkt und höchste Lebenswerte in ihm aufblühen lassen. Unternehmungsgeist und Schaffenskraft der Rheinländer allein, ohne preußische Hilfe, hätten den fast märchenhaften wirtschaftlichen Aufstieg im Westen nicht zuwege gebracht. Der hohe nationale Geist, der die Rheinländer unter dem Eindruck der weltgeschichtlichen Ereignisse von 1870/71 erfüllte, versöhnte sie auch mit dem, was die meist landfremden, altpreußischen Beamten früher bei aller Pflichttreue und Zuverlässigkeit durch unzureichendes Verständnis für die Eigenart der rheinischen Volksseele auf geistigem, besonders religiös-kirchlichem Gebiete gefehlt hatten. Auch im Westen hatte man erfahren, daß das Preußentum, wie Bismarck einst gesagt, einer Wolljacke gleicht, die zuerst kratzt, dann aber warm hält. Die von alters her von einem tief eingewurzelten Selbständigkeitstrieb erfüllten Rheinländer waren sich bewußt geworden, daß ihre reiche Kultur und Wirtschaft auch in Zukunft nur durch engste Verbundenheit mit den Brüdern im Osten verbürgt wurde. Ein sichtbares Zeichen solcher Gesinnungen war der von Vertretern der Rheinprovinz, zu welchen auch mein Vater gehörte, dem aus Frankreich heimkehrenden Kaiser Wilhelm I. überreichte goldene Lorbeerkranz. Er trug die Umschrift: „Ihrem Kaiser und Heldenkönig die dankbare Rheinprovinz 1870/71.“

Neues vom Büchertisch

Romane und Novellen. Von Karl Strecker

Susanne Trautwein: Die schöne Richterin (Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer) — **Hermann Roßmann: Klas der Fisch** (Zehlendorf-Berlin 1927, Rembrandt-Verlag) — **Hermann Stegemann: Wandlung** (Berlin 1927, Aug. Scherl) — **Rudolf Presber: Liebe** (Berlin 1927, Dr. Eysler & Co.) — **Ludwig Fulda: Bunte Gesellschaft** (Stuttgart 1927, J. G. Cotta Nachfl.)

Mit einem Fund hält man nicht gern unnötig hinter dem Berge: die Erzählerin Susanne Trautwein war mir bisher unbekannt, anscheinend hat sie auch noch nichts in Buchform veröffentlicht, als die Erzählung Die schöne Richterin, aber sie verdient es, daß wir von ihr sogleich an erster Stelle sprechen. Keine Wundererscheinung, wie gleich bemerkt sei, aber doch eine Verheißung, denn der gute Durchschnitt, den der Frauenroman gegenwärtig aufweist, wird hier um einige Stufen überholt, die ins Individuelle emporführen. Wenn Rilke als erste Forderung für den Dichter hinstellt, das Ungefähre zu hassen, so vermag auch hier ein solcher Haß Liebe zu erwecken (im Kunstgefilde). Der erste Satz des Buches lautet: „Für Ausnahmen hat die Menschheit besondere Gelasse gebaut, um sie darin erstaunt zu betrachten." Man nehme das als eine Probe der epigrammatischen Form und der gehaltvollen Schärfe dieser Schriftstellerin, zwei Vorzüge, die glücklicherweise nicht ihre einzigen sind. Auch ihren Roman könnte man als ein solches „Gelaß" ansehen, denn auch in ihm kann man die Heldin als eine Ausnahme erstaunt betrachten. Olimpia di Porta Ravegnana, die schöne und einzige Tochter des großen Rechtsgelehrten Giacomo in Bologna, wird vom Vater statt des erwarteten Sohnes der Wissenschaft geweiht. Nachdem sie daheim studiert, in Paris den Doktor gemacht hat, wird sie mit großem Pomp als Lehrer der juristischen Fakultät von Bologna eingesetzt. Eines Abends, in einem stockdunklen Lorbeerhain, hat sie ein ähnliches Schicksal wie Kleists Marquise von O., nur daß sie bei wachen Sinnen bleibt. Nach einiger Zeit bekennt sie dem Rektor, daß sie ihr Amt niederlegen müsse, und erzählt ihr Erlebnis. Der Rektor ist bestürzt, will aber für sie eintreten. So zieht sie sich still zurück und verbringt ihre Tage zu Hause, bis ein Aufstand der Söldner die Stadt in die Gefahr eines Bürgerkrieges bringt. Lambertazzen und Gierimeen, das sind die großen feindlichen Parteien in dem Bologna jener Zeit. Der Oberbefehlshaber Lambertazzi ist in politischen Geschäften abwesend, seinem Stellvertreter Sfiga, dem Feldhauptmann, hat er keinen Sold zur Auszahlung hinterlassen. Er gehört der andern Partei an. Eine Falle! Die Soldaten rebellieren. Sfiga will zu den Aufrührern sprechen, wird aber von einem Steinhagel niedergestreckt. Da, in höchster Not, spricht die Richterin, obwohl Lambertazza, zu den Aufständischen und beruhigt sie mit Versprechungen. Aber ein böser, heimlicher Wille ist am Werk: im Palais des Sfiga bricht Feuer aus. Die Richterin nimmt den Schwerkranken zu sich. Bald ist der Anstifter Lambertazzi selber da, eine Mussolininatur, nur überdies ein Sohn jener wilden Zeit: verbrecherisch, rücksichtslos und verschlagen. Er hat alles gut vorbereitet, jetzt braucht er Gewalt, stürzt die Bürgerpartei. In der Nacht des Umsturzes wird der Richterin ihr Sohn geboren, dessen Vater sie nicht kennt. Jahre gehen dahin. Der Sohn der Richterin Mario und der fast gleichalterige Sohn Lambertazzis werden Freunde, aber der Sprößling des Gewalthabers ist anderer Art, er sucht den Freund vergebens zu seiner abenteuerlichen Leichtfertigkeit zu verlocken, der er selber bald zum Opfer fällt. In seinem Schmerz bekennt Lambertazzi, daß er auch der Vater des Mario ist. Und nun beginnt ein Kampf zwischen den zwei starken Menschen. Er verlangt, sie solle ihm den Sohn lassen, er wolle sie als seine Geliebte ausgeben und Mario zu seinem Nachfolger ernennen. Aber die Richterin widersteht, sie will Wahrheit. Da er im Guten nichts erreicht, versucht er es mit roher Gewalt, aber diese scheitert an der Entschlossenheit von Mutter und Sohn — sie, die Verfemte und Verfolgte, geht in ein Pestlager, der Sohn verweigert in der Gefangenschaft die Nahrungaufnahme — bis der stolze Tyrann endlich öffentlich eingesteht, daß er der Richterin Schmach angetan hat. Erst jetzt wendet sich der Sohn zu ihm. Als sein Nachfolger und Oberhaupt von Bologna vereint er die beiden feindlichen Parteien friedlich und segensreich unter seiner Regierung. „So kommen," schließt das Buch, „Menschen herauf und tönen einander eine Zeitlang ihre Rätsel in die Ohren, bis sie, aus dem wirren Gedröhn leise gelöst, verwundert zurücksinken, woher sie gekommen sind."

Man sieht: eine Handlung, die es wert ist, dichterisch erfaßt zu werden. Dabei groß geschaut und kraftvoll gestaltet, mit künstlerischer Verdichtung und Wucht. Viel-

leicht waren diese letzten beiden Vorzüge der Erzählung es, die Susanne Trautwein veranlaßten, sie trotz der 254 Seiten, die sie umfaßt, eine Novelle zu nennen. Aber diese Theorie ist heute ziemlich hinfällig geworden. Und die Erzählung rollt nebenher ein so großes Bild von dem Bologna jener wogenden Zeit auf, sie beruft eine solche Menge scharf umrissener Gestalten in ihren Kreis, sie wechselt so in ihrer Tonweise — wie ist der Lambertazzi gezeichnet, wie im Gegensatz dazu der Knabe und vor allem die Richterin selbst! — daß die Bezeichnung Roman mindestens ebenso berechtigt ist. Man wird das Richtige treffen, wenn man sagt: Susanne Trautwein begann eine Novelle zu schreiben, es wurde unter ihren Händen ein Roman. So erklärt es sich, daß in der Erzählung zugespitzte Vorgänge, farbensatte Umwelt und seelisch vertiefte Handlung vereint sind, vorgetragen in blankgeschmiedeter, gehämmerter Sprache und mit einem klugen Weltblick, der des Lebens Leiden sieht, ohne zu klagen, aber nicht ohne sie zu fühlen.

*

Wenn man als die Aufschrift eines Romans Klas der Fisch liest, so meint man einen der vielen Tierromane vor sich zu haben, die jetzt den Büchermarkt überschwemmen — amerikanische Mode natürlich und amerikanisch verflacht, wie Musik und Tanz. Um nicht mißverstanden zu werden: es gibt sehr wertvolle Tierbücher, so die des Schweden Bengt Berg, des Dänen Svend Fleuron, auch Jack London sei hier genannt, aber mit Recht hat kürzlich Egon von Kapherr in der „Literatur“ Front gemacht gegen eine massenhaft in deutscher Übersetzung verbreitete Schundliteratur wie „Tarzan“ und die Bücher von Charles Roberts, wo die Bären im Winter Abenteuer erleben, statt zu schlafen — und ähnlicher Unsinn verzapft wird, immer mit übertriebener Vermenschlichung der Tiere.

In gewissem Sinne ist freilich auch Klas der Fisch eine Tiergeschichte, aber der Verfasser Hermann Roßmann überrascht gleich auf der ersten Seite durch eine so ungewöhnliche Vertrautheit mit der Natur und der Fauna des Meeres, daß man das sichere Gefühl hat: hier spricht ein Berufener, nein, ein Auserwählter, ein ganz seltener Dichter, dessen Liebe zum Meeresleben ihm eine beispiellose Gründlichkeit und Kraft der Anschauung verliehen hat. Aus diesem Roman können, das ist ohne Übertreibung gesagt, Naturforscher und Maler lernen. Die Größe der Anschauung wird bedient von einer Kühnheit der Form, die alle Fesseln, alle Theorie und Gepflogenheit einfach zersprengt und an ihre Stelle das Wogen des Meeres selber setzt, den Rhythmus der ewigen Wellenbewegung auf die menschliche Sprache überträgt.

Der Kern der Erzählung ist winzig klein, gleichsam eine Eichel, aus der vor unseren Augen ein rauschender Baum heranwächst. Klas, ein junger Fischer, ist von Naturanlage eine Art Meerwesen. Er fühlt sich auf dem Meere so wahrhaft in seinem Element, daß er die andern Fischer und ihre Bräuche meidet, er kümmert sich nicht um die Fangzeiten, die von den Beobachtungen der Fischzüge bestimmt werden, er fährt hinaus, wenn er es für gut hält, auch nimmt er weder einen Jungen, noch einen Knecht mit, Segel, Steuer und Netz bedient er selber, nackt wie ein Fisch und auch so munter im Wasser, nur daß er noch obendrein singen und vor Lust schreien kann im Wellengetümmel. Auch Eßbares nimmt er nicht mit, Salz und Wasser liefert ihm das Meer, und Nahrung seine Beute, die er roh verzehrt wie eine Robbe. Kein Wunder, daß er seiner blonden jungen Frau Gritta bald unheimlich wird, die zu bemerken glaubt, daß ihm Schwimmhäute zwischen den Zehen wachsen. Wenn er dann als einziger Fischer vier Tage oder länger im ärgsten Sturm draußen fischte, da ist sie wohl einmal zum Pastor gelaufen, und als er heimgekehrt ist, hat sie heimlich drei Kreuze in sein Segel genäht. Ihre Angst wird von Tede, dem jungen Fischer mit den glatten Backen und dem blonden Schnurrbart, ausgenutzt. Er hat schon längst ein Auge auf die hübsche Frau geworfen, jetzt verstärkt er das unheimliche Gefühl in ihr durch Schauermären, die er von ihm erzählt. Schon als Kind hat sie ihm einmal zugerufen: „Klas, du bist ja 'n Fisch!“ Jetzt fühlt sie sich mehr und mehr von seiner fremden Natur abgestoßen und zu dem warmblütigen Tede hingezogen. Eines Tages, als Klas im Sturm nach den Segeln blickt, bemerkt er, daß die drei Kreuze nicht mehr da sind. Wer hat die Fäden herausgetrennt? Seine Ahnung trügt ihn nicht: als er unerwartet heimkehrt, überrascht er die beiden, die sich in den Armen liegen. Und nun kommt der seltsame Knick, der dem Roman eine ganz eigene, aber künstlerisch durchgeführte Technik gibt: Klas sieht die beiden nicht wieder, aber es bleibt unentschieden, ob er selber nun weiterlebt, oder nur die Träume eines ertrunkenen Fischers träumt, in dessen Kopf, wie in der Muschel, ewiges Meeresraunen ist. Kraft dieser Ungebundenheit kann der Dichter ihn nun eine Reihe großzügiger Visionen erleben lassen, die alle frisch aus dem Meeresleben geschöpft sind. Er gesellt sich zu den Robben und lebt mit ihnen, gewinnt die Liebe der Raua, des schönen Robbenfräuleins. Schon hier ist man verblüfft über diese Beobachtungsgabe, die uns tatsächlich in das Leben der Robben, in ihre Gewohnheiten und den großen Rhythmus ihres Meeresdaseins hineinversetzt. So geht es nun weiter: die von den Menschen geflohene Kreatur gesellt sich den Lebewesen des Meeres; selber wieder ein Seegeschöpf geworden, hat sie so ihr gewaltiges Ele-

ment gefunden, eine Fisch-Menschnatur, ein Doppelwesen, das ungeschaute Geheimnisse der ewigen Tiefe ans Licht bringt. Goethe hat das Glück des Fisches im kühlen Element geahnt, als er die Verse schrieb: „O wüßtest du, wie wohlig ist“ usw. Dieser Meeressänger weiß es, er schildert es in hundert Bildern von berückender Naturtreue und greifbarer Wahrheit.

Das Tragische dieser Doppelnatur liegt natürlich darin, daß Klas jetzt keinem der beiden Reiche ganz angehört. Sein Liebesleben mit Raua findet ein jähes Ende, als er sich der wütenden Angriffe eines alten, feisten Seelöwen auf der Sandbank nur dadurch erwehren kann, daß er sich als Mensch aufrecht stellt und ihn mit einem Steinwurf auf die empfindliche Schnauze betäubt. Sogleich aber patschen alle Robben um ihn ins Wasser, Raua mit. Er ist erkannt ... Noch gefährlicher ist ein Besuch bei den Menschen. Als er sich im Schleppnetz eines Fischkutters über Bord ziehen läßt, mitten zwischen zappelnden Fischen, da rufen die Fischer entsetzt: „De Düwel! De Düwel!“ Einer greift nach dem Fischspieß, der andere nach der Flinte — schnell zieht Klas an dem Strick, der das Netz zusammenschnürt und saust lachend mit dem ganzen Fang, einem Sturzbach von hellen schimmernden Fischleibern, in die grüne Tiefe zurück. Es bleibt abzuwarten, ob der junge Dichter sich auf dieser großen Linie weiter entwickelt, oder ob er hier nur einen Stoff gefunden hat, in dem er auf ganz einzige Art seine eigentümlichste Kraft entwickeln kann. Jedenfalls hat er in diesem Roman die Stimmen und Stimmungen des Meeres leuchtend gefangen und obendrein hat er die Geschichte der menschlichen Seele in einem Sinnbild umrissen, ihre ewige Odyssee, ihre Sehnsucht, ihr unerklärliches Aufjauchzen, ihr unverstandenes Irren und ihre Tragik, — im endlosen Wellengang der Welt.

*

Ein „besinnliches“ Werk ganz anderer Art ist der Roman **Wandlung** von **Hermann Stegemann**. Wer die kristallklare Darstellung des Krieges aus dieser Feder kennt, wer dieses Historikers von weiten Horizontlinien umkreisten „Kampf um den Rhein“ verfolgt hat, der weiß von vornherein, daß er auch in diesem Roman etwas zu sagen hat, das den Tag überdauert und mehr will, als ein paar Stunden gut unterhalten. Er will Stellung nehmen in unserer vieldeutigen Zeit. Er will mit ernster, schwerer Glockenstimme in das Chaos und Getöse unserer noch ungeklärten Gegenwart seine Meinung und seine Mahnung hineinrufen. Gerade jetzt scheint ihm der rechte Augenblick dafür gekommen. Denn der „Krieg ist Geschichte geworden, die Umwälzung, die aus seinem Schoße herausgeworfen wurde, hat sich gesagt, der Umsturz ist auf der untersten Stufe des Abgrunds aufgehalten worden, und aus der Tiefe steigen, mühsam sich zum Lichte ringend, die überlebenden Geschlechter. Mit scharfem Auge hält er Musterung. Plötzlich greift sein Arm zu: ‚Komm her!‘ sagt er zu einer Gestalt, ‚und du, und du! Euch kann ich gut verwenden zu dem, was ich am Lebendigen zeigen und deuten will, ihr scheint mir gerade in euren Gegensätzen charakteristisch und typisch für unsere Zeit. Du, alter badischer Landedelmann, Lutz von Stotzingen, mit deinen schweren Augenbogen und der kräftigen Hakennase, vermagst und willst dich nicht in die neue Zeit schicken. Verstehen kann man's. Denn sie hat dein Glück begraben, dein Gefühl verwundet.‘“ Die beiden Söhne und der Schwiegersohn sind im Kriege gefallen, er selber, der alte Major, ist verarmt, seine Waldungen hat ein Neureicher, der Holzhändler Thurnhauser, an sich gebracht. So sind zwei Pole der Handlung festgelegt. Zwischen ihnen beginnt nun, mit wechselnden Figuren, vornehmlich mit den Kindern der beiden, das geschickt geleitete Schachspiel des Romans. Thurnhauser muß erkennen, daß Geld allein nicht das Höchste im Leben ist, daß es auch noch seelische Werte gibt. Nach ihnen sucht sein tiefer gearteter Sohn, und er ist sicher, sie zu finden in der charakterstarken Tochter des Edelmannes. Aber die weist ihn ab; die Trauer um eine tote Vergangenheit zeichnet ihr andere Wege vor, sie will der Zukunft, der Jugend dienen. Die Absage wirft den jungen Thurnhauser nicht um, sie läutert ihn, bringt ihn zu der Reife männlicher Entschlossenheit. Aber auch Marianne Stotzinger soll noch ein neues Glück blühen. Ein reifer Mann, der erste Bürgermeister der Stadt, wirbt in der Stille und ohne sonderliche Hoffnung um sie. Ein wertvoller Mensch, tüchtig und pflichtgetreu, ist er in Gefahr — ein sehr feines Motiv — seiner verwitweten Mutter und den hartnäckigen, selbstsüchtigen Schatten der Vergangenheit die Werte eines Manneslebens zu opfern. Zäh kämpft die alte Frau um ihren, wie sie meint, alleinigen Besitz. Aber Martin Mohr und Marianne finden sich. So ist Wandlung und Läuterung auch hier Und deutlich spricht es einer der Menschen Stegemanns aus, ein Blinder, der sehend ist: „Wehe dem, der nicht die Kraft besitzt, sich zu wandeln im Sinne einer Erneuerung und einer Erhöhung seines Ichs. Und noch einmal wehe dem, der sein Wesen nicht zu behaupten vermag, wenn er durch eine Wandlung zurückgeworfen, zu neuen Zielen geführt wird. Das gilt für den einzelnen, wie für ganze Völker. Und auch den Krieg müssen wir aus der Entwicklung begreifen und müssen mit seinem Gedächtnis leben. Erst dann werden wir ihn überwinden und zugleich den Glauben behalten, daß alles nur Wandlung und Verwandlung war.“

Stegemann läßt keinen Zweifel darüber, daß das Vaterland, das uns geblieben ist,

wenn auch verstümmelt und innerlich zerrüttet, uns einen soll, damit wir zu neuen Möglichkeiten, zu neuen Formen, zu neuem Blühen gelangen...

*

Während der Buchchronist diese Eindrücke sammelt, ist es im allgemeinen noch still auf dem literarischen Markt. Von dem großen Adventsturm, der beängstigende Bücherwellen über die Ufer drängt, ist noch nichts zu spüren (denn früh muß mit der Herstellung eines illustrierten Heftes dieser Art begonnen werden). Aber an lesbarer leichter Ware fehlte es auch jetzt nicht, und der Zufall will es, daß zwei unserer bekanntesten Lustspieldichter, Presber und Fulda, gleichzeitig je eine Sammlung unterhaltender und kurzweiliger Geschichten herausbringen, von denen das Buch Rudolf Presbers: Liebe freilich das wertvollere ist.

Es liegt ein wehmütiger Schimmer über dieser „Liebe“, aber zum Glück ist es nicht so arg damit, der frohe Sinn behält die Oberhand und selbst die ergreifende Geschichte „Juttas Erlebnis“ beendet der Leser, falls wirklich mit einem nassen Auge, so doch auch mit einem heiteren. Nächst dieser zarten und feinen Novelle hat mir die weitaus längste Geschichte des Buchs „Der Spatz“ am besten gefallen. Ein aus dem Nest gefallenes Spätzchen findet der Herr Amtsgerichtsrat im Garten, er sucht es zu retten, höchst ungeschickt natürlich, und erfreut sich dabei des unerwarteten Beistandes einer hübschen Blondine. Es kommt zu einem kleinen Liebesidyll, das in seltsamer Nachwirkung zwischen dem Herrn Rat und der Frau Rätin wieder folgenreiche Rückfälle in die Jugend auslöst. Die Geschichte ist mit vollendetem Humor erzählt und es gewährt einen eigenen Genuß, zu verfolgen, mit welchen Mitteln die heiteren Wirkungen hervorgebracht werden. Man stößt da auf die geheimen Kunstgesetze der Komik und des Humors. Zunächst gehört das Auge eines geborenen Humoristen dazu, einen solchen Stoff zu finden: Hier die wundervollste Abart des homo sapiens: Der Herr Amtsgerichtsrat, der in allen Händeln des Lebens zu entscheiden weiß — dort das Hilfloseste, das es auf Gottes Erdboden gibt: ein aus dem Nest gefallenes Spätzlein. Nun, der Herr Rat ist ihm gegenüber noch hilfloser, zumal im Beisein einer hübschen Blondine, die ihm auf die Finger sieht. Mit sicherem Griff wird der scharfe Gegensatz, in dem die Komik begründet liegt, herausgehoben: Auf die praktischen Ratschläge des hübschen Fräuleins, wie er dem Tierchen helfen müsse, erwidert der Rat jammernd: „‚O, Gott, o Gott! Watte und Semmel und Milch — und all so was? Und warm machen soll ich's auch noch —'. Wie Berge von Pflichten türmte es sich drohend vor dem Amtsgerichtsrat auf. Er war gewohnt, Akten zu erledigen, Schöffen zu belehren, Zeugen zu ermahnen, aber nicht aus dem Nest gefallene Spatzen zu verwarten.“ Kuno Fischers scharfsinnige Untersuchungen über die Probleme der Komik und des Humors sind nicht so einleuchtend wie solch ein Beispiel.

Aber man könnte die Theorien dieses und anderer Forscher auf besagtem Gebiete sehr wohl anwenden auf eine Unterscheidung zwischen dem Buch Presbers und dem Ludwig Fuldas, das er Bunte Gesellschaft nennt. Bei Fulda überwiegt mehr der Witz und die Satire. Nicht daß ihm damit der Humor abgesprochen werden soll, aber er kommt bei dem liebenswürdigen Erzähler doch nur gelegentlich einmal heraus, während uns um so mehr sein geschliffener Sarkasmus, seine feine Ironie und treffende Satire unterhält. Auch im Märchenhaften bewährt sich die geschickte Hand des formsicheren Schriftstellers, während das Phantastisch-Spukhafte weniger ursprünglich bei Fulda anmutet. Sehr hübsch sind einige Jugenderinnerungen, die er unter dem burschikosen Titel: „Aus meinen Flegeljahren“ erzählt. Wir erfahren da, wie der kleine Ludwig schon früh seine Neigung für die Bühne betätigt und zum Entsetzen seiner Mutter die ganze Wohnung umkrempelt, um Bühne und Zuschauerraum herzustellen. Wohl nicht ohne leise Selbstironie erzählt Fulda, daß er dabei besonderen Fleiß auf die Herstellung der — Eintrittskarten vorwendet hat. „Ich hatte die Billette genau nach bekannten Vorlagen gleich in ganzen Heften angefertigt, im Schweiße meines Angesichts mit sauberster Druckschrift bemalt und numeriert. Nun mangelte, um sie bequem abtrennen und dann wieder die Kontrollkupons ablösen zu können, nur noch die Durchlochung.“ Des Knaben Versuch, hierzu die Nähmaschine zu benutzen, wird ihm von der Muter verwehrt und er klagt: „Ich mußte das mühselige Geschäft Stich für Stich mit einer Stecknadel bewerkstelligen und dabei eine Zeit aufwenden, in der sonst voraussichtlich ein ganz neues Hohenstaufendrama entstanden wäre.“ Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Auch Goethe hat bekanntlich in früher Jugend schon Theater gespielt, zunächst Puppentheater; freilich, daß er dabei besondere Mühe auf die massenhafte Herstellung von vollgültigen Eintrittskarten verwendet hat, verschweigt der Alte. Aber Fulda sollte nicht klagen: Dadurch, daß sein Kindheitswunsch, die Eintrittskarten schon im Maschinenbetrieb herzustellen, ihm verwehrt und er gezwungen wurde, nun tagelang mühselig Stich für Stich haarscharf mit der Stecknadel zu arbeiten, hat er gewiß die unfehlbare Sicherheit im Anbringen seiner Pointen gewonnen, die uns auch in dieser Bunten Gesellschaft erfreut.

* * *

Die moderne englische Kurzgeschichte. Von Karl Arns

Die große literarische Mode in England ist immer noch die short story, die „Kurzgeschichte". In dieser typisch angelsächsischen Erzählungsgattung wird ungeheuer viel geschrieben. Aber der Masse entspricht keineswegs die Güte. Die Kurzgeschichte ist zur Literaturware geworden, sie gilt jetzt als erlernbare Kunst, als literarisches Handwerk. Ihre Heimat ist in Amerika zu suchen. Als ihr eigentlicher Begründer gilt Edgar Allan Poe. Das Grundprinzip der Gattung, nämlich die Einheit der Wirkung („unity of effect", „single effect"), sucht er durch straffe Handlung und einheitliche Stimmung in einer im übrigen völlig neutralen Umwelt zu verwirklichen. Menschengestaltung ist nicht seine Hauptstärke, aber sie spielt in der Kurzgeschichte nur eine zweite Rolle. Diese will weder die Wirklichkeit abbilden noch eine Weltanschauung vermitteln. Sie verlangt ferner dramatische Bewegung, mag diese nun gipfeln in einer verblüffenden Pointe oder in der Lösung einer inneren Spannung.

Diese Technik des „moment of illumination" oder des „illuminating point" hat Katherine Mansfield zur Meisterschaft entwickelt. Sie ist keine Geschichtenerzählerin. Sie stellt psychologische Situationen dar, beschreibt die seelischen Einzeleigenschaften anscheinend belangloser belebter und lebloser Dinge, berichtet die an sich gleichgültigen und sogar törichten Bemerkungen, Gesten und Handlungen ihrer Personen, um alle ihre Beobachtungen in eine die ganze Geschichte hindurch unverändert festgehaltene zitternde Atmosphäre zu rücken. Sie sucht nicht zu ergründen, wie ihre Gestalten zum Rätsel des Lebens stehen, ob das Leben an und für sich gut oder böse ist; sie läßt uns das Leben in seinen Tiefen für einen Augenblick intensiv erfassen, indem sie ein alltäglich Gegebenes aus der Umwelt heraushebt und zum Symbol erhebt. Ihre Impressionen betonen vorzugsweise die ironischen Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt, aber nie entartet ihre Ironie zu bitterem Zynismus. Wie die Dichterin insbesondere Atmosphäre schaffen und Gefühlserregungen vermitteln kann, zeigen ihre beiden besten Kurzgeschichten „Ma Parker" und „The Doll's House". Beides sind Stimmungsbilder einer unter den Schlägen eines unverständlich grausamen Schicksals leidenden Unschuld. Beide werden durch ihre tragische Wahrhaftigkeit aus dem Bezirk des Häßlichen und Gemeinen ins Reich des Schönen gehoben, und in beiden triumphiert die Unschuld auf geheimnisvolle, nahezu göttliche Art über die Grausamkeit. „Ich hab' das Lämpchen gesehen", sagt Else in „The Doll's House"; das ist ein bedeutsamer Augenblick, so nichtig und flüchtig er auch erscheinen mag; er ist der „illuminating point". Die kleine Lampe ist das rührende und ergreifende Sinnbild menschlichen Glückes und menschlicher Sehnsucht, gesehen durch das Bewußtsein der vom Schicksal verstoßenen Kinder, die das Puppenhaus der Reichen schauen dürfen, und denen das nie entzündete Lämpchen eine leuchtende Erinnerung bleibt. Das Geschehen ist hier ebenso simpel wie etwa in der Erzählung „Honeymoon", aber auch hier sehen wir wieder, daß ein Symbol um so einprägsamer ist, je schlichter es ist; das in den Wonnen des „Honigmonds" schwelgende Paar wird durch die vergeblich flehende Stimme des ausgedienten alten Sängers zur Selbstbesinnung gebracht; die beiden Glücklichen erkennen plötzlich die „schreckhaft wunderbare Tatsache", daß es auch Leiden gibt, daß sie selbst noch sozusagen am Beginn von allem stehen; angesichts der schimmernden See, die das Land liebkosend bespült, des Himmels, der vor dem Abend noch in vollem Glanze erstrahlt, fragen sie sich, ob sie das Recht zu ihrem Glücke haben, ob das nicht grausam ist, ob es etwas anderes im Leben gibt, „was alle diese Dinge möglich macht"; und sie entfernen sich in aller Hast, „ehe der alte Kauz noch einmal zu quäken anfängt".

Walter de la Mare ist der zweite Meister der modernen short story. Wie seine Gedichte, so sind auch seine Erzählungen umflossen von atmosphärischer Übersinnlichkeit, umschimmert von phantastischem Glanze. Er entstofflicht die Wirklichkeit und baut aus luftigen und duftigen Ideen eine mystische Überwelt auf. Die Außenwelt, wie sie dem nüchternen Verstande erscheint, vergeistigt er, um aus ihr die geistige Wesenheit herauszuholen. Der Schein, die Vision, der Traum sind ihm lieber und wertvoller als die sinnliche Realität. Selbst wenn er Poes Lieblingsgebiet, die Nachtseite der menschlichen Natur berührt, kommt sein schönes Menschheitsgefühl zum Durchbruch. Das gilt sogar von seiner neuen Sammlung phantastischer Erzählungen „The Riddle and other stories", in denen er nach dem verborgenen Sinne des Lebens tastet, deren Gestalten etwas Pathologisches, Dekadentes haben, die beinahe okkultistische Einflüsse vermuten lassen. Mit ihnen kommt er einem Hauptzuge der neuen englischen Geistigkeit entgegen, dem Zuge zur Mystik schlechthin als Abkehr von naturwissenschaftlicher Weltauffassung. In seinen Zwielichtträumereien verzichtet der Dichter auf eine logisch durchgeführte Handlung, aber er weiß uns das Unbegreifliche greifbar zu machen mit feinstem Taktgefühl, ohne Wortschwall, ohne Deutung und ohne Verteidigung des Wunders. Wenn es ihm beliebt, verleiht er der einfachsten Tatsache eine phantastische, unheilvolle Bedeutung. Die Blumen läßt er blühen, als ob ein Dämon sie triebe, und wir schauern, wenn wir mit ihm die Drosseln im Walde hören.

In eine realere Welt führt uns A. E. Coppard. In seiner Klarheit und soliden Kraft erinnert er an die alten holländischen Maler. Jeder Gegenstand, der mit seinen Augen geschaut und durch seine Kunst gestaltet ist, besitzt einen Wirklichkeitswert und eine Bedeutung, die sich nicht von irgendeiner Philosophie ableiten läßt. Seine Liebe zum Konkreten spiegelt sich wider im Stoff und im Stil. Das Milieu, in dem er zu Hause ist, ist das Land und das Landleben. Bauern, Schäfer, Jäger, Gastwirte sind seine „Helden“. Realistisch sind seine Mittel: Die Häufung kleiner Züge, scheinbar belangloser Episoden, Streiflichter zum abgerundeten Gesamteindruck. Realistisch ist auch sein Temperament, und doch liegt seine Gestaltungsqualität jenseits der Bedürfnisse eines Realisten. Er besitzt die nicht geringe Fähigkeit, die in ihrer Idee geschauten Menschen des alltäglichsten Alltags wieder so in die Leiber, Verrichtungen und Umgebungen dieses Alltags zurückzuversetzen, als wenn er sie nie idealisiert hätte. Als innere Form strebt er die Romantik der Realität an. Er läßt das wunderbare Schicksal des Alltäglichen durch die Zeilen zittern. Als ungewöhnlicher Mensch staunt er vor dem Gewöhnlichen und vermag als Dichter uns dieses Staunen auch mitzuteilen. Mit greifbarer Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit weiß er z. B. die Grausamkeit des Schicksals zu symbolisieren in der kurzen tragischen Erzählung „Mordecai and Cocking“, ohne darüber lange zu reflektieren und zu räsonieren: „Cocking ließ unbeobachtet nahe bei den Buchen seinen Hund los. Das Reh schoß über den Hügelhang dahin und war fort. Es raste nicht nur, es schien dahinzuschweben, wie der Schatten des Windes selbst. Sein fahler Leib mit den halbgespitzten Ohren und den unmerklich zuckenden Hüften flog über die Erde mit der steten Schnelligkeit einer Möwe. Der Hase drängte sich dazwischen und folgte mit Sturmesgeschwindigkeit dicht hinter ihm her. Aber Cockings Hund, ein nußbraunes, schwarzohriges, verteufelt gewandtes Geschöpf, hatte endlich den Hasen seiner Träume gefunden und floh über den Hügelrasen dahin leicht wie eine Wolke. Der in langen Sätzen springende Hund fegte mit starrender Leidenschaft auf seiner Spur dahin, folgte in großen Kurven dem fliehenden Wesen, das in dem prallen Sonnenlicht auf dem Hügelstück zu einem einzigen lauten Seufzer der Furcht wuchs. Die Lerche hemmte die bescheidene Flut ihrer Freude und kreischte in Tönen des Mitleids über die in die Länge gezogene Flucht; und herzlos mußten die sein, welche das ungerührt mit ansehen konnten, sie konnten nicht fühlen, wie süß der Tod ist, wenn man Hund ist, wie grausam er ist, wenn man Hase ist. Zu lang, o zögernder Tod, für das kleine wachsweiche Herz, und zu lang, o zögernder Sieg, für den Verfolger mit dem flammenden Munde.“

Neben der bereits verstorbenen einzigartigen short story-Dichterin der englischen Moderne sind Coppard und de la Mare die anerkannt bedeutendsten Vertreter dieser Gattung. Jeder von ihnen erfüllt mindestens eines der Erfordernisse der modernen Kurzgeschichte: Katherine Mansfield durch die symbolische flüchtige Schau des Alltäglichen, Walter de la Mare durch die Einordnung der „Handlung“ in die Atmosphäre, A. E. Coppard durch die dramatische Bewegtheit der Handlung. In gewissem Abstande von ihnen wären noch zu nennen der empfindsame, wählerische C. E. Montague, der sanft ironische Martin Armstrong, die durch das innere Erleben fesselnde Ethel Colburn Mayne. Sie zählen wenigstens zu den bedeutenderen short story-Dichtern. Bedeutend ist hier nicht identisch mit populär. Die populärsten und literarisch belanglosesten Kurzgeschichtenschreiber sind diejenigen, welche dem Amerikaner O. Henry Gefolgschaft leisten. Mit ihnen erreicht die Kurzgeschichte ihre letzte, nicht die höchste Stufe der Entwicklung, ihre vollkommene Journalisierung. Aber auch bei Henry wie bei seinen zahllosen noch lebenden englischen und amerikanischen Nachbetern finden wir einen „illuminating point“, wenn wir diesen Begriff seiner praktischen Assoziationen entkleiden und ihn begreifen als treffsichere Pointe, als ein Überraschungsmoment, in dem die ironische oder sentimentale Handlung kulminiert. Auf engstem, oft nach Worten abgemessenem Raume erreichen auch die modernen Henry-Jünger ihre größten (nicht die tiefsten!) Wirkungen. Ihre Technik ist immer raffinierter geworden, aber der innere Gehalt, das „Ethos“, ist im wesentlichen geblieben, wie es zu Anfang gewesen ist. Die bekannten Kurzgeschichten-Fabrikanten, wie die ernster zu nehmenden noch lebenden Meister dieser Gattung, appellieren an die beiden ursprünglichsten Affekte des Menschengeschlechtes: Komik und Humor, Lachen und Weinen, Sentimentalität und Rührung. In der ernsthaften, nicht bloß auf die Unterhaltung und Spannung eingestellten neuen short story klingt die weltanschauliche Note wenigstens an. Aber die wertvollsten und dauerhaftesten Leistungen der modernen englischen wie amerikanischen Literatur sind nach wie vor im Roman und in der Novelle zu suchen, nicht in der Kurzgeschichte, deren in knappsten Raum gedrängte Form die Vertiefung seelischer, ethischer, sozialer Probleme nicht zuläßt.



Jagdtreffen. Gemälde von S. Power



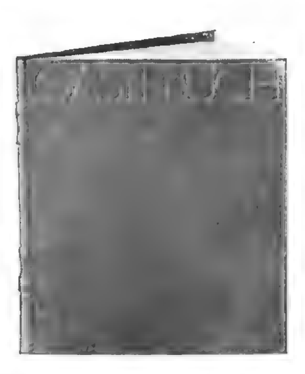
Illustrierte Rundschau

Die schöne Frau — Gästebücher — Käthe Kollwitz — Der Porzellanmaler Yorck von Riedel — „Die Zirkusprobe" von P. Metzinger — Der Bildhauer Prof. Richard Engelmann — Das Marmorschiff in Peking — Der Maler Victor Hammer — Schlafzimmer von Prof. Ernst Haiger — Zu unsern Bildern

Die schöne Frau — man hat sie eine ganze Weile nicht gemalt, um sich nicht verdächtig zu machen. Der rechte Künstler glaubte verpflichtet zu sein, ja nichts zu schaffen, was den Beschauer bestechen könnte. Man merkte gar nicht, wie pedantisch es war, sich aus theoretischen Gründen gerade der reizvollsten Aufgabe zu



Bildnis Elsa Krüger. Gemälde von Prof. Georg Walter Rößner
(Ausstellung der Künstlergilde, Berlin)


Einbände für „Gästebücher“ auf der Münchner Ausstellung: „Das bayrische Handwerk“
Links: Halbpergamentband von Franz Diehl, München. In der Mitte: Lederband von Hedwig Jacob, München. Rechts: Maroquinband von Karl Ebert, München

entziehen, die es für den Künstler gibt, und es war ein Zeichen der Gesundung, als die Künstlergilde in Berlin eine gewählte Sammlung moderner Frauenbildnisse ausstellte. Hier fanden wir die Zeichnung der Lil Dagover von Prof. Emil Orlik (zw. S. 272/273), eine Arbeit von wunderbarer Zartheit in Linie und in Tönung. Hier sahen wir auch zum erstenmal das Rößnersche Bildnis einer anderen Filmgröße, der Elsa Krüger. Prof. Georg Walter Rößner, ein Schüler Lovis Corinths, liebt das Maßhalten. In seinen Bildnissen enthüllt er sein tiefes Gefühl für das Seelische, aber er zeigt auch einen scharfen Blick für das Modische und gehört so zu den immer seltenen Künstlern, die elegant wirken, ohne süß oder leer zu werden.

★

In der Münchner Ausstellung „Das bayrische Handwerk“ hat man das Handwerk in seiner Bedeutung für Geschichte und Gegenwart, in seiner unlöslichen Verflechtung mit Technik, Wirtschaft und Kultur aller Zeiten eindringlich und umfassend dargestellt. In mehr als 70 Werkstätten wurde die Technik



Brot. Lithographie. 1924. Von Prof. Käthe Kollwitz



verschiedener Handwerke in lebendigem Betriebe vorgeführt, darunter auch die Buchbinderei. Aus der mit der Werkstatt verbundenen Ausstellung mustergültiger Leistungen bilden wir hier einige besonders schöne Einbände für Gästebücher ab.

★

Im Verlage von Emil Richter zu Dresden ist im Anschluß an das ebenda 1913 erschienene beschreibende Verzeichnis von Johannes Sievers eine Zusammenstellung der seit 1912 entstandenen graphischen Arbeiten von Käthe Kollwitz veröffentlicht worden. Der reich illustrierte und gut gedruckte Katalog umfaßt Radierungen, Holzschnitte und Lithographien und stellt eine der wichtigsten Huldigungen dar, die der großen Künstlerin zu ihrem sechzigsten Geburtstage am 8. Juli dargebracht wurden. Käthe Kollwitz hat ihre Kunst, ihr Herz den Armen verschrieben. Noch immer wohnt sie mit ihrem Mann, einem Arzt, im Norden Berlins, mitten unter den Menschen, deren Elend sie mitfühlt und deshalb immer wieder zu schildern gezwungen ist, in Klage und Anklage. Man kann das Schaffen der Käte Kollwitz nicht rein ästhetisch, aber man soll es noch weniger politisch, sondern menschlich würdigen.

★



Oben: Nachdenkende Frau. Lithographie von Prof. Käthe Kollwitz. 1920
Die Eltern. Holzschnitt von 1923 aus der Folge „Krieg“. Von Prof. Käthe Kollwitz



Porzellanmalerei von York von Riedel, Berlin NW.

Der ehemalige Major York von Riedel in Berlin hat sich zu einem vortrefflichen Porzellanmaler entwickelt, der namentlich das Pferd, auch vom Standpunkt des Fachmannes aus angesehen, meisterhaft beherrscht. Eine Schulquadrille, die vor einigen Jahren auf dem Berliner Reit- und Fahrturnier von Damen und Herren der Gesellschaft in friderizianischer Tracht mit bedeutendem Erfolg geritten wurde, regte den Künstler zu einem ganzen Service an, das in der Berliner Manufaktur hergestellt und von dem kürzlich so tragisch aus seiner Bahn gerissenen Prinzen Friedrich Siegismund und seiner Gemahlin erworben wurde.

★

Wer nur Pferdekenner ist, wird über die „Zirkusprobe" von P. Metzinger, einem elsässischen Maler, erstaunt sein. Dieser Schimmel mit dem walzenförmigen Leib und den schlecht angesetzten hölzernen Beinen stammt von einem Karussell! Soll er auch. Denn es kam dem Künstler darauf an, die Unnatur dieser Zirkuskunst auszudrücken. Daher auch die Puppenhaftigkeit der Reiterin und des Clowns. Wenn wir nicht mehr mit dem Wunsche nach Naturtreue an das Bild herangehen, sondern es so, wie es ist auf uns wirken lassen, wird es uns auf einmal sehr natürlich vorkommen und vor allem sehr lustig.

★

Der in Weimar tätige Bildhauer Prof. Richard Engelmann ist einer unserer bedeutendsten Plastiker. In Bayreuth 1868 geboren, hat er sich schon vor vielen Jahren vor anderen durch den Monumentalbrunnen an der Görlitzer Stadthalle einen Namen gemacht. Früh hat das Weimarer Museum eine gewaltige „Ruhende Frau" von ihm erworben. Aus dem neuen Schaffen Engelmanns teilt dieses Heft einige Proben mit. Unter den Kunstbeilagen findet der Leser (zw. S. 248/249) die wundervoll bewegte Gruppe der „Drei Grazien". Jeder kennt Canovas klassisches Werk. Engelmanns Auffassung ist plastischer. Die drei Frauen sind strenger in eins komponiert. Eine herrliche Einzelfigur, die Wahrheit darstellend, schmückt das Weimarer Justizgebäude. Daß Engelmann auch die reißende Bewegung künstlerisch beherrscht, läßt seine „Pferdegruppe" erkennen.

★

Otto Böhringer-Reuther (Bopp & Reuther, Armaturen, Pumpen, Wassermesser, in Mannheim-Waldhof) hat von einer Weltreise allerlei seltene und schöne Aufnahmen mitgebracht, die sich von dem üblichen unterscheiden. Von den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Bildern sei hier eins wiedergegeben, das Marmorschiff im Sommerpalast zu Peking. Unter den vielen, uns Europäer seltsam anmutenden Tempeln und sonstigen Bauten dieser ehemals kaiserlichen Residenz fällt dieses in einen See gebaute lustige, steinerne Schiff besonders auf. Es ist wunderlich, eigentlich unsinnig, aber nicht geschmacklos, und man möchte wünschen, daß es die Fährnisse chinesischer Bürgerkriege unbeschädigt überstehe.



Zirkusprobe. Gemälde von P. Metzinger

Victor Hammer ist ein Wiener Maler und steht in der Mitte der vierziger Jahre. Er weiß, was die Welt zu bieten hat, und steht ihren Freuden und ihren Forderungen weder fremd noch ablehnend gegenüber. Man kann diesem Wiener, der als Bildnismaler in der Londoner Gesellschaft und Diplomatie starken Beifall gefunden hat, einen Europäer nennen. Aber sein Letztes und Bestes findet er nicht im Strom der Welt. Gleich nach dem Kriege zog er sich von Wien aufs Land und später nach Italien zurück, wo er in Settignano bei Florenz lebt und „sieht, was Farbe ist". Er hat seine Kunst von Anbeginn auf altmeisterlichen Grundsätzen aufgebaut. Dürer, Holbein sind die großen Muster, denen er sich bewundernd naht. Aber auch die Wiener

Biedermeiermalerei Waldmüllers ist nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Er ist handwerklich außerordentlich begabt, beobachtet aufs schärfste und gibt die Natur bis in ihre letzten Geheimnisse wieder. Man betrachte daraufhin den „Mann mit der Stimmgabel“. Mit geduldigster Ausführlichkeit ist jeder Streifen des Schlafrocks, jede Falte des Halstuchs, jede Saite der Laute notiert. Aber ungleich deutlicher ist noch die gespannte Aufmerksamkeit des Musikers wiedergegeben, nicht bloß in der Haltung und im Ausdruck des Kopfes, sondern auch in der beredten Sprache der den Ton auf dem Instrument anschlagenden Hand. Hammer ist übrigens auch schriftkünstlerisch tätig. Seine Hammer-Unziale ist in der weltberühmten Schriftgießerei der Gebr. Klingspor in Offenbach erschienen.



★

Wer keine Lust dazu hat, braucht auch heute noch nicht in getäfelten Räumen zu wohnen und in Bauhauskisten zu schlafen. So dankbar wir alle Bestrebungen begrüßen, die den Ballast aus der Wohnung werfen und einen neuen, dem Maschinenzeitalter angepaßten Stil finden wollen: wir wollen uns vor amerikanischer Uniformierung hüten und dankbar sein, wenn es heute noch Werkstätten und Künstler gibt, die nicht nur für kalte Praxis, sondern auch für behagliche Wärme etwas übrig haben. Denn trotz allen Wohnungsnöten ist für die meisten nach wie vor das Haus auch das Heim, und wer nicht so glücklich ist, der wünscht es sich wenigstens. Für die Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk zu München hat Prof. Ernst Haiger das hier farbig wiedergegebene Schlafzimmer entworfen. Es stammt von weither, noch aus dem Barock, aber man wird von keiner Üppigkeit erdrückt. Man atmet frei, und wenn dies Zimmer auch kostbar ist: es ist doch bürgerlich empfun-



Pferdegruppe. Oben: Die Wahrheit. Marmorfigur im Justizgebäude zu Weimar von Richard Engelmann



Marmorschiff im See vom Sommerpalast des früheren Kaisers in Peking
Aufnahme von Otto Böhringer-Reuther
Unten: Ein Mann mit einer Stimmgabel in der Hand. Gemälde von Victor Hammer-Wien. Phot. E. P. S.

den. Schade, daß wir solche Innenräume nicht regelmäßig farbig zeigen können! Wie wichtig ist die Farbe für den Raum und wie ausgezeichnet geht hier grün, rot und goldgelb zusammen! Der Eindruck ist ruhig und doch nicht langweilig, üppig und nicht überladen.

*

Ein neues Bild von Arthur Kampf eröffnet das Heft. Die „Bauarbeiter" zeigen erneut, welche Freude der Künstler auch an rein körperlicher Arbeit hat. Aber



auch einen so einfachen Vorwurf aus dem Alltag komponiert er weise, so daß daraus nach Linie und Farbe ein glänzendes Stück Malerei wird, bis ins letzte gekonnt, ungeschminkt und doch, weil eben ein großer Künstler tätig war, über das Gewöhnliche erhaben. Bei dieser Gelegenheit sei an Hans Rosenhagens liebevolle Monographie über Kampf erinnert; sie ist in unserem Verlage erschienen.

Der Erfolg, den die Hefte im November 1925



Schlafzimmer. Entwurf von Prof. Ernst Haiger. Aus der Ausstellung der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, A.-G., München

mit der Veröffentlichung des Aufsatzes von **Hugo Schnars-Alquist** gehabt haben, ist noch heute in Zuschriften spürbar. Dieser Maler des Weltmeeres ist eben ein ganz eigenartiger Meister, dessen großer Kunst sich kaum ein Herz verschließen kann. Sein „Sturm in der Biscaya“ (zw. S. 240/241) reiht sich seinen wirkungsvollsten Bildern an. — Mit **Hermann Tiebert**, der seine Frau und sich gemalt hat (zw. S. 304 u. 305), lernen die Leser einen neuen Maler kennen. Er ist 1895 in Koblenz geboren. Während er von mütterlicher Seite ein Rheinländer ist, brachte ihm sein Vater brandenburgisches Blut. In Karlsruhe hat Tiebert die Akademie besucht, als Meisterschüler Trübners. Doch gehörte er früh zu denen, die in guter Kameradschaft mit Altersgenossen neue Wege suchen. Er fand sie, als ihm die Köstlichkeit der altdeutschen, der altflämischen und der frühitalienischen Malerei aufging. Seit sechs Jahren ist Tiebert verheiratet und lebt auf dem Lande im Allgäu. Im Umgang mit der Natur und in der Einsamkeit hat er seinen Stil gefunden. Er hält nichts von der „Hudelei und Immer-Druff-Malerei“. Er will das Ganze und das Einzelne harmonisch vereinen. Und er glaubt, man müsse an jedes Bild die Kräfte bis zum Äußersten setzen, um etwas Tüchtiges oder gar Großes zu leisten. Solche Bilder der Inbrunst, wie er sie schön und bezeichnend nennt, verlieren niemals ihre Zaubermacht, aber sie sind selten. Doch will uns scheinen, als ob das Doppelbild zu ihnen zähle. — **Ludwig Dettmanns** „Sonne und Erde“ zeigt den vielseitigen Meister als mystischen Poeten (zw. S. 238 u. 239). Hier scheint sich der Himmel aufzutun und die geheimnisvolle Hochzeit zwischen dem Überirdischen und dem Irdischen zu vollziehen. — Den Schluß der Kunstbeilagen bildet das flott gemalte Jagdtreffen von **S. Powes** (zw. S. 336/337), lebhaft, ausgezeichnet beobachtet, eine Freude für jeden Freund der Jagd, eine Freude aber auch für den Liebhaber tüchtiger Malkunst. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



Der Beobachter

Salzburger Nachklänge

Wenn die Tageszeitungen zu Beginn der großen Sommerferien die ersten Berichte bringen über die Festspiele, die Max Reinhardt in der herrlichen alten Mozartstadt veranstaltet, dann gibt's wohl jedem Theaterfreund einen innerlichen Ruck. Er überlegt, ob er seine Sommerreise nicht doch so einrichten könnte, daß er noch etwas von diesem stimmungsvollen Zauber miterlebt. Und er überwindet allerlei Unbequemlichkeiten, überschreitet wesentlich seinen Reiseetat (denn das bis zum letzten Hotelbett ausverkaufte Salzburg ist arg teuer geworden) und sitzt dann endlich am Fuß der Burg in dem Musentempel, in dem der ungekrönte König von Salzburg und seine Getreuen vor wenigen Wochen unerhörte Triumphe haben feiern dürfen.

Aber dieser Festspielhausgast brauchte nicht einmal ein besonders theatererfahrener und kritisch veranlagter Zeitgenosse zu sein, um mit schmerzlichem Bedauern feststellen zu müssen: die Vorstellung, die ihm hier in der letzten Augustwoche geboten wurde, ist kein Fest zu nennen, sie steht unter dem Durchschnitt jeder deutschen Mittelstadtbühne!

Man gab den „Sommernachtstraum". Reinhardt hat mit seiner ersten Inszenierung in Berlin, als aus „Schall und Rauch" mit den Serenissimusspäßen und der Don Carlos-Parodie eine ernste Bühne ward, eine der siegreichsten Schlachten geschlagen. Die Salzburger Aufführung aber, die da als Kehraus geboten wurde, wäre an der alten Stätte seiner Tätigkeit unerbittlich abgelehnt worden.

Ich habe den ganzen Abend über nur den einen Wunsch gehabt: säße doch Max Reinhardt hier im Zuschauerraum und erlebte er diesen Mischmasch der Stile, diese Bummelei der Zungen und der Blasinstrumente einmal ganz unvoreingenommen mit!

Über die bombastischen Kostüme der Athener kann man streiten. Sie sind so gesehen und entworfen, wie sich das Elisabethische Zeitalter den Prunk am Hof des Theseus vorgestellt haben mag. Die Farbenwirkungen sind hübsch — nur kann sich niemand in dem Plunderwerk bewegen. Und die unglaublichen Fehlbesetzungen muß man in Salzburg wohl in Kauf nehmen, weil Reinhardt für das Fremdenpublikum „Attraktionen" braucht, Varieténummern, internationale Stars. Die wunderschöne Miß Rosamond Pinhot radebrecht die Hippolyta, daß man meint, man wohne einer Schüleraufführung in einer amerikanischen Deutsch-Klasse bei. Und der bewegliche Tänzer Harald Kreutzberg, der den Puck ausschließlich mit dem Gesäß und den Beinen spielt, wird uns ja wohl nicht im Ernst als Schauspieler zugemutet werden sollen.

Aber die „poetische" Redeweise der übrigen Darsteller des Liebesspiels am Griechenhof und im Reich des Oberon! Es ist, als hätten sie alle die ersten Bühnensprechversuche, die die treffliche Else Heims s. Zt. unter Reinhardts Leitung tastend anstellte, im Grammophon als Muster eingeprägt bekommen. Zuckersüß naiv, jede Verszeile unerträglich gedehnt, jede Stimme eine Quart zu hoch. Was nützt es, daß die reizende Dr. Christa Tordy und die reizende Mar-

garethe Koeppke als Helena und Hermia, die reizende Maria Solvey als Titania reizend aussehen? Um Himmels willen, Herr Max Reinhardt, ward der ganze Apparat etwa nur in Szene gesetzt, um aus Shakespeares Lustspiel einen Film herauszuschneiden?

Die Rüpelszenen, aufs glänzendste besetzt (Richard Romanowsky als Thisbe!), kamen leider um alle Wirkung durch die gottsträfliche Langeweile, die der Darsteller des Squenz über sie aushauchte.

Eine Leistung dritten Ranges bot das Orchester. Wiener Philharmoniker saßen, dem Zettel nach, darin. Wer dieses mustergültige Ensemble aus Wien kennt, dem mußte sich das Herz umdrehen. Ich nahm an, daß die lieben und verehrten Meister an diesem Abend einen Ausflug ins Franzisti-Schlößl unternommen und eine gutwillige Aushilfe herübergeschickt hatten. So unrein habe ich die Mendelssohn-Musik überhaupt noch nicht spielen hören, zumal die Holzbläserstellen.

Die „Ergänzungen", die Bernhard Paumgartner hinzugefügt hat, gliederten sich in ihren barocken Entlehnungen mehr dem Stil der Kostüme als dem Geist der nun doch einmal klassischen Elfenreigen des blutjungen Felix ein.

Nein, dies war kein „Theater als Fest". Bloß ein Tummelplatz für Cook-Reisende. Man muß dieses für sechs Wochen auf die Sehenswürdigkeiten von Europa losgelassene Völkchen im Zwischenakt gesehen haben, wie es die saftspritzenden Salzburger Würschtl zerknackte . . .

Daß die Aufführungen, die sich unter Reinhardts Augen abspielten, dasselbe niedrige Niveau hatten, ist nicht anzunehmen. Aber es wäre zu wünschen, daß er sich übers Jahr erinnert: auch vor denen, die den Kehraus mitmachen, hat er einen Ruhm zu verteidigen!

P. O. H.

Berliner Bühnen

Die Winterspielzeit hat in diesem Jahr besonders lebhaft eingesetzt, trotzdem sich der September mit seinen sommerlichen Abenden so theaterfeindlich wie denkbar benahm. Wer alle Erstaufführungen besuchen wollte, hätte sich an manchem Abend dritteln müssen. Wer zur zweiten oder dritten Aufführung erschien, bemerkte an vielen leeren Plätzen und Reihen: das Publikum glaubte noch nicht recht an den Winter. Und es war auch wirklich in Potsdam oder Wannsee viel schöner als selbst in der Komödie oder in den Kammerspielen.

Die Direktoren haben für diese Saison sehr viel versprochen. Den einen Wunsch, den die Kritik ihnen immer wieder vorträgt, werden sie auch diesmal kaum erfüllen. Es scheint unmöglich zu sein, die Vorherrschaft des Auslandes auf unseren Berliner Bühnen zu brechen. Unsere zeitgenössischen Dramatiker sind, so heißt es, mit wenigen Ausnahmen nicht geschickt und vor allen Dingen nicht unterhaltend genug, um ein weltstädtisches Publikum auf die Dauer zu fesseln. Aber braucht es denn wirklich immer des Neuen? Unser modernes deutsches Theater hat sich in anderthalb Jahrhunderten einen „nötigen Vorrat dramatischer Dichtkunst" geschaffen. Aber es gibt in Berlin keine Bühne, die ihn uns ständig gegenwärtig hielte.

Lassen wir unsern deutschen Landsleuten den Vortritt! Im Theater in der Kommandantenstraße hat man die „Ehrliche Arbeit" aufgefrischt, eine alte Berliner Posse von

H. Wilken, einem Schauspielerdichter aus der Nachbarschaft von Adolph L'Arronge. Henry Bender spielt den reichgewordenen Bäckermeister, der sich aus den Fesseln seiner vornehmen Verwandtschaft befreit, und mit ihm, der einst im Metropol-Theater umjubelt wurde, steht ein Stück altes Berlin auf der Bühne. Sein schlichter und herzlicher Humor macht die aufgetragene Biederkeit der Posse schmackhaft. Wir schrecken zusammen, wenn ein leichtfertiger Schuldenmacher zu dem bösen Wucherer sagt: „Schröpfer, Sie sind mein böser Dämon,“ aber unser Herz singt mit, wenn der Ausflug an den Wandlitzsee steigt: „Der Mensch will auch mal Blümchen sehn und wie der Himmel blaut.“ Viktor Holländer dirigiert. Auch seine Metropol-Tage liegen weit zurück. — Richard Gorter, ein neuer Direktor, veranstaltete im Neuen Theater am Zoo einen lustigen Ludwig-Thoma-Abend. Es gab drei Einakter, zwei davon etwas literatenhaft aus dem Café Stefanie stammend („Gelähmte Schwingen“, „Dichters Ehrentag“); der dritte, „Die kleinen Verwandten“, die mit ihrem unerwarteten Besuch bei Regierungsrats um ein Haar eine Verlobung stören, sehr lustig. Wunderbar Gorter selbst in den Rollen des oberbayerischen Spießers als Metzgermeister Summerer und Inspektor Josef Bonholzer! — Das Thalia-Theater nahm in einer sauberen Aufführung Hauptmanns „Roten Hahn“ wieder auf. Die Komödie zählt zu den schwachen des Dichters, zu denen, die gealtert sind und die nie ganz jung waren.

Aber das Neue? fragt ungeduldig der Leser! Die Antwort heißt Verlegenheit. Im Lustspielhaus macht sich Ludwig Fulda über „Filmromantik“ lustig. Man spürt dem Stück die Verärgerung des Autors an, der mit seiner Zeit ganz und gar nicht zufrieden ist, und diese Verstimmung trübt die Freude an mancher geistvollen Wendung, an manchem bühnensicheren Auftritt. Eine enttäuschte Hoffnung bedeutet „Der dreimal tote Peter“ von Sling in der Königgrätzer Straße. Sling heißt Schlesinger, ein blendender Feuilletonist, der in den letzten Jahren die Berichterstattung aus dem Gerichtssaal zum literarischen Kunstwerk erhoben hat und dem auch schon hübsche Erfolge auf der Bühne gediehen sind. Er schrieb jetzt ein Stück aus Ludwigs XIV. Zeit und schöpfte den Stoff aus Pitavals Sammlung berühmter Kriminalfälle. Ein Stromer erlebt das Begräbnis seines unehrlichen Namens, raubt Namen und Ansprüche eines längst verstorbenen Edelmanns, wird in dessen Rolle zum drittenmal begraben und zieht, dem Glanz und der Langenweile bürgerlichen Lebens und Sterbens entrückt, hinaus auf die Landstraße und in die weite Welt. Abel spielte den Vagabunden mit heiterer Überlegenheit. In der Rolle eines jungen, klugen Mädchens, das Peter heiraten soll und lieben lernt, fiel die technisch noch nicht reife Jessie Vihrog durch ihr beseeltes Spiel auf. Das Stück selbst zerflatterte in redseligen Bildern. (Buch im Propyläen-Verlag, Berlin.) — Eine stümperhafte Arbeit wie die „Marschall Niel-Rosen“ von Albert Bernstein-Sawersky versuchte das Kleine Theater unter der Leitung Hans Schedlichs durchzusetzen. Aber Rosa Valetti allein in der Rolle einer um das Glück ihres Sohnes sorgenden Mutter konnte das französisch maskierte Stück nicht halten, und Lori Leux als verführerische Yvonne muß noch sprechen lernen.

Statt dieses nachgemachten Franzosen sieht man sich lieber echte an, im Renaissance-

Theater „Poliche", das ernst endende Spiel eines Hans Narren, der klüger ist, als er sich gibt; in den Kammerspielen Géraldys Lustspiel „Ihr Mann", mit Carola Toelle als der liebenden Frau, die durch das Mißtrauen ihres Gatten in die Arme eines Liebhabers getrieben wird. Unvergeßlich steht neben ihr Ida Wüst in der zerstreuten Oberflächlichkeit der Frau Jolivet, ihrer Mutter. Aber war es nötig, für Käthe Dorsch im Künstler-Theater „Die Dame von Maxim" aus dem Grabe zu rufen? Gewiß, Ralph Arthur Roberts ist in der Rolle des bedrängten Ehemanns sehr lustig anzusehen, und die Dorsch hat noch immer soviel natürlichen, unschuldigen Reiz, daß man ihr selbst in den veralteten Blödsinn dieses Schwankes folgt. Um so scheußlicher, wenn diese prachtvolle Frau ein zotiges Couplet singt.

Man gräbt aus. Shaws „Zinsen", ehedem bekannter als die „Häuser des Herrn Sartorius", die Anklage gegen den Wohnungswucher nicht nur, sondern gegen den Kapitalismus, von dem wir doch am Ende alle leben, werden in Max Reinhardts Komödie unter Forster Larrinaga meisterlich gespielt. Albert Steinrück, bullenmäßig, der reiche Wucherer, Grete Mosheim, von zarter Klarheit, seine Tochter, Brausewetter, ein guter Junge, ihr Liebhaber, Gülstorff, ein ernsthafter Humorist, als der Vertreter ledernen und herzlosen englischen Taktes, Julius Falkenstein gleich groß als armer, verhungerter Teufel wie als gelehriger Schüler seines geschäftstüchtigen Meisters.

Man gräbt aus. Die Volksbühne am Schiffbauerdamm versuchte ohne Erfolg Molières ergreifenden „George Dandin" durch Zwischenspiele im Geschmack des russischen entfesselten Theaters aufzufrischen. Glücklicher war das unter Barnowskys Leitung erneuerte Berliner Theater mit Scribes altberühmten „Feenhänden", die Leo Lenz modernisiert und sogar durch eine Modeschau glänzend bereichert hatte. Das ausgezeichnet gearbeitete Lustspiel heißt jetzt nach der von Erika von Thellmann lieblich verkörperten Heldin „Léonie", der jungen Gräfin, die einen Modesalon aufmacht, weil sie sich der Abhängigkeit von ihren vornehmen und beschränkten Verwandten — Adele Sandrock mit Federhut und Fischbeintaille ist ihre Großtante! — entziehen will.

Wahrscheinlich hätte Scribe mit verständigen Strichen auch in der ursprünglichen Form gewirkt. Aber unsere Dramaturgen sind keine Philologen mehr. Das Theater herrscht über den Dichter statt ihm zu dienen. Darüber sind sie sich einig. So hat Karl Heinz Martin in Saltenburgs Lessing-Theater die zehn Akte von Shakespeares „Heinrich IV." zu vierzehn Bildern zusammengezogen. Er hat Wegeners Heinrich, dem Prinzen von Deutsch, Riemanns Heißsporn und Klöpfers Falstaff genug gelassen, um den herrlichen Abend mit packendem Leben zu erfüllen. Diese Vorstellung ist die verdienstvollste, die man zu Beginn des Berliner Theaterwinters sehen konnte. Neben ihr verblaßt Shakespeares „Troilus und Cressida" bei Reinhardt, obgleich hier Hilperts Regie eine fast überwältigende Fülle guter Schauspieler aufmarschieren läßt. Dieser „Troilus" in seinem unausgeglichenen Schwanken zwischen heldischer Tragödie und Parodie ist nur eine Ausgrabung, und alle die Troer und Griechen verblassen in unserer Erinnerung vor Falstaffs bubenhaftem Pagen, den Gustav Gstettenbauer, bayerisch drollig wie sein Name, nicht nur zu spielen, zu gestalten wußte. **P. W.**





Von Helium, Preßluft, flüssiger Luft und technischen Rekorden

* Wenn irgendwo, so gilt in der Technik das Wort: Suchet, so werdet ihr finden! Mag es sich um das Verwirklichen irgendwelcher Möglichkeiten, um die Anpassung irgendeiner Neuerung an den Bedarf des Tages handeln, mögen Mittel und Wege gesucht werden, einen Rohstoff, ein bearbeitetes Material in die Anwendung und damit auf den Markt zu bringen: man sucht und — findet, früher oder später.

So hat auch die Suche nach deutschem Heliumvorkommen Erfolg gehabt: unsere Erdgasquellen enthalten von diesem überaus wertvollen Edelgas fast so viel wie die amerikanischen. Nun geht die Suche weiter nach Verfeinerung der Gewinnungsmethoden, und dann, wenn sie technisch gefestigt sein werden, kann Deutschland seinen Heliumbedarf selber herstellen und ist nicht mehr auf Amerika angewiesen. Eine neue Verwendungsmöglichkeit des Heliums ist auch bereits vorhanden.

Der aus der Tiefe emporsteigende Taucher muß sich unter besonderen Vorsichtsmaßregeln, die stundenlang geübt werden, langsam an den verminderten Luftdruck der Oberwelt wieder gewöhnen, um sein Blut von dem Stickstoff, mit dem es sich angereichert hat, zu befreien. Schwere Erkrankungen, die den Tod bringen können, sind die Folge zu raschen Emporsteigens. Unter Preßluft werkende Arbeiter sind der gleichen Gefahr ausgesetzt, wenn sie zu schnell ausgeschleust werden. Nun hat sich gezeigt, daß die Übergangszeit wesentlich verkürzt wird, wenn statt des Sauerstoff-Stickstoffgemisches als Atemluft ein Gemisch von Sauerstoff und Helium dient. Ferner wurde bei Heliumanwendung eine sichere Heilung von Tauchern und Preßluftarbeitern festgestellt, die, bereits erkrankt, im „Rettungssack" der Behandlung unterworfen waren.

Auch die Preßluft erobert sich immer neue Tätigkeitsgebiete. Für den störungsfreien Lauf von Wasserturbinen ist es überaus wichtig, daß kein Eis in die Zulaufrechen der Wasserkraftwerke gerät. Um das Gefrieren des Wassers zu verhindern und angetriebene Eisschollen wieder aufzutauen, wird Preßluft durch das Wasser geblasen. Das starke Wirbeln des Gemenges von Wasser und Luft läßt keinerlei Eisentstehung zu. Auch zur Dämpfung der Meeresbrandung tut Preßluft erfolgreiche Dienste. Vielleicht ergibt sich auf diese Weise eine neue Sicherung der Schiffahrt gegen Sturmeswellen.

Das eine Mal soll jede Eisbildung vermieden werden, das andere Mal aber ist Eis sehr erwünscht. So zum raschen Bau von Schutzdämmen, dort, wo dem Meeresboden Neuland abgewonnen werden soll. Was in monatelanger Arbeit geschaffen ist, reißen die vom Windeswüten aufgewühlten Wogen oft in Minuten wieder ein. Auch hier hilft Luft, aber nicht in zusammengepreßter und plötzlich befreiter Form, sondern als verdampfende Flüssigkeit. Bis auf 180 Grad unter Null sinkt die Temperatur, wo flüssige Luft wieder zum Gase wird. Bei diesbezüglichen Versuchen in einem Binnensee gelang es, in wenigen Stunden einen 2 Meter dicken und 15 Zentimeter über das Wasser emporragenden Eiswall hervorzubringen. Solange die Luftverdampfung, die in einer längs dem zu errichteten Dame streichenden Rohrleitung vor sich ging, anhielt, blieb er erhalten.

An der holsteinischen Nordseeküste soll dieses Mittel jetzt zur Durchführung von Landgewinnungsarbeiten benutzt werden.

Noch etwas von der Preßluft. Aus Frankreich kommt die Meldung, daß zwei dortige Techniker einen Motor gebaut haben, der die über alle Maßen erstaunliche Rekordzahl von 11 000 Umdrehungen in der Sekunde zustande bringt. Der Drehkörper dieses Übermotors schwimmt auf Luft und wird durch Preßluft angetrieben. Die Erfinder gedenken ihre Wunderturbine noch auf 15 000 Touren je Sekunde zu bringen. Wo und wie der neue Motor sich verwenden läßt, der in der vorliegenden Form etwa handgroß ist, muß die Suche danach erst ergeben. Des Spaßes halber sei ausgerechnet, wie weit eine Lokomotive, deren Kuppelräder im Radius 1 Meter messen, bei dieser Umdrehungszahl sekündlich und minütlich kommen würde. Das Ergebnis lautet: rund 94 Kilometer in der Sekunde, 5652 Kilometer in der Minute. Wobei aber ja nicht übersehen werden darf, daß diese Rechnung nur ein Vergleich ist!

Ein anderer Rekord: Bei Krupp ist ein Lasthebemagnet in Betrieb, der 75 Tons zu heben vermag. Das sind 75 000 Kilogramm, also das Gewicht von 1000 Menschen zu je 150 Pfund. Der Tragflächendurchmesser dieses elektrischen Magneten beträgt nur anderthalb Meter. Eine kleine Bewegung zum Ausschalten des Stromes — und die Last fällt ab.

John Fuhlberg-Horst.

Vom alten Pächter

* Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts kauften die kundigen Berliner Kunstsammler beim alten Pächter. Er war sozusagen der Geheimtip, den man sich gab. Sein bescheidenes Geschäftslokal in der Dessauer Straße war wie der Laden eines alten Trödlers mit den geheimnisvollsten Dingen überfüllt, denn Pächter, eines der wenigen Berliner Originale, handelte grundsätzlich überhaupt mit allem, was er billig einkaufen und schnell wieder absetzen konnte. Das waren seine beiden Geschäftsprinzipien. Von Hause aus — Bierverleger, war er vielleicht durch den Gleichklang der Berufe auf den Kunstverlag und dann auf den Kunsthandel gekommen. Was ihm jedoch an Bildung fehlte, ersetzte er durch ein fast nie zu täuschendes Auge.

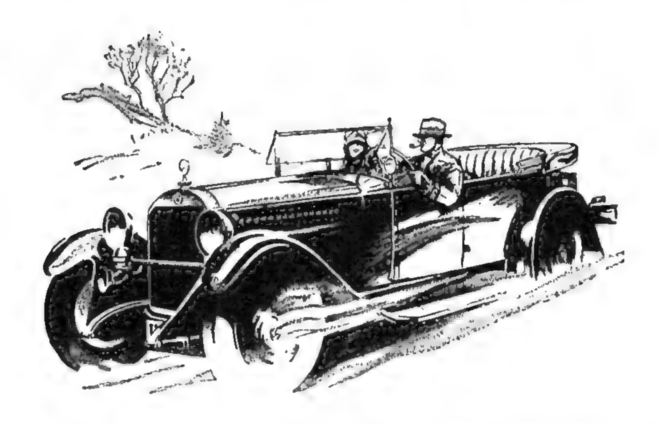
Einmal aber fiel er doch beinahe hinein. Er kaufte in Wien einen großen Buddha und konnte ihn durchaus nicht loswerden. Lange stand der Buddha zu Pächters Verzweiflung im Keller der Dessauer Straße Dann kam Bing, der große Ostasienkenner, aus Paris, sah den Buddha und fragte Pächter: „Ist er auch echt? Können Sie garantieren?"

Pächter konnte das nicht (aber Bing konnte es). Und der Pariser kaufte den Buddha für 200 Mark. Pächter strahlte. Bis er nach einiger Zeit erfuhr, daß Bing den Buddha für 20 000 Francs weiterverkauft hatte.

„Ein sehr kluger Herr!" sagte Pächter und fuhr nach Paris. Suchte die Maison Bing auf, stellte sich eine schöne Kollektion zusammen und bot dafür einen lächerlichen Preis. Bing war entrüstet. Pächter sagte: „Denken Sie an den Buddha!" Und Bing willigte lächelnd ein. Ein paar Monate später war Pächter wieder in Paris und holte unter Berufung auf den Buddha einen Stoß wertvoller japanischer Farbstiche nach Berlin. Aber als er zum dritten Male kam, wollte ihm Bing nichts verkaufen.



Auf allen Straßen



sehen Sie seit Monaten in immer steigender Zahl die neuen *MERCEDES-BENZ-Sechszylinder-Modelle von 8 u. 12 PS.* Überall im Straßenverkehr fallen sie auf durch ihre rassige Linie, die vornehme Eleganz ihrer Karosserien kennzeichnet sie als das berühmte Fabrikat der ältesten Automobilwerke der Welt. Ihre fahrtechnischen Eigenschaften sind das Entzücken aller Automobilisten, für ihre Qualität bürgt die Marke

MERCEDES-BENZ

Wollen Sie ein Urteil über diese Wagen hören, so fragen Sie die Besitzer, wollen Sie einen Wagen fahren, dann kommen Sie zu uns!

Preise

8/38 PS.		12/55 PS.	
Offener Viersitzer	*M. 7800.-*	*Offener Viersitzer*	*M. 11500.-*
Innenlenker	*M. 8600.-*	*Offener Sechssitzer*	*M. 11800.-*
bis	*M. 8900.-*	*4 Sitzer Innenlenker*	*M. 13500.-*
3 Sitzer Cabriolet	*M. 9500.-*	*6 Sitzer Pullm. Lim.*	*M. 13800.-*
4 Sitzer Cabriolet	*M. 9800.-*	*3 Sitzer Cabriolet*	*M. 14000.-*
		4 Sitzer Cabriloet	*M. 15000.-*

DAIMLER-BENZ A.-G.
STUTTGART-UNTERTÜRKHEIM

„Warum?" fragte Pächter erstaunt.

Bing lächelte fein. „Mein Beichtvater hat es mir verboten. Er meint, ich könnte durch das ständige Denken an Buddha nicht nur im Jenseits, sondern auch im Diesseits zu viel Schaden erleiden!" L. Br.

Künstlerhumor

Von Dr. Georg Jacob Wolf

* Im „Allotria"-Kreis traf sich alles, was in der Münchner Künstlerschaft Ruf und Namen hatte. Lange Zeit war Lorenz Gedon, Bildhauer und Architekt, gewissermaßen ein neuer Benvenuto Cellini, der Mittelpunkt des Kreises; er war ein Wunder an guter Laune und spaßigen Einfällen, dabei ein todkranker Mann, trotzdem er die Vierzig noch nicht erreicht hatte. Als er sein Ende nahen fühlte und ihm, dem unfehlbar dem Tod Geweihten, auf dringendes Zureden der Arzt die bittere Wahrheit gesagt hatte, versammelte er in der „Allotria" seine Freunde zu einem „Abschiedsfest". Es hub sehr traurig an, alles war auf elegische Molltöne gestimmt, aber allgemach stieg doch die in diesem Kreise heimische Fröhlichkeit zündend empor, die Flammen der Freundschaft und der Laune schlugen zusammen, und kaum ein Abend hat in der „Allotria" fröhlicher geendet als dieser. Gedon aber ließ sich fortan nicht mehr sehen, blieb im Hause, verbat sich Besuche, und wenige Wochen später schritten die Freunde hinter seinem Sarge. Dies gemahnt an eine ähnlichen Begebenheit aus dem Leben des Bildhauers Schwanthaler. Der versammelte auch, zwei Tage vor seinem Tode, seine Freunde, unter ihnen den Grafen Pocci und den Erzgießer von Miller, in seiner „Humpenburg", dem traulichen Kneipgemach neben seinem Krankenzimmer, erschien in ihrer Mitte, hieß sie die alten, ihm so lieben Lieder der Humpenburg singen und schlummerte in der Erinnerung an diese letzte Labe der Freundschaft selig in die Ewigkeit hinüber.

Als Gedons Abschiedsfest in der „Allotria" begangen wurde, war Lenbach schon geraume Zeit Präsident der Gesellschaft. Lenbach war ein ebenso gewaltig tätiger als gewalttätiger Mann. Seine liebste Zerstreuung war das Kartenspiel, der Tarock; jeden Abend saß er deshalb mit seinen Freunden, zumeist mit Generalmusikdirektor Levi, Gedon, Kuehl, später meist mit Hengeler und Läverenz, bei den Karten in der „Allotria". Sein liebster Freund aber war der große Humorist und Zeichner Oberländer. Als einmal ein „Phrenologe" in der Gesellschaft eingeführt wurde und an den verschiedenen Köpfen seinen Witz übte, da drückte er auch am Schädel des geduldig verharrenden, mit seinen Rehaugen erstaunt auf die Freunde schauenden Oberländer herum und erklärte dann als charakteristisches Merkmal: „Vollkommene Phantasielosigkeit". Das war Lenbach denn doch zuviel, wutschnaubend warf er die Karten auf den Tisch, sprang hastig auf und beförderte den „Phrenologen" höchst eigenhändig zur Türe hinaus.

Oberländers größter Schmerz war es, daß man ihn nicht als „Heiligenmaler" gelten lassen wollte. Er hielt sich in allem Ernst dafür und brachte sich, selbst ein Regensburger Organistensohn und im Bezirk kirchlicher Musik aufgewachsen, durch sein Harmoniumspiel oft in weihevolle Stimmung. Er pflegte, um das Heiligmäßige seiner Kunst zu betonen, wohl auf sein Bild

„Daniel in der Löwengrube" hinzuweisen, ohne zu bedenken, daß es im Grunde das komischste seiner komischen Bilder war: man konnte so gut verstehen, daß den zähnefletschenden, zungeleckenden Bestien dieser spindeldürre Geselle und Prophet nicht als begehrenswerter Leckerbissen erscheinen konnte!

Die Anekdoten, die über Wilhelm Leibl in München im Umlauf waren, bezogen sich fast ausschließlich auf seine Kraft. Einmal soll er dermaßen mit Makart gestritten haben, daß Gabriel Max unter den Tisch floh, Leibl aber aus Zorn ein Weinglas mit der Hand zerdrückte: als er dann am Morgen erwachte, sah er das Blut an der Hand und am Hemd und war, dank dem eingenommenen Alkohol, in der Wahnvorstellung befangen, er habe Makart ermordet und müsse fliehen. Nur allmählich gelang es Freund Gedon, ihn zur Besinnung zu bringen. Ein Hufeisen zerbrach Leibl, ohne daß es ihn Anstrengung kostete. In Unterschondorf raufte er mit den Bauernburschen, sperrte die Wirtshaustür ab und warf einen nach dem andern zum Fenster hinaus. Dort hat er auch einen alten Kachelofen durch seine mächtige Umarmung zu Tode gedrückt. Und beinahe wäre es einmal auch Knaus, der selbst ein Athlet war, ebenso gegangen. Knaus kam in München an, und mit andern Künstlern zusammen empfing ihn Leibl. Leibl wußte um Knausens Kraft und dieser um Leibls Kraft, und da drückten sich nun beide die Hände dermaßen, daß jede normale Menschenpfote in Trümmer gegangen wäre. Den beiden aber, die sich nicht aus ihren gegenseitigen Schraubstöcken entlassen wollten, trieb es nur die Augen aus dem Gesicht heraus, bis schließlich Knaus die gegnerische Pranke losließ und seinerseits auch Leibl nachgab. Was haben aber diese Athletenpranken an Wunderwerken äußerster malerischer Feinheit und minutiöser Subtilität in ihrer Kunst geschaffen!

Aus früherer Zeit der Münchner Künstlergeselligkeit klingen besonders die Namen Wilhelm von Kaulbach und Moritz von Schwind herüber. Beide waren schwierige Herren und lagen oft miteinander in Fehde, bis sie sich dann wieder bei irgendeinem Akademiefest versöhnten, unendlich viel auf die neue Freundschaft tranken und — wie es Josefa Dürck, die jüngste Tochter Kaulbachs, so amüsant in ihren Erinnerungen schildert — Arm in Arm, aber nicht mehr ganz sicheren Schrittes dem Hause Kaulbachs am Englischen Garten zu torkelten.

Auch in der jüngeren Münchner Künstlergeneration fehlten die Originale und mit ihnen die Anekdoten nicht. Manche von diesen jüngeren Kraftgenies sind schon heimgegangen, so Ignatius Taschner, den man einmal Theaterspielen gesehen haben mußte, der trinkgewaltige Köppen, der Bildhauer Heer, der geniale Karikaturist Rudolf Wilke, ein Geselliger von vielen Graden; manche aber weilen zu unserer Freude noch in der Blüte ihres Frohsinns in unserer Mitte.

Anekdote

Leutnant und Legationsrat

* Ein Neffe des Feldmarschalls Grafen Schwerin, des Helden von Prag, war Königlich Preußischer Legationsrat. Er geriet mit einem Fähnrich vom Regiment Garde in Streit über den Vortritt bei Hofe und beschwerte sich beim König über die Anmaßung des jungen Herrn. Der König aber beschied ihn mit der Belehrung, daß die Fähnrichs seiner Armee den Rang vor allen Legationsräten hätten, worauf der Graf den Zivildienst quittierte und Soldat wurde. — gl —




Verwendet
Zeiss
Ikon
Film



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig